



universität
wien

DISSERTATION

Titel der Dissertation

„Vom Umgang mit dem Vieh“

—

Eine qualitative Untersuchung zur Mensch-Nutztier-Beziehung
in Niederösterreich

Verfasserin

Mag.phil. Silke Zeitelhofer

angestrebter akademischer Grad

Doktorin der Philosophie (Dr.phil.)

Wien, August 2009

Studienkennzahl: A 092 307

Dissertationsgebiet: Sozial- und Kulturanthropologie

Betreuer: Univ.Prof.Dr. Wolfgang Kraus

Institut für Kultur- und Sozialanthropologie, Universität Wien

Für meine Großeltern

Emma und Willibald Preselmaier
und
Karoline und Fritz Zeitelhofer

in Liebe und Dankbarkeit



DANKE

vor allem den besuchten Bäuerinnen und Bauern für die Zeit, die sie mir geschenkt haben, für ihre Ehrlichkeit, ihre Gastfreundschaft und die interessanten Gespräche, die sich ergeben haben. Ich habe nette, offene Menschen kennen gelernt und kann ganz ohne Umschweife sagen, dass diese Gespräche definitiv den schönsten Teil an dieser Arbeit einnehmen. Mein Dank schließt auch die Hoffnung ein, dass sie sich in dem wieder finden mögen, was ich aus unseren Gesprächen erarbeitet habe.

meinem Betreuer Univ. Prof. Dr. Wolfgang Kraus, der bereits bei der Betreuung meiner Diplomarbeit Offenheit für interdisziplinäre Forschung, auch über die Grenzen der Sozial- und Kulturanthropologie hinweg, bewiesen hat. Für die Möglichkeit als Sozial- und Kulturanthropologin zu dieser Thematik im Rahmen meiner Dissertation forschen zu dürfen, bin ich ihm wirklich sehr sehr dankbar.

Univ. Prof. Dr.ⁱⁿ Elke Mader für ihre konstruktiven Vorschläge und die Bereitschaft sich ebenfalls auf diese vielleicht nicht ganz so „typische“ sozial- und kulturanthropologische Arbeit einzulassen.

Mag.^a Gertraud Seiser, die mich auf die Peasant Theory als theoretisches Konzept hingewiesen hat und zudem so freundlich war, mir ihre selbst zusammengestellten Literaturhinweise zu überlassen.

meiner Familie und meinem Freund Peter für ihre uneingeschränkte Unterstützung in allen Lebenssituationen, meinen Großeltern insbesondere noch dafür, dass ich die Gelegenheit hatte auf einem Bauernhof aufzuwachsen und ich dadurch diese Welt in ihrer Vielfalt kennen und schätzen lernen durfte und last but not least meiner Lebensfreundin Lisette für ihre Hilfe und ihre ständigen Aufmunterungen, die mir vor allem in den Schaffenskrisen dieser Arbeit Kraft gegeben haben und mich daran erinnert haben, dass ich meinem Ziel, nämlich diese Arbeit zu vollenden, mit jedem Schritt näher rücke.

Inhaltsverzeichnis

INHALTSVERZEICHNIS	4
1 EINLEITUNG	6
1.1 PERSÖNLICHER ZUGANG.....	6
1.2 PROBLEMSTELLUNG UND FORSCHUNGSFRAGEN	6
1.3 BESTIMMUNG UND DISKUSSION DER BEGRIFFE	9
1.4 AUFBAU DER ARBEIT	11
2 METHODE UND GESTALTUNG DER DATENERHEBUNG	12
2.1 GRUNDSÄTZE QUALITATIVER FORSCHUNG.....	12
2.2 DAS PROBLEMZENTRIERTE INTERVIEW ALS ERHEBUNGSMETHODE	13
2.3 UNTERSUCHUNGSGEBIET, SAMPLING, KONTAKTAUFNAHME UND INTERVIEWSITUATION	14
2.4 AUFBEREITUNG UND AUSWERTUNG	15
3 THEORETISCHER TEIL.....	17
3.1 SOZIAL- UND KULTURANTHROPOLOGISCHE THEORIE UND FORSCHUNGSSTAND.....	17
3.1.1 <i>Peasant Theory. Zur sozial- und kulturanthropologischen Auseinandersetzung mit Bauerngesellschaften</i>	<i>17</i>
3.1.2 <i>Das Tier in der Sozial- und Kulturanthropologie</i>	<i>21</i>
3.1.3 <i>Zur Anthropologie der Natur.....</i>	<i>27</i>
3.2 DIE LAND- UND AGRARSOZIOLOGIE (LAS).....	32
3.3 DIE MENSCH-TIER-BEZIEHUNG	34
3.3.1 <i>Die Beziehung zwischen Mensch und Tier im Wandel der Zeit</i>	<i>34</i>
3.3.2 <i>Exkurs: Vom Wildschwein zum Hausschwein - Wie sich die Lebensweise im Laufe der Zeit unter Einfluss des Menschen verändert hat.....</i>	<i>38</i>
3.3.3 <i>Zur Ambivalenz und Doppelmoral im Bereich der Mensch-Tier-Beziehung ...</i>	<i>39</i>
3.4 LANDWIRTSCHAFT UND NUTZTIERHALTUNG.....	43
3.4.1 <i>Landwirtschaft und Nutztierhaltung in Österreich</i>	<i>43</i>
3.4.2 <i>Das Tier in der Landwirtschaft</i>	<i>52</i>
3.4.3 <i>Der Agrarstrukturwandel und seine Folgen für die Landwirtschaft.....</i>	<i>56</i>
3.4.4 <i>Die Auswirkungen der Modernisierung auf die Mensch-Nutztier-Beziehung ..</i>	<i>60</i>
4 EMPIRISCHE ERGEBNISSE	67
4.1 WARUM ÜBERHAUPT TIERHALTUNG UND WIE DIE BÄUERINNEN/DIE BAUERN ZU IHR GEKOMMEN SIND	67
4.2 WELCHE TIERE WERDEN GEHALTEN UND WARUM	76
4.3 WAS BRAUCHT ES IM UMGANG MIT NUTZTIEREN? VON VERHALTENSWEISEN UND EINSTELLUNGEN	78
4.4 SOZIALISATION IN BAUERNFAMILIEN UND IHRE AUSWIRKUNGEN AUF DAS MENSCH-NUTZTIER-VERHÄLTNIS.....	87
4.5 POSITIVE UND NEGATIVE ASPEKTE DER TIERHALTUNG	94
4.6 INTENSIVE UND SCHÖNE MOMENTE IN DER BEZIEHUNG ZWISCHEN MENSCH UND NUTZTIER	112
4.7 SELEKTIVE DISTANZIERUNG: „LIEBLINGSTIERE“ UND TIERE, DIE WAS „AUFFALLEN“	117
4.8 BEZIEHUNG IST NICHT GLEICH BEZIEHUNG	122
4.9 ZUR MEHRDEUTIGKEIT DES TIERKONZEPTES ODER VOM UNTERSCHIED ZWISCHEN HAUS- UND NUTZTIEREN.....	127
4.10 ANTHROPOMORPHISMEN ODER „EINE FRAGE DES CHARAKTERS“	129
4.11 DIE BEDEUTUNG DER NAMENSGEBUNG ODER „NUMMERN STATT NAMEN“	131
4.12 KOMMUNIKATION MIT DEN TIEREN	133
4.13 DER STALL ALS „ORT DES GESCHEHENS“ UND IDENTIFIKATIONSSPIEGEL.....	135
4.14 FAMILIÄRE ARBEITSTEILUNG, KOLLEGIALE ZUSAMMENARBEIT UND NACHBARSCHAFTSHILFE	140
4.15 ZWISCHEN RATIO UND EMPATHIE – WIE GEHEN DIE BAUERN/DIE BÄUERINNEN MIT DER SCHLACHTUNG UND DEM ABTRANSPORT IHRER TIERE ALS PREKÄREM MOMENT IN DER MENSCH-NUTZTIER-BEZIEHUNG UM?	146

4.16	WELCHEN WERT HAT EIN NAHRUNGSMITTEL? VON KONSUMENTINNEN, WERTEVERLUST UND PREISDRUCK	154
4.17	ZUR ENTFREMDUNG DER KONSUMENTIN/DES KONSUMENTEN VON DEN NUTZTIEREN	162
4.18	GIBT ES UNTERSCHIEDE IN DER BEZIEHUNG ZUM TIER ZWISCHEN BIOLOGISCH UND KONVENTIONELL WIRTSCHAFTENDEN BAUERN UND BÄUERINNEN?	170
4.19	BRÄUCHE RUND UM DAS TIER.....	173
4.20	WAS HAT SICH IN DER TIERHALTUNG VERÄNDERT UND WELCHE AUSWIRKUNGEN AUF DIE MENSCH-NUTZTIER-BEZIEHUNG SIND ERKENNBAR?	178
4.21	ZUKUNFTSPERSPEKTIVEN	182
4.22	WAS MACHT EINE GUTE MENSCH-NUTZTIER-BEZIEHUNG NUN AUS?	194
5	ZUSAMMENFASSUNG DER ERGEBNISSE UND AUSBLICK.....	197
	ABSTRACT (DEUTSCH)	214
	ABSTRACT (ENGLISH)	215
6	LITERATURVERZEICHNIS.....	216
7	TABELLEN, GRAFIKEN UND ABBILDUNGEN	231
8	ANHANG.....	232
8.1	ÜBERSICHT DER GESPRÄCHSPARTNERINNEN.....	232
8.2	INTERVIEWFRAGEN	234

1 Einleitung

1.1 Persönlicher Zugang

Warum habe ich mich für diese Thematik entschieden? Vieles lässt sich dadurch erklären, dass ich auf dem Bauernhof meiner Großeltern aufgewachsen bin und eine schöne, aber vor allem abwechslungsreiche Kindheit erleben durfte. Das hat mich, meine Liebe und mein Interesse an Tieren, aber auch an der bäuerlichen Lebenswelt als Ganzes entscheidend geprägt und dazu geführt, dass ich nun selbst Biobäuerin geworden bin.

Bereits in meiner Diplomarbeit habe ich mich mit dem Thema Tierhaltung beschäftigt und auch in den Vorüberlegungen zu dieser Arbeit war eines Tages plötzlich klar, dass es wieder in diese Richtung gehen wird.

Der Beziehung zwischen Bauern/Bäuerinnen und ihren landwirtschaftlichen Nutztieren wurde und wird meines Erachtens weder in der Wissenschaft noch in der Populärliteratur große Aufmerksamkeit geschenkt. Ich bin der Meinung, dass sich daran, nicht nur im Sinne der Bauern und Bäuerinnen und ihrer Nutztiere, sondern vor allem auch der Gesellschaft, etwas ändern sollte. Mit meiner Arbeit möchte ich einen kleinen Beitrag dazu leisten.

An dieser Stelle möchte ich noch zwei Dinge anmerken, die mir wichtig erscheinen, da sie Auswirkung auf die vorliegende Arbeit haben. Zum einen ist dies die Tatsache, dass ich den von mir besuchten BerufskollegInnen große Sympathie und Empathie entgegenbringe. Um die Problematik meiner eigenen Involviertheit als Forscherin komme ich somit nicht herum. Ich habe mich dennoch sehr bemüht, möglichst wertfrei im Sinne der Wissenschaft zu arbeiten und einen wissenschaftlichen Beitrag zum besseren Verständnis dieser Lebenswelt zu leisten.

Zum anderen hatte ich mit einer anderen Problematik zu hadern. Als Sozial- und Kulturanthropologin in der eigenen Gesellschaft und zudem in der eigenen Berufsgruppe zu forschen, hat für mich in zweifacher Hinsicht bedeutet, sich noch viel mehr bestimmter Selbstverständlichkeiten bewusst zu werden: „Maintaining your naiveté will come naturally in a culture that’s unfamiliar to you, but it’s harder to do in your own culture. Most of what you do ‘naturally’ is so automatic that you don’t know how to intellectualize it“ (Bernard 2002:345).

Auch Girtler hält Ähnliches fest: „Der Ethnologe, der in einer fremden Kultur forscht, hat nicht dasselbe Problem, da ihm so ziemlich alles, weil es ihm fremd ist, als bemerkenswert erscheint, während der in unserer Kultur forschende Soziologe viele ‘Selbstverständlichkeiten’ im Handeln, die sehr wohl relevant sind, oft nicht einmal registriert. Der Soziologe muss daher besonders aufmerksam an die Sache herangehen“ (2001:134).

Besonders in der Auswertung der geführten Interviews tat ich mir schwer mit diesem „Sich-bewußt-werden“ von Selbstverständlichkeiten und der Interpretation dieser. Ich verstand es daher als wichtigen Lernprozess im Rahmen meiner Dissertation, mich mit dieser Problematik auseinanderzusetzen.

1.2 Problemstellung und Forschungsfragen

Die Mensch-Nutztier-Beziehung ist im Gegensatz zur Mensch-Haustier-Beziehung ein vernachlässigtes Thema und besitzt auch nicht ihre Popularität. Obgleich dies zu verwundern vermag, kann doch die Beziehung zwischen Mensch und Nutztier auf eine lange Geschichte und einen gemeinsamen Weg zurückblicken. Tiere werden von Menschen seit zehntausenden Jahren genutzt und sind als zentraler Bestandteil der menschlichen Kultur und Zivilisation anzusehen (Jürgens 2005:160). Die Art und Weise, wie Menschen die von ihnen gehaltenen Tiere nutzen, zeichnet sich durch Vielfältigkeit und Wandelbarkeit aus. Nicht nur der kulturelle Stellenwert und die soziale Funktion von

Nutztierenen unterliegen einem ständigen historischen Wandel, auch die Beziehung zwischen Mensch und Nutztier unterliegt damit einhergehend einem Wandel und verändert sich mit der Zeit. Diskussionen, um die Entfremdung des Menschen von den Nahrungsmitteln, die er zu sich nimmt, und der Nutztierhaltung an sich, sind als hochaktuell einzustufen. So haben derzeit zwar zahlreiche Menschen Zugang zum Tier als Hobby- und Gesellschaftstier, jedoch haben nur noch wenig Menschen direkten Zugang zu landwirtschaftlichen Nutztieren, die der Nahrungsgewinnung dienen (Hoffmann 1998:119). Den Menschen, denen dieser Kontakt mehrheitlich vorbehalten ist, das sind die Bäuerinnen und Bauern, die mit der Nutztierhaltung ihren Lebensunterhalt verdienen und durch diese die anderen Bevölkerungsgruppen etwa mit tierischem Eiweiß versorgen können. Auch ihr Umgang mit dem Tier hat sich im Zuge der letzten Jahrzehnte durch Modernisierungsprozesse und Maximierungstendenzen in der Landwirtschaft verändert. Diese Tatsache eröffnet ein spannendes Forschungsfeld mit vielen offenen Fragen. Umso überraschender scheint es, dass empirische Untersuchungen, die sich mit der Beziehung zwischen Mensch und Nutztier im landwirtschaftlichen Kontext beschäftigen, bis dato rar sind. Anhand empirischen Materials aus qualitativen Studien haben erstmals die Agrarsoziologinnen Inhetveen und Blasche (1983), Inhetveen (2001) und Jürgens (2000, 2002, 2002a) die gegenwärtige Gestalt der Beziehung von Bauern und Bäuerinnen zu ihren Nutztieren untersucht. Inhetveen und Blasche (1993) thematisieren in ihrer Untersuchung über Frauen in kleinbäuerlicher Landwirtschaft neben anderen Aspekten auch das Verhältnis dieser Bäuerinnen zu ihren Nutztieren. Anhand des in dieser Untersuchung gewonnen empirischen Materials widmet sich Inhetveen der Mensch-Nutztier-Beziehung in späteren Beiträgen gesondert und eingehend. Ihre Kollegin Jürgens (2000) geht erstmals der Frage nach, welche psychosozialen Auswirkungen die Schweinepest auf die betroffenen Bauernfamilien hat. Auch sie beschäftigt sich anhand des in ihrer Untersuchung gewonnen empirischen Materials in späteren Beiträgen eingehend mit der Mensch-Nutztier-Beziehung. Allen Studien ist gleich, dass sie auf Ambivalenzen in nutztierbezogenen Deutungsmustern, in der bäuerlichen als auch der industrialisierten Landwirtschaft, aufmerksam machen. Das Konzept Tier scheint bei den LandwirtInnen prinzipiell ein Vieldeutiges und Widersprüchliches zu sein. Gleichzeitig zeigen die Studien die Auswirkungen von Veränderungen im landwirtschaftlichen Bereich auf Beziehung zwischen Mensch und Nutztieren auf (Jürgens 2005).

Eine neuere Untersuchung zur Mensch-Nutztier-Beziehung stammt von Dockès und Kling-Eveillard (2006). Im Rahmen eines interdisziplinären Forschungsprojektes in Frankreich befragten sie jeweils 25 Geflügel-, Schweine- und MilchviehzüchterInnen mittels halbstandardisierter Interviews zu ihren Vorstellungen von Nutztieren, Tierschutz und Tierethik. Die Erhebungen fanden bei ökologisch und konventionell wirtschaftenden Landwirtinnen statt. Ausgangspunkt dieser Studie war die These, dass ZüchterInnen bzw. LandwirtInnen heute deutlich mehr gefordert sind, sich mit Tierschutzfragen und ethischen Fragen zur Tierhaltung auseinander zu setzen, da diese Fragestellungen in Form von gesellschaftlichen Erwartungen wieder stärker an die Landwirtschaft herangetragen werden.

Die soeben genannten Werke dienen in gewissem Sinne richtungsweisend und als Grundlage für diese Arbeit. Andere Studien zur Thematik der Mensch-Nutztier-Beziehung stammen vorwiegend aus der modernen Tierethik¹, Tierschutzethik² und der Nutztierethologie³.

¹„In einer Tierethik dreht es sich um Auffassungen über den moralischen Status des Tieres. Relevant ist, wie dieser Status begründet wird, ob gewisse Fähigkeiten moralische Relevanz haben oder ob ein Eigenwert mit moralischem Status gleichzusetzen ist, sowie etwas konkreter, wie ein Tier zu behandeln ist, oder wie die Mensch-Tier-Beziehung in der Praxis auszusehen hat“ (Röcklinsberg 2001:16).

²Die Tierschutzethik umfasst nach Teutsch (1987:218) den Teil der Ethik, der die Mensch-Tier-Beziehung betrifft. Erwähnenswert in diesem Zusammenhang erscheint der interessante Umstand, dass ethische Überlegungen in Hinblick auf das Tier zuerst das Nutztier betrafen. So steht im Alten Testament geschrieben: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehs, aber der Gottlose ist unbarmherzig (Sal 12,10)“ (Teutsch 1988:158). Die Nutztierethik beschäftigt sich unter anderem mit der Frage, ob es ethisch vertretbar ist, Tiere zu töten. Lund (2006:54) hält dazu fest, dass „the most difficult ethical issue in animal agriculture is that of killing.“ Singer sieht kein ethisches Problem in der Nutztierhaltung, unter der Voraussetzung, dass die Tiere artgerecht gehalten und am Ende ohne leiden zu müssen, getötet werden. Wenn jedoch das Recht auf Leben über allen anderen Rechten steht, dann ist Töten auch unter diesem Gesichtspunkt ethisch nicht vertretbar.

Aktuelle agrarökonomische und agrarsoziologische Studien befassen sich eher mit der Entfremdung der Konsumentinnen und Konsumenten von den Tieren, als mit der Entfremdung der Bäuerinnen und Bauern von ihren eigenen Tieren (Idel 2001). Der Mensch alias Bäuerin/Bauer, der mit dem Nutztier arbeitet, steht selten im Fokus des Forschungsinteresses. „Auseinandersetzungen mit dem Mensch-Nutztierverhältnis werden nahezu unabhängig von der sehr differenziert zu betrachtenden Lebens- und Arbeitswirklichkeit der individuell an dem Nutztier handelnden Landwirte und Landwirtinnen geführt und lassen sich kaum auf den notwendigerweise widersprüchlichen und komplexen Charakter, den die Arbeit und das Leben mit und von Nutztieren in der landwirtschaftlichen Alltagspraxis mit sich bringt, ein“ (Jürgens 2008:49). Es scheint daher an der Zeit, die bäuerlichen Tierhalterinnen und Tierhalter als zentrale Bezugspunkte stärker in die Forschung mit einzubeziehen. Als wichtige Grundlagen der Analyse sollten Fragen nach den ethisch-moralischen Grundeinstellungen, den Wahrnehmungen, den Erfahrungen und den Erlebnissen der Bäuerinnen und Bauern mit ihren Nutztieren dienen. Aber auch historisch und gesellschaftlich geformte Beziehungsdimensionen und Verhaltensweisen zwischen Mensch und Nutztier sollten nicht ausgeklammert werden (Jürgens 2005).

Um diese vorhandene Lücke in der akademischen Auseinandersetzung ein wenig zu füllen, dafür ist diese Arbeit gedacht.

Mit Hilfe meiner Dissertation soll es kurzum ermöglicht werden, eine Innenansicht von Bäuerinnen und Bauern bezüglich ihrer Mensch-Nutztier-Beziehung zu bekommen. Hauptaugenmerk wird auf die Aussagen der besuchten Bauern und Bäuerinnen gelegt. Es geht somit um eine Erhebung von Meinungen und Einstellungen. Die subjektiven Erfahrungsinhalte und Sichtweisen der Befragten stehen im Mittelpunkt der Analyse. Wie Inhetveen (2003:240) es so treffend ausgedrückt hat, wird nach dem Grundsatz „*Putting farmers first*“, das dem Erfahrungswissen von Bauern und Bäuerinnen einen hohen Stellenwert einräumt, gearbeitet.

Hinter meinen Überlegungen zum Mensch-Nutztier-Verhältnis steht keine tierschützerische Absicht. Meine Überlegungen zum Mensch-Nutztier-Verhältnis begründen sich nicht aus einer tierschützerischen Absicht, sondern vielmehr interessiere ich mich für die Gestalt und Struktur dieses Verhältnisses.

Zentrale Forschungsfragen dabei sind:

- Was sind die Motive, sich für Nutztierhaltung als Einkommensquelle zu entscheiden?
- Welches Verhältnis haben Bäuerinnen und Bauern zu ihren Nutztieren? Welche Werte und Einstellungen spielen eine Rolle?

Auch wird seit Jahrzehnten darüber diskutiert, ob Nutztierhaltung unter industriellen Bedingungen eine ethische Legitimation besitzt. Seit Harrison und dem Erscheinen ihres Buches „Tiermaschinen“ (1965) wurde diese Diskussion verstärkt geführt. Ihr Werk gilt bis heute als Klassiker.

Auch vom Begriff „Würde der Kreatur“ ist oft zu lesen. Neben der Schmerz- und Leidensfähigkeit ist die „Würde der Kreatur“ als weitere Säule der Tierschutzethik eingeführt worden (Schneider 2001).

Blanke (1959) hat wiederum den tierschutzethischen Ansatz der „Mitgeschöpflichkeit“ entwickelt, der vom Gedanken der gemeinsamen Geschöpflichkeit der Natur ausgeht. Mitgeschöpflichkeit bedeutet die Einbettung der Nächstenliebe in einen größeren Zusammenhang aller Lebewesen. Die Ethik der Mitgeschöpflichkeit beruht auf dem biblisch und dogmatisch unstrittigen Sachverhalt der gemeinsamen Geschöpflichkeit aller Lebewesen und hält sich insofern an die Tradition der biblischen Tierschutzethik. Mitgeschöpflichkeit ist somit ein theologisch wohlbegründetes und auch für die Kirchen akzeptables Konzept. Der Begriff der Mitgeschöpflichkeit hat weite Verbreitung gefunden und der Tierschutzethik wichtige Impulse gegeben (Teutsch 1987:139).

Es gibt eine Reihe von Schriften, die sich mit Tierethik als auch Nutztierethik auseinandersetzen, wie etwa Badura 1999, Breßler 1997, Bondolfi 1994, Busch/Kunzmann 2006, Röcklinsberg 2001, Schneider 1992 und Wolf 1992.

³Parallel zur Tierethik ist die Nutztierethologie als eigenständiger Forschungsgegenstand entstanden. Sie konzentriert sich auf die gesundheitlichen, körperlichen und psychischen Folgen der Behandlung und Haltung von Nutztieren in der modernen Landwirtschaft. Die Auswirkung der Tierbehandlung auf Leistung und Gesundheit wird erforscht. Unter der Annahme, dass die Mensch-Nutztier-Beziehung für Wohlbefinden, Gesundheit, Stress und Leistung der Nutztiere von großer Bedeutung ist, werden verschiedene Haltungssysteme und ihre Auswirkungen auf die Mensch-Nutztier-Beziehung untersucht. Die österreichische Veterinärmedizinerin Susanne Waiblinger (1996) hat so beispielsweise über die Mensch-Tier-Beziehung in der Laufstallhaltung von behornten Milchkühen gearbeitet.

- Wie nehmen Bauern und Bäuerinnen ihre Tiere wahr? Welche Auswirkungen hat der tägliche Umgang mit den Tieren auf den Menschen? Was wissen sie über das Verhalten ihrer Tiere und wie verhalten sie sich andererseits selbst gegenüber diesen? Auf welche Art und Weise gestaltet sich der Kontakt zwischen Mensch und Tier?
- Können in Anbetracht der bestehenden Ambivalenzen in der Nutztierhaltung, emotional-soziale Beziehungen zwischen den Bauern/Bäuerinnen und ihren Tieren bestehen - und vor allem in wie weit wird das von menschlicher Seite überhaupt gewollt? Wie gehen die Menschen mit ambivalenten Gefühlen und etwaigen Gewissenskonflikten um?
- Gibt es einen Unterschied zwischen den hofeigenen Haus- und Nutztieren?
- Wie kann man eine „gute“ Mensch-Nutztier-Beziehung nach Ansicht der befragten Bauern und Bäuerinnen charakterisieren?
- Findet die Mensch-Nutztier-Beziehung auch ihren Ausdruck in Bräuchen?

Im Anschluss an die Forschungsfragen möchte ich in Anlehnung an Kirchengast (2005:46) noch kurz einen Aspekt vorweg ansprechen, der oft unerwähnt bleibt, den ich jedoch als wichtig erachte. Als WissenschaftlerIn gelingt es meist nicht, jede Komponente, jeden Vorgang, jeden Aspekt mit einzubeziehen, welche für die gewählte Thematik von Relevanz sind beziehungsweise sein könnten. Die realen Verhältnisse sind meist viel komplexer als die wissenschaftlichen Arbeiten und Theorien darüber. Das gilt sicherlich auch für die hier vorliegende Arbeit.

1.3 Bestimmung und Diskussion der Begriffe

Vorweg erscheint es mir sinnvoll, ein paar Bemerkungen zu den in dieser Arbeit verwendeten Begriffen festzuhalten. An dieser Stelle erfolgt auch eine Definition der Mensch-Tier-Beziehung, die im Mittelpunkt der Untersuchung steht.

„Tier“ bedeutet ursprünglich das wildlebende Tier im Gegensatz zum „Haustier“ (Vieh). Heute noch wird das weibliche Stück Rotwild weidmännisch das „Tier“ genannt und im englischen das Rotwild insgesamt als „deer“ bezeichnet. Das germanische Wort leitet sich aus der indogermanischen Wurzel **dheu* ab, was mit stieben/blasen gleichzusetzen ist, und ein „atmendes lebendes Wesen“ bedeutet. Ähnliche Konzepte lassen sich in der Wurzelgleichheit von den lateinischen Wörtern für Tier=*animal* und Lebenshauch/Seele=*anima* deuten (Duden Herkunftswörterbuch 2001:847). „Tier“ wird somit in Verbindung mit Atmen, Lebendigkeit und Seele verstanden und legt damit eine individuelle wesenhafte Eigenständigkeit des Tieres nahe (Inhetveen 2001:15).

Im Unterschied zu „Tier“ bezeichnet „Vieh“ seiner Wortwurzel nach die Tiere im Haus, also domestizierte Tiere. Die indogermanische Wurzel **peku* meint zunächst das Wolltier, das Schaf, denn **pek-* heißt „Wolle, Haare rupfen“. Die Bedeutung des Wortes entwickelte sich von „Schaf“ auf die Gesamtheit aller nützlichen Haustiere. In allen indogermanischen und germanischen Sprachen ist das „Vieh“ gleichzeitig Träger eines Wertaspektes: Vieh heißt nämlich auch immer Vermögen, Besitz, Geld – das „Pekuniäre“ (lateinisch *pecunia*=das Geld). Die Sprachforschung nennt als Grund für die hohe Wertschätzung, die dem Vieh als Tauschmittel, als Götteropfer, als wertvoller Hauptbesitz und als Inbegriff von Besitz und Reichtum zukommt, die enge Verbindung zwischen Vieh und Wert (Duden Herkunftswörterbuch 2001:899). „Mit der Bezeichnung ‚Vieh‘ wird das Tier nicht als ein besonderes, lebendiges Wesen konzipiert, dem man sich mit Bedacht nähert, sondern als ökonomischer und symbolischer Wert, den man sich aneignen will“ (Inhetveen 2001:15).

Unter „Nutztiere“ werden im allgemeinen Sprachgebrauch alle Tierarten verstanden, „die der Mensch im Laufe seiner Geschichte domestiziert und als Arbeitstiere, Jagdgehilfen, Reittiere oder als Lieferanten tierischer Produkte gehalten, gezüchtet und benutzt hat“ (Teutsch 1987:154). Heute gelten als Nutztiere in erster Linie landwirtschaftliche

Nutztiere, wie Rinder, Schweine, Schafe, Ziegen, Kaninchen, Geflügel und Pferde, aber auch Fische, Bienen sowie Pelztierchen und Versuchstiere. Im Gegensatz zu Nutztieren unterscheidet Deutsch (1987:88) die Heim- und Hobbytiere, die in den privaten Haushalten in unmittelbarer Nähe des Menschen wohnen, wie Hunde und Katzen, um die bekanntesten Heimtiere zu nennen. Der Begriff „Heimtiere“ findet meiner Meinung nach im alltäglichen Sprachgebrauch kaum Verwendung, vielmehr ist meist von „Haustieren“ die Rede.

Wobei die Unterscheidung zwischen Nutztieren und Haustieren meines Erachtens nicht eindeutig ist, beziehungsweise gar nicht sein kann, da genau genommen, auch Haustiere Nutztiere sind und gleiches gilt vice versa. Denn der Mensch „nutzt“ seine Haustiere ebenso wie seine landwirtschaftlichen Nutztiere, wenn auch auf eine andere Art und Weise und aus anderen Beweggründen heraus. Auch ein Haustier erfüllt seinen „Nutzen“, indem es seinem Besitzer/seiner Besitzerin beispielsweise emotionale Befriedigung oder Freude beschert. Schmidt (1998:109) definiert Heimtiere anhand dieses „Nutzens“: für ein Heimtier ist charakteristisch, dass es vom Menschen rein zu seiner Freude gehalten wird.

Auf der anderen Seite sind Nutztiere auch Haustiere, die zwar nicht direkt im „Haus“ des Menschen wohnen (das trifft nebenbei gesagt auch auf einige Hunde und Katzen nicht zu), aber in unmittelbarer Nähe von diesem.

Dem allgemeinen Verständnis folgend, auch dem der besuchten Bäuerinnen und Bauern, werde ich mich dennoch an die „üblichen“ Bezeichnungen halten. Mit Nutztieren seien die landwirtschaftlichen Tiere gemeint und mit Haustieren/Heimtieren die vom Menschen aus privaten Zwecken gehaltenen Tiere.

Mensch-Tier-Beziehung: sprachlich umfasst der Begriff „Beziehung“ das Verhältnis zweier oder mehrerer Seiten zueinander. Bei der Mensch-Tier- Beziehung reagiert und agiert zum einen der Mensch mit dem Tier, auf der anderen Seite agieren und reagieren die Tiere mit dem Menschen (Waiblinger 1996). Geschichtlich kann die Mensch-Tier-Beziehung bis zur Zeit der Jäger und Sammler zurückverfolgt werden (Deutsch 1987:130). Mensch-Tier-Beziehungen sind vielfältig und zeichnen sich durch verschiedene Komponenten aus beziehungsweise werden von ihnen beeinflusst.

Unter dem Begriff „Einstellung“ der Bauern und Bäuerinnen zu ihren landwirtschaftlichen Nutztieren wird ihr persönliches Verständnis und Denken über diese Beziehung, geprägt durch Erlebnisse, Erziehung, Erfahrungen und Vorstellungen, verstanden.

Die Begriffe Bauer/Bäuerin und Landwirt/Landwirtin möchte ich in dieser Arbeit gleichsetzen, obwohl ich mir sehr wohl dessen bewusst bin, dass das in einigen Arbeiten anders gehandhabt wird, da es verschiedene Assoziationen und Definitionsansätze zu diesen beiden Begriffen gibt. Ich persönlich sehe keinen Unterschied zwischen einem Bauer und einem Landwirten oder einer Bäuerin und einer Landwirtin, außer vielleicht den, dass die Bezeichnung Landwirt/Landwirtin die „modernere“ und die „vermeintlich professioneller angehauchte“ von beiden zu sein scheint.

Meinem Verständnis nach, werden daher beide Begriffe in dieser Arbeit synonym verwendet. Sie mögen der sprachlichen Abwechslung dienlich sein.

Mit „InterviewpartnerInnen“ oder „GesprächspartnerInnen“ sind all jene Personen gemeint, mit denen ich Interviews geführt habe.

Um geschlechtergerechtes Formulieren bemüht, habe ich mich am Leitfaden „Geschlechtergerechtes Formulieren“ des österreichischen Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur (BMBWK 2007) orientiert. Um Frauen und Männer in einem Text sprachlich sichtbar zu machen, gibt es verschiedene Strategien. Ich habe mich in jenen Fällen, wo dies möglich ist, für die Variante mit dem großen I entschieden. So bezeichne ich Konsumenten und Konsumentinnen als KonsumentInnen. Laut dem BMBWK entspricht diese Schreibform „zwar streng genommen (noch) nicht den Rechtschreibregeln, ist jedoch unübersehbar sprachliche Realität geworden und findet sich bereits in zahlreichen Publikationen“ (BMBWK 2007). Bei Wörtern, bei denen die Weglassprobe (das Weglassen der Endung In oder Innen) zur Folge hat, dass kein

korrektes Wort übrig bleibt, habe ich nach Empfehlung des Leitfadens, die weibliche und männliche Form gewählt. Das ist beispielsweise bei den in dieser Arbeit oft verwendeten Wörtern „Bauer“ und „Bäuerin“ der Fall. Es ist dann von Bauern und Bäuerinnen oder Bauern/Bäuerinnen zu lesen.

1.4 Aufbau der Arbeit

Nachdem in der **Einleitung** geklärt wurde, um was es in der vorliegenden Arbeit geht und welches Ziel sie verfolgt, schließt das **Kapitel 2** an, in dem das Forschungsdesign erläutert wird. Es soll dazu dienen, die Methodik und Vorgehensweise des Forschungsprozesses nachvollziehbar zu machen. Dies beinhaltet sowohl methodische Bemerkungen zur qualitativen Forschung als auch Ausführungen zur Erhebungsmethode, zur Auswahl und Kontaktaufnahme mit den InterviewpartnerInnen, zur konkreten Interviewsituation sowie der Aufbereitung der Daten und der Auswertung dieser.

Der nachfolgende **theoretische Teil** dient hauptsächlich der theoretischen Verortung dieser Arbeit, die aufgrund der gewählten Thematik nach Interdisziplinarität verlangt. In diesem Zusammenhang finden in sozial- und kulturanthropologischem Kontext die *Peasant Theory*, die „Anthropologie der Natur“ und die „Rolle des Tieres in der Sozial- und Kulturanthropologie“ Erwähnung. Die Land- und Agrarsoziologie als relevante Disziplin für diese Arbeit wird ebenfalls kurz vorgestellt. Danach folgen Überlegungen zur Mensch-Tier-Beziehung im Besonderen. Zudem wird in diesem Teil der Arbeit die gegenwärtige Lage der österreichischen Landwirtschaft und Nutztierhaltung skizziert, auch um die Rahmenbedingungen bäuerlichen Handelns und Tuns besser verstehen zu können. Die Folgen des Agrarstrukturwandels und der Modernisierung und ihre Auswirkungen auf die Beziehung zwischen Mensch und Nutztier werden ebenso beleuchtet.

Der anschließende **empirischen Teil** widmet sich den Ergebnissen, die aus den qualitativen Interviews entstanden sind. Je nach Themenblöcken werden die Ergebnisse in Unterkapiteln behandelt.

Eine Zusammenfassung der Ergebnisse und die Erläuterung möglicher weiterführender Forschungsfragen erfolgen im **Schlusskapitel**.

Dem Schlusskapitel angeschlossen sind Literaturverzeichnis, Abbildungsverzeichnis, Anhang und mein Lebenslauf.

2 Methode und Gestaltung der Datenerhebung

Wenn es zu einem Thema, wie der Mensch-Nutztier-Beziehung in der Landwirtschaft, wenig wissenschaftlich fundiertes Wissen gibt, hat es sich in der sozialwissenschaftlichen Forschung als sinnvoll erwiesen, das unbearbeitete Feld methodisch und inhaltlich breit und explorativ zu erkunden. Dabei haben sich besonders qualitative Forschungsansätze bewährt, die die Betroffenen als ExpertInnen anerkennen und ihr Handeln, ihre Wahrnehmung und ihre Interpretation in den Mittelpunkt rücken (Flick 1995). Gleichsam der Grounded Theory nach Strauss und Anselm habe ich auf explizite Vorannahmen verzichtet, bevor ich mich ins Feld aufmachte. Das heißt, ich bin ohne feste Kategorien oder Hypothesen an das Untersuchungsfeld herangegangen. Die Grounded Theory zielt, wie der Name bereits suggeriert, auf die Bildung einer Theorie ab.

Zielsetzung der vorliegenden qualitativen Arbeit ist jedoch keine Theoriebildung oder Hypothesenprüfung, sondern Exploration, Beschreibung und Interpretation, wobei der Fokus auf Deskription liegen soll.

Ähnlich wie Inhetveen/Blasche 1983 und Jürgens 2002 wollte ich den Reiz des „Urmaterials“ direkt an die LeserInnen weitergeben. Ich habe daher viele ausgewählte Äußerungen der interviewten Bauern und Bäuerinnen wörtlich als Belegtexte in die Arbeit übernommen. Sie sprechen meiner Meinung für sich und bedürfen oftmals keiner eingehenden Interpretation. Zudem übernehmen direkt zitierte Interviewpassagen eine wichtige Funktion, wie Bühler-Niederberger festhält: „In Projekten qualitativer Sozialforschung ist die beispielhafte Zitation von Interviewpassagen oder Beobachtungen, die der Autor für besonders eindrücklich oder typisch hält, ein wichtiges und meist auch gleich das einzige Mittel zur Dokumentation seiner Aussagen“ (1985:475).

Wie ein Großteil qualitativer Studien ist auch diese Arbeit als Momentaufnahme zu sehen (Flick 2000, 2007). Das heißt, es handelt sich um eine Bestandsaufnahme subjektiver Sichtweisen, Meinungen und Einstellungen der befragten Bauern und Bäuerinnen zum Zeitpunkt der Forschung.

2.1 Grundsätze qualitativer Forschung

An dieser Stelle möchte ich kurz die Grundsätze qualitativer Forschung in Erinnerung rufen. Qualitative Forschung ist in erster Linie an der „Subjektperspektive“, den „Sinndeutungen“ der GesprächspartnerInnen, interessiert. Die Datenerhebung wird durch Subjektbezogenheit, Offenheit bezüglich der Fragen, Antworten und Methoden, und Untersuchung in alltäglichen Situationen bestimmt (Diekmann 2004:444).

Ähnlich Diekmann hat Mayring (2002:19ff) fünf Grundsätze qualitativen Denkens herausgearbeitet:

- *Subjektbezogenheit der Forschung*: Die von der Forschungsfrage betroffenen Subjekte (Menschen) müssen Ausgangspunkt und Ziel der Untersuchungen sein.
- *Betonung der Deskription*: Eine genaue und umfassende Beschreibung des Gegenstandsbereiches muss am Anfang einer Analyse stehen.
- *Interpretation der Forschungssubjekte*: Der Untersuchungsgegenstand liegt nie völlig offen, es muss immer auch eine Interpretation erfolgen. Das vom Menschen Hervorgebrachte ist immer mit subjektiven Intentionen verknüpft. Dieselbe „objektiv“ beobachtbare Handlung kann für unterschiedliche Menschen vollkommen andere Bedeutung haben. Diese Bedeutungen müssen erst durch Interpretation ergründet werden. Dieses Postulat der Interpretation gilt insbesondere für alle Bereiche, in denen verbales Material (z.B. Interviews) analysiert wird.

- *Untersuchung der Subjekte in ihrer natürlichen, alltäglichen Umgebung:* Menschen sollten idealerweise in ihrem natürlichen, alltäglichen Umfeld erforscht werden. Qualitativer Forschung geht es darum, möglichst nahe an der natürlichen, alltäglichen Lebenssituation anzuknüpfen, um etwaige Verzerrungen durch „künstliche Situationen“, wie sie etwa in einem Labor entstehen, zu reduzieren.
- *Generalisierung der Ergebnisse als Verallgemeinerungsprozess:* Verallgemeinerbarkeit der Forschungsergebnisse soll immer im spezifischen Fall begründet werden, und nicht automatisch über Verfahren, wie das der repräsentativen Stichprobe. Vielmehr muss verdeutlicht werden, für welche Situationen und Zeiten sie gelten.

2.2 Das problemzentrierte Interview als Erhebungsmethode

Um eine qualitative Datenerhebung durchzuführen stehen dem Forscher/der Forscherin verschiedene Interviewvarianten zur Verfügung. Ich habe mich für die des problemzentrierten Interviews entschieden, da sie mir im Hinblick auf meine Forschungsthematik am geeignetsten erschien.

Witzel (1985:236f) führt folgende „Instrumente“ dieses Interviewverfahrens an: Kurzfragebogen, Leitfaden, Tonbandaufzeichnung und Postskriptum.

Mit Hilfe eines quantitativen Kurzfragebogens sollen vorab sozialstatistische Daten generiert werden, um diese Informationen aus dem eigentlichen Gespräch herauszunehmen und einen ersten Eindruck gewinnen zu können.

Der Leitfaden soll als Orientierungsrahmen und Gedächtnisstütze des Interviewers/der Interviewerin dienen. „Zum einen ‚hakt‘ hier der Interviewer sozusagen im Gedächtnis die im Laufe des Interviews beantworteten Forschungsfragen ab, kontrolliert also durch die innere Vergegenwärtigung des Leitfadens die Breite und Tiefe seines Vorgehens. Zum anderen kann er sich aus den thematischen Feldern, etwa bei stockendem Gespräch beziehungsweise bei unergiebigem Thematik, inhaltliche Anregungen holen, die dann ad-hoc entsprechend der Situation formuliert werden. Damit lassen sich auch Themenfelder in Ergänzung zu der Logik des Erzählstranges seitens des Interviewten abtasten, in der Hoffnung, für weitere Erzählung fruchtbare Themen zu finden beziehungsweise deren Relevanz aus der Sicht der Untersuchten festzustellen und durch Nachfrage zu überprüfen“, so Witzel (1985:236f). Der Leitfaden soll in diesem Sinne dazu führen, dass die Befragten ihrerseits einen „Erzählrhythmus“ entwickeln. Zudem ermöglicht er es, in stockenden Gesprächssituationen oder bei unergiebigem Thematik, dem Interview eine neue Wendung zu geben (Flick 2007:210).

Mithilfe der Tonbandaufzeichnung kann sich der Interviewer/die Interviewerin vollkommen auf das Gespräch konzentrieren und hat gleichzeitig die Möglichkeit situative und nonverbale Elemente beobachten zu können. Das Datenmaterial sollte für eine adäquate Analyse vollständig transkribiert werden (Witzel 1985).

Nach dem Interview wird eine Postkommunikationsbeschreibung (Postskript) angefertigt. Diese enthält Angaben über Rahmenbedingungen und Eindrücke des Interviews (Lamnek 2005).

Positiv beurteilte ich, dass das problemzentrierte Interview eine Mittelstellung zwischen teilstandardisierten und narrativen Interviews einnimmt. So kommen bei dieser Interviewform Elemente von beiden zur Anwendung, denn das problemzentrierte Interview ist eine Kombination von Erzählung und offenen Fragen. Theoretischer Hintergrund der Methode ist die Auseinandersetzung mit subjektiven Sichtweisen.

Bei Leitfaden-Interviews erhält die thematische Steuerung ein wesentlich größeres Gewicht, und sie lassen sich auch wesentlich direkter auf bestimmte Themen fokussieren (Flick 2007). Gemeinsam ist beiden Interviewtechniken, dem narrativen und dem problemzentrierten Interview, dass das Erzählprinzip betont wird. Gegensatz besteht darin, dass sich der Interviewer/die Interviewerin im Rahmen eines problemzentrierten Interviews auf einen vorhandenen Leitfaden stützt und sich nicht auf die „narrative“

Kompetenz der zu befragenden Personen verlassen muss (Diekmann 2004). Das problemzentrierte Interview ist folglich stärker strukturiert als das narrative Interview. Auch nimmt der Interviewer/die Interviewerin beim problemzentrierten Interview im Unterschied zum narrativen Interview während der Erzählphase eine aktive Rolle ein. Dabei orientiert er/sie sich an einem Leitfaden. Zusätzliche Fragen, beziehungsweise explizite Nachfragen, die während des Gesprächs beziehungsweise der Erzählphase auftauchen, sollen und können mit eingebunden werden, jedoch möglichst ohne die Erzähllogik zu beeinträchtigen. Bei einer lockeren Bindung an einen, der thematischen Orientierung dienenden Leitfaden, wird somit versucht dem Interviewpartner/der Interviewpartnerin weitgehende Artikulationsmöglichkeiten einzuräumen und ihn/sie zu freiem Erzählen anzuregen (Hopf 1995).

Zentrale Kommunikationsstrategien im problemzentrierten Interview sind der Gesprächseinstieg, allgemeine Sondierungen, spezifische Sondierungen und Ad-hoc-Fragen (Flick 2007).

Die soeben genannten Charakteristika des problemzentrierten Interviews erwiesen sich für die vorliegende Untersuchung als vorteilhaft, da sich das Forschungsinteresse für einige der besuchten Bauern und Bäuerinnen etwas „abstrakt“ darstellte und anfangs Unsicherheit darin bestand, über was diesbezüglich eigentlich geredet werden könnte. Mithilfe des Leitfadens wurde diese Unsicherheit, falls vorhanden, genommen.

2.3 Untersuchungsgebiet, Sampling, Kontaktaufnahme und Interviewsituation

Eine Reihe von Vorüberlegungen und Vorentscheidungen sind notwendig, um eine Forschungsidee in eine konkrete empirische Untersuchung umsetzen zu können. Dazu zählt unter anderem zu Beginn das Festlegen auf ein Untersuchungsgebiet und auf Kriterien, die ein möglicher Interviewpartner beziehungsweise eine mögliche Interviewpartnerin erfüllen sollte. Als Untersuchungsgebiet habe ich aus forschungspraktischen Gründen (geringe Fahrzeiten) meinen Heimatbezirk (Bruck/Leitha) und die angrenzenden Bezirke (Wien-Umgebung, Neusiedl/See und Gänserndorf) gewählt. Agrarstrukturell betrachtet, sind Ackerbaubetriebe für diese Region typisch, reine Tierhaltungsbetriebe daher selten. Wenn Tierhaltung betrieben wird, dann meist in Verbindung mit Ackerbau (vgl. Anhang 8.1).

Ich habe mich nach intensiven Überlegungen für ein heterogenes Sample entschieden, wobei ich mir dem damit einhergehenden Problem der Vergleichbarkeit, durchaus bewusst bin. Dennoch erschien mir eine Variation der Fälle, um die Breite und Unterschiedlichkeit des Feldes erfassen zu können, wichtig. Als einziges Auswahlkriterium war für mich entscheidend, dass die besuchten Bauernfamilien einen erheblichen Anteil ihres Einkommens aus der Tierhaltung bestreiten. Denn hobbymäßige Tierhaltung schafft andere Bedingungen, als Tierhaltung mit dahinter stehendem wirtschaftlichem Kalkül.

Durch Internetrecherche gelangte ich zu den ersten GesprächspartnerInnen. Später verfuhr ich nach dem Schneeballprinzip, das heißt ich fragte die besuchten Bauernfamilien direkt vor Ort nach BerufskollegInnen, die ihnen als InterviewpartnerInnen möglich erschienen⁴. Dabei wurden mir meist Name, Anschrift und Betriebsform mitgeteilt. Zusätzlich vermittelte mir dankenswerter Weise ein Angestellter der Bezirksbauernkammer, als so genannter „gatekeeper“⁵, in Vorabsprache mit den Bauernfamilien, einige Adressen im Bezirk. Auch hier wurden mir Name, Anschrift, Telefonnummer und Betriebsform der jeweiligen Familien bekannt gegeben.

⁴Bernard (2002:185f) hält zum Schneeballprinzip folgendes fest: „In snowball sampling, you locate one or more individuals and ask them to name others who would be likely candidates for your search. (...) Snowball sampling is popular and fun to do. If you are dealing with a relatively small population of people who are likely to be in contact with one another, then snowball sampling is an effective way to build an exhaustive sampling frame.“

⁵Siehe hierzu Merkens 2000

Die Kontaktaufnahme gestaltete sich dahingehend, dass ich die Familien erstmals schriftlich per Post oder per Email über die Absicht meines Forschungsvorhabens informierte. Ich wollte den Bauern und Bäuerinnen etwas Zeit geben, um über mein Anliegen nachzudenken. Danach erfolgte eine direkte Kontaktaufnahme per Telefon. In diesem Telefonat wurde abgeklärt, ob sie zu einem Interview bereit wären und wenn dies bejaht wurde, zu welchem Zeitpunkt ich vorbeikommen könnte. Auf diese Weise erhielt ich 25 Zusagen und 6 Absagen.

Die problemzentrierten Interviews (Interviewleitfaden siehe Anhang 8.2) fanden im Zeitraum Jänner 2006 bis März 2006 statt. Insgesamt war ich, wie schon erwähnt, bei 25 landwirtschaftlichen Familien zu Besuch, davon 14 konventionell und 11 biologisch wirtschaftend⁶. Mit dem Befragungsort sollten die zu Interviewenden vertraut sein, denn „um wirklich gute Interviews zu bekommen, muss man (...) in die Lebenswelt dieser betreffenden Menschen gehen und darf sie nicht in Situationen interviewen, die ihnen unangenehm oder fremd sind“ (Girtler 1984:151). Die gewohnte Umgebung kann es dem Befragten/der Befragten erleichtern mit der ungewohnten Interviewsituation umzugehen (Lamnek 2005). Analog zu dieser Annahme fanden die Interviews in den Häusern der Bauern und Bäuerinnen statt. Mit zwei Ausnahmen: ein Interview fand auf Wunsch im Auto statt und eines im Stall. Sie dauerten durchschnittlich eineinhalb Stunden, das kürzeste eine Stunde, das längste zweieinhalb Stunden. Vor dem eigentlichen Interview stellte ich meine Person vor. Des Weiteren wurde noch einmal kurz das Ziel der Erhebung und der Ablauf erläutert und auf die Anonymitätswahrung hingewiesen. Die Frage, ob das Gespräch auf Tonband aufgenommen werden könne, verneinte zwar niemand, jedoch war anfangs bei vielen ein gewisses Unbehagen spürbar, das im Lauf des Gespräches dann meist verschwand⁷. Bei manchen Gesprächen war nur ein Familienmitglied anwesend, bei anderen mehrere Familienmitglieder. Aktiv am Gespräch beteiligt haben sich höchstens zwei Familienangehörige. Der Rest, falls anwesend, nahm die Rolle der Zuhörer ein. Ich habe beide Varianten positiv wahrgenommen, das Gespräch zu zweit, als auch das Gespräch mit mehr als zwei Familienmitgliedern.

Die Interviews wurden von mir offen, flexibel und persönlich gestaltet und waren auf eine möglichst alltäglich erscheinende Kommunikation ausgerichtet.

Die offene Gesprächssituation bot den Bäuerinnen und Bauern die Möglichkeit, an für sie relevanten Stellen des Interviews Geschichten zu erzählen und biographische Bezüge herzustellen, aber auch nicht vorgesehene Themen selbst anzusprechen.

Nach dem Interviewleitfaden erhob ich noch einige Daten zur Familien- und Betriebsstruktur.

Bei 7 GesprächspartnerInnen war mit dem Interview eine Betriebsbesichtigung verbunden. Bei den anderen war dies aufgrund der Dunkelheit zum Gesprächszeitpunkt oder aus anderen Gründen nicht möglich beziehungsweise nicht gewollt.

2.4 Aufbereitung und Auswertung

*„Wie aufregend Ihre Erfahrungen bei der Datenerhebung auch sein mögen, es kommt der Tag, an dem die Daten analysiert werden müssen.“
(Anselm Strauss 1996:IX)*

Nach Kölsch (1990:77) ist die Datenauswertung der eigentlich problembeladene Bereich einer qualitativen Untersuchung. Welche Auswertungstechnik im Rahmen einer Untersuchung gewählt wird, ist hauptsächlich abhängig von der Zielsetzung, den

⁶Bei den ökologisch wirtschaftenden Betrieben kann zwischen den biologisch-dynamisch und den organisch-biologisch Wirtschaftenden unterschieden werden. In meinem Fall ergaben sich zufällig nur Interviews mit organisch-biologisch wirtschaftenden Betrieben, wobei sich ein von mir besuchter Biobetrieb offenkundig sehr für die dynamisch-biologische Wirtschaftsweise interessierte.

⁷„Es kommt wohl nicht selten vor, dass das Aufnahmegerät am Beginn auf das Gespräch einwirkt, doch nach einigen Minuten legt sich eine eventuelle Scheu, überhaupt dann, wenn der Forscher das Gespräch `locker` und ohne Zwänge zu führen beginnt“ (Girtler 2001:168).

Forschungsfragen und dem methodischen Ansatz, aber auch davon wie viel Zeit, Forschungsmittel und personelle Ressourcen zur Verfügung stehen (Schmidt 2000).

Zwischen der Aufzeichnung der Daten und ihrer Interpretation steht dessen ungeachtet als erster Schritt ihre Verschriftung (Flick 1995). Die Datenauswertung in dieser Arbeit stützt sich im Wesentlichen auf die Transkripte der durchgeführten Interviews. Bei einem Interview (Bauer und Bäuerin B) war es mir leider nicht möglich ein Transkript anzufertigen, da die Aufnahme nicht funktioniert hatte. Alle anderen Interviews wurden von mir beinahe vollständig transkribiert. Nur einige wenige Passagen, die offenkundig nichts mit der Thematik zu tun hatten, wurden nicht transkribiert. Bei der Transkription wurde die gesprochene Sprache überwiegend in Schriftdeutsch übertragen. Diese Entscheidung ist mir nicht leicht gefallen, da Dialekt für mich Ausdruck einer besonderen Lebendigkeit und Eigenart in positivem Sinne darstellt. Der Einfachheit und der besseren Lesbarkeit wegen habe ich mich dann dennoch für eine weitgehende Umwandlung ins Schriftdeutsche entschieden. Sprachunebenheiten, wie Stottern, Betonungen, Pausen oder Veränderung der Stimmlage habe ich nicht in die Transkription einfließen lassen, da sie für die Auswertung im Rahmen dieser Arbeit meinem Empfinden nach, nicht von Relevanz waren.

Jeder interviewten Familie wurde ein Buchstabe des Alphabets zugeteilt. Alle wörtlichen Zitate, die den Interviews entnommen sind, sind durch die zugeteilten Buchstaben des Alphabets gekennzeichnet, wobei derselbe Buchstabe angibt, ob es sich um Ehepaare oder Familienangehörige handelt. Wenn zum Beispiel von Bauer A und Jungbauer A die Rede ist, dann sind Vater und Sohn gemeint. Wenn es sich um biologisch wirtschaftende Bauern und Bäuerinnen handelt, erkennt der Leser/die Leserin sie an der Bezeichnung Biobauer und Biobäuerin. Die Namen der InterviewteilerInnen wurden auf diese Weise vollständig anonymisiert. Diese Anonymisierung habe ich meinen GesprächspartnerInnen zugesichert.

Im Anhang (vgl. 8.1) finden sich zum besseren Verständnis Angaben zu der Betriebsform und Betriebsgröße (Tieranzahl) der jeweiligen GesprächspartnerInnen.

Wurden in den Interviewpassagen eckige [Klammern] gesetzt, so handelt es sich um Anmerkungen der Verfasserin, die zum besseren Verständnis dienen sollen.

Ähnlich wie bei Mühlfeld (1981) ging ich bei der Suche nach einer geeigneten Auswertungsmethode von der Überlegung aus, neben einer eingehenden Interpretation, soweit wie möglich die Originalität der Einzelinterviews zu erhalten.

Da in dieser Arbeit die manifesten Inhalte im Mittelpunkt der Analyse stehen, bot sich als Auswertungsmethode die Themenanalyse nach Froschauer und Lueger (2003) an. Sie „dient vorderrangig dazu, einen Überblick über Themen zu verschaffen, diese in ihren Kernaussagen zusammenzufassen und den Kontext ihres Auftretens zu erkunden“ (Froschauer/ Lueger 2003:158). Als erster Schritt wurden beim ersten Durchlesen der Interviews alle Textstellen markiert, die für die Forschungsfragen relevant erschienen. Hinter dem zweiten Durchlesen der Interviews stand dieselbe Absicht. Als nächster Schritt kam eine Themenkodierung, das heißt die markierten Textpassagen wurden themenorientiert kodiert. Dabei wurde der Frage nachgegangen, mit welchen Oberbegriffen sich diese einzelnen Textpassagen bezeichnen lassen. Danach folgten eine Strukturierung und eine Analyse der Themenkategorien. Wichtige Fragestellungen waren dabei: Welche Themen sind für die Forschungsfragen der Arbeit relevant? Gibt es Zusammenhänge zwischen den einzelnen Themenkategorien und wenn ja, wie gestalten sich diese? Bei der darauf folgenden Interpretation wurden die Aussagen der Bauern und Bäuerinnen einer vergleichenden Analyse unterzogen und in Bezug auf die Forschungsfragen deskriptiv-zusammenfassend dargestellt. Die erstellten Themenkategorien spiegeln sich in den Kapitelüberschriften wieder.

3 Theoretischer Teil

3.1 Sozial- und kulturalanthropologische Theorie und Forschungsstand

"It is realistic to assume that the environment matters and that to understand both humanity and the rest of the natural world anthropology, ecology and biology need new kinds of models, perspectives, and metaphors. Such a realisation may necessitate a fundamentally revised division of academic labour; in particular, the removal of the disciplinary boundaries between the natural and the social sciences."
(Descola 1996:14)

Die vorliegende Arbeit verlangt aufgrund ihrer Thematik nach Interdisziplinarität und meines Erachtens ist es schwer, sie in einer bestimmten Forschungsströmung zu positionieren. Vielmehr wird sie durch Inputs von verschiedenen Forschungsströmungen und theoretischen Überlegungen in und außerhalb der Sozial- und Kulturalanthropologie beeinflusst. Auf den folgenden Seiten möchte ich mich ihnen widmen und ihre Relevanz für das vorliegende Thema aufzeigen. Da dies keine reine Theoriearbeit ist, verzichte ich jedoch auf eine eingehende Auseinandersetzung. Wichtiger erscheint es mir, zu skizzieren, vor allem welche sozial- und kulturalanthropologischen Konzepte, Theorien und (Teil-)Disziplinen bedeutend erscheinen, womit sie sich beschäftigen und welcher Bezug zu meiner Arbeit besteht.

3.1.1 Peasant Theory. Zur sozial- und kulturalanthropologischen Auseinandersetzung mit Bauerngesellschaften

„Gibt es eine spezifische völkerkundliche Herangehensweise an landwirtschaftliche Themen?“ fragt sich Wellhausen 1985 in seinem Werk „Landwirtschaft als Thema ethnologischer Forschungen“. Auf der Suche nach einer passenden Antwort auf diese Frage und einer theoretischen Einbettung von Bauerngesellschaften in der Sozial- und Kulturalanthropologie generell, stößt man in erster Linie auf die Peasant Studies und die Peasant Theory. Bäuerinnen und Bauern – sprich *Peasants* – rückten Anfang bis Mitte des 20. Jahrhunderts in den Fokus ethnologischer und ethnographischer Untersuchungen. *Peasants* wurden zu dieser Zeit, neben den bisher erforschten so genannten „Primitiven“, als „new prototypic ethnographic other“ konzipiert (Kearney 1996:5). Dass sich die Sozial- und Kulturalanthropologie den *Peasants* zugewandt hat, kommentiert er folgendermaßen: „The turn to peasant society was good for anthropology. Not only because it opened new peoples and geographic areas to research but also because 'peasants' have been the objects of intense debates within anthropology about their essential nature; indeed, there is less wide disagreement about any other social type – foragers, tribal societies, states, and so on“ (Kearney 1996:40).

Der russische Agrarökonom Alexander Tschajanow gilt als Begründer der Peasant Theory. Er beschäftigte sich mit den Charakteristiken der bäuerlichen Familienwirtschaft in Russland und erarbeitete in seinem 1923 erschienenen Buch „Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft“ eine Theorie der Familienwirtschaft. Zentrales Element der *Peasant Economy* ist seiner Ansicht nach, dass es sich um eine Familienwirtschaft handelt. Denn, „the first fundamental characteristic of the farm economy of the peasant is, that it is a family economy“ (Tschajanow 1923, zitiert nach Wolf 1966:14).

Bauerngesellschaften werden hier über die Produktionsform der „bäuerlichen Familienwirtschaft“ als spezielle Ökonomie erfasst (Goldberg 2003:19). Spricht Tschajanow von einer „Familienwirtschaft“, so finden sich in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung unterschiedliche Bezeichnungen für ein solch ökonomisches und soziales System, wie etwa „häusliche Produktionsweise“ (Meillassoux 1976),

„Steinzeitökonomie“ (Sahlins 1974) oder „traditionelle bäuerliche Hauswirtschaft“ (Dirscherl 1989).

Für Tschajanow stellt die bäuerliche Familienwirtschaft oder die *Peasant Economy* eine eigene Produktionsweise dar, die sich weitgehend von der kapitalistischen Landwirtschaft und anderen Produktionsweisen generell unterscheidet. Tschajanow hat sich vor allem mit den Kategorien Familie, Arbeit und Bedürfnis befasst – sie sind seine Schlüsselbegriffe, die in enger Korrelation zueinander stehen. Andere Themenbereiche der bäuerlichen Wirtschaft wie Reproduktion, Heirat, Hausarbeit und Subsistenz hat er vernachlässigt. Seine Theorie hat bis in die Gegenwart Relevanz und wurde beziehungsweise wird von AutorInnen verschiedener Disziplinen bearbeitet, diskutiert, kritisiert und erweitert. In der Sozial- und Kulturanthropologie haben Tschajanows Ausführungen einige Standardwerke maßgebend beeinflusst, wie etwa „Peasants“ (1966) von Eric Wolf oder „Peasants and Peasant Societies“ (1971) von Teodor Shanin oder „Stone Age Economics“ (1974) von Marshall Sahlins.

Das Konzept der Peasant Theory findet in der gegenwärtigen wissenschaftlichen Diskussion vor allem dann Beachtung, wenn sich das Forschungsinteresse auf Bauerngesellschaften in der so genannten „Dritten Welt“ konzentriert. Die Tatsache, dass eine Mehrheit der heutigen Nationalstaaten nach wie vor agrarisch geprägt ist und Bauern und Bäuerinnen den größten Teil der Bevölkerung in „Entwicklungsländern“ ausmachen, verweist auf das Forschungspotential (Hettlage 1987:14f). Jedoch liefert Tschajanows Werk nicht nur in der Analyse von Agrargesellschaften in den Ländern des Trikonts, sondern auch in kapitalistischen Gesellschaften, bis heute brauchbare Ansätze. Gerd Spittler (Einleitung in Tschajanow 1987:XI) meint dazu folgendes: „Hätte Tschajanow seine Theorie der Familienwirtschaft nur auf vorkapitalistische Verhältnisse beschränkt, dann wäre er allenfalls für Historiker und Ethnologen interessant. Er wendet sie aber explizit auch auf die Bauernschaft in einer kapitalistischen Gesellschaft an. An diesen Ausführungen entzündeten sich sowohl in den 20er Jahren wie heute die schärfsten Kontroversen, weil es dabei um grundsätzlich agrarpolitische Positionen geht. Besteht die bäuerliche Familienwirtschaft auch in kapitalistischen und sozialistischen Wirtschaften weiter?“

Diese letzte Frage ist für die vorliegende Arbeit von besonderer Bedeutung, da sich meines Erachtens bestimmte Charakteristika von *Peasants* auch in den von mir besuchten bäuerlichen Familien, welche de facto Teil eines kapitalistischen Systems sind, wieder finden lassen. Wenngleich meine Forschung in einem österreichischen Kontext eingebettet ist, so erscheint es mir durchaus als sinnvoll, sich mit der Peasant Theory auseinanderzusetzen, und Überlegungen anzustellen, inwiefern sie von Relevanz ist. Ich schließe mich in diesem Zusammenhang der Meinung Kirchengasts an, der sich in seiner Diplomarbeit über österreichische Almenwirtschaft dazu wie folgt äußert: „Ich meine, dass einige Perspektiven dieses Ansatzes über (vorindustrielle, subsistenzwirtschaftende) bäuerliche Gesellschaften auch in der gegenwärtigen Landwirtschaft noch von großer Relevanz und Richtigkeit bleiben, selbst wenn das Konzept in seiner Vollständigkeit heutzutage nicht mehr funktioniert“ (2005:31).

Die Peasant Theory lässt sich auf die von mir interviewten Bäuerinnen und Bauern nicht ganzheitlich anwenden, einige Elemente dieser jedoch sehr wohl. Auch Kearney meint, „but the corollary of this law is that just as modern agriculture and society destroy peasant societies, they do not annihilate them entirely. To the contrary, they perpetuate traces of the peasantry conserved as aspects of more complex identities and communities“ (1996:58f).

Um welche Elemente es sich dabei handelt, darauf möchte ich im Folgenden zu sprechen kommen. Vorerst muss jedoch geklärt werden, was unter *Peasants* eigentlich zu verstehen ist und durch welche Charakteristika sie sich auszeichnen. Eine klare Definition von *Peasants* gibt es nicht, denn „such wide variance in interpretations of the essential nature of the peasantry exists because it is an inherently ambiguous category that resists typology. It is betwixt and between a number of other categories without having any

firm, clearly demarcated identity of its own. Indeed, this categorical marginality, this ambiguity is its singular most defining feature" (Kearney 1996:112).

Im Rahmen der Peasant Theory kristallisierten sich dennoch vier grundsätzliche Merkmale von *Peasant Societies* heraus (Kirchengast 2005:29):

1. Familie und Haushalt sind zentrale Elemente bei den "traditionellen" Bauern. Sie bilden den Mittelpunkt von bäuerlicher Wirtschaft, des sozialen und kulturellen Zusammenlebens sowie von Lebens- und Generationszyklen. Der Haushalt hat in diesem Sinne viele Funktionen: er ist Produktionseinheit, Konsumptionseinheit, Residenzeinheit und Reproduktionseinheit. "But the peasant is at once an economic agent and the head of a household. His holding is both an economic unit and a home" (Wolf 1996:13). Der duale Charakter des *Peasant household* als beides, Familie und *Enterprise*, Konsument und Produzent, ist eine wichtige Determinante in der Definition von *Peasants*. Die gesamte Organisation des *Peasant household* hängt von der Größe und der Zusammensetzung der *Peasant family* ab. Die Familie ist zentrales Element der Sozialorganisation. In der Familie gibt es eine Arbeitsteilung, die vorwiegend auf Geschlecht und Alter basiert.

All das trifft auch auf die von mir besuchten Bauern und Bäuerinnen zu. Der duale Charakter des *Peasant household* als beides, Familie und *Enterprise*, Konsument und Produzent, ist auch hier erkennbar. Anders als in der industriellen Produktionsweise sind in der bäuerlichen Wirtschaft Lebensraum und Produktionsstätte nach wie vor oftmals nicht getrennt. Obwohl Haushalt und landwirtschaftlicher Betrieb zwei unterschiedliche ökonomische Bereiche darstellen, sind sie doch so eng miteinander verflochten, dass sie als sozioökonomische Einheit betrachtet werden müssen. Der von der Familie in den Betrieb eingebrachte Produktionsfaktor Arbeit schafft eine direkte Verbindung zwischen diesen beiden Einheiten. Die bäuerliche Familie ist Produktions- und Lebensgemeinschaft, ist zentrales Element der Sozialorganisation und vor allem der Arbeitsorganisation, so dass die bäuerliche Familie oft als „Familienwirtschaft“ bezeichnet werden kann. Auch heute noch ist die Bauernfamilie „eine lebendige Einheit der vier Komponenten Familie, Haushalt, Betrieb und Wirtschaftsunternehmen" (Planck 1964, zitiert in Fliege 1998:171). Empirisch belegt wird dies vor allem in den Kapiteln 4.5, 4.14 und 4.21.

2. Der eigene Grund und Boden und dessen landwirtschaftliche Bearbeitung bilden das Zentrum der bäuerlichen Arbeits- und Lebenswelt. *Peasants* haben eine besondere Beziehung zu ihrem Grund und Boden, sie sind mit ihrem Grund und Boden verbunden (Kearney 1996:61). Grund und Boden haben nicht nur einen ökonomischen Wert, sondern auch einen Moralischen und einen Emotionalen.

Auch in den Gesprächen, die ich geführt habe, kam zum Ausdruck, dass der eigene Grund und Boden und dessen landwirtschaftliche Bearbeitung eine zentrale Stellung in der bäuerlichen Arbeits- und Lebenswelt einnehmen. Gleiches gilt für die gehaltenen Nutztiere am Betrieb. Wie die empirischen Ergebnisse belegen werden, lässt sich die Beziehung zu den Nutztieren ähnlich der Beziehung zu Grund und Boden nicht nur durch eine wirtschaftliche Dimension charakterisieren, sondern ebenfalls entscheidend durch eine moralische und eine emotionale Dimension.

3. *Peasants* wurden ursprünglich als Subsistenzwirtschaften charakterisiert. Reine Subsistenzwirtschaft hat in *Peasant Societies* allerdings vermutlich nie existiert und ist nur als idealtypische Konstruktion vorstellbar (Spittler in der Einleitung in Tschajanow 1987:XXIV). Untersuchungen der letzten Jahrzehnte konzentrierten sich vielmehr auf Mischformen von Subsistenz- und Marktproduktion. Die Bäuerinnen und Bauern der Gegenwart sind heute mehr denn je in ein globales Marktssystem eingebunden, dem sie sich anpassen und in dem sie operieren müssen. Kearney schlägt deshalb vor, die wie von ihm genannten *Postpeasants*, als Teil globaler Systeme zu analysieren. Aus den *Peasant Societies* sind heute meist *Postpeasant Societies* geworden, und es ist daher vermutlich präziser von der post-traditionalen Welt der Bauern zu sprechen (Giordano

1989). Den von Wolf identifizierten vier *domains*⁸, die die *Peasants* beherrschen, fügt Kearney noch eine fünfte hinzu, die der „Agroindustrialisierung“. Hettlage (1989) spricht wiederum von *Techno-Peasants*, die im Sinne von Industriebauern, auch in Zukunft Überlebenschancen haben werden.

Subsistenzwirtschaft spielt im Kontext einer europäischen Landwirtschaft eine untergeordnete und marginalisierte Rolle, wenngleich die Gespräche in der vorliegenden Arbeit ergaben, dass Ansätze einer solchen sehr wohl noch fragmentarisch vorhanden sind (vgl. Kapitel 4.15 und 4.16).

Auch Kearneys Ansatz, „Agroindustrialisierung“ als eine Art von Herrschaft, die über die *Peasants* ausgeübt wird, zu verstehen, weist eine Parallele zu den interviewten LandwirtInnen auf. Ein Großteil dieser sieht in der zunehmenden Agroindustrialisierung der Landwirtschaft ein unausweichliches Zukunftsszenario, das gleichzusetzen ist mit einer Herrschaft, zu deren Werkzeuge sie selbst werden oder bereits geworden sind (vgl. Kapitel 4.20 und 4.21).

4. Der Begriff „peasant“ wurde 1948 nach der Auffassung Wellhausens (1985:9) durch Kroeber mit seinem Konzept der „part-society with part-culture“ in die angloamerikanische sozial- und kulturanthropologische Literatur eingeführt. Kroeber bezeichnete die *Peasants* als ein gesellschaftliches Segment, als eine Teilgesellschaft mit einer Teilkultur: „Peasants are definitely rural – yet live in relation to market towns; they form a class segment of a larger population which usually contains also urban centers, sometimes metropolitan capitals. They constitute part-societies with part-cultures. They lack the isolation, the political autonomy, and the self-sufficiency of tribal populations; but their local units retain much of their old identity, integration, attachment to soil and cults“ (Kroeber 1948:284, zitiert nach Wellhausen 1985:13). Dieser Gedanke Kroebers, dass die *Peasants* Teil einer übergeordneten Gesellschaft sind und in diese eingebettet sind, somit eine „part-society“ darstellen und sich durch eine „part-culture“ auszeichnen, zieht sich wie ein roter Faden durch viele Peasant Studies. Redfield (1956) prägte in diesem Zusammenhang das Gegensatzpaar der *great tradition* und der *little tradition*. Er kontrastierte die *little tradition* bäuerlicher Gemeinschaften mit der *great tradition* komplexer Kulturen. Mit den Worten Redfields: „In a civilization there is a great tradition of the reflective few, and there is a little tradition of the largely unreflective many. The great tradition is cultivated in schools or temples; the little tradition works itself out and keeps itself going in the lives of the unlettered in their village communities. The tradition of the philosopher, theologian, and literary man is a tradition consciously cultivated and handed down; that of the little people is for the most part taken for granted and not submitted to much scrutiny or considered refinement and improvement“ (1956:70).

Das Konzept Kroebers der „part-society with part-culture“ hat für die besuchten Bauernfamilien meines Erachtens in gewissem Sinne ebenfalls seine Relevanz. Die bäuerliche Landwirtschaft war zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch die Lebensgrundlage der meisten Menschen in Europa. Die Bevölkerungsstruktur hat sich seit dem Beginn der Industrialisierung, in vielen europäischen Ländern, so auch in Österreich, dahingehend verändert, dass sich Bauern und Bäuerinnen von einer Mehrheit zu einer Minderheit innerhalb der Bevölkerung entwickelt haben (*part-society*). Die Sozialstruktur, die Arbeitsorganisation und -teilung, die Produktions- und Reproduktionsstrukturen in Dörfern waren früher überwiegend bäuerlich geprägt. Das ist heute nicht mehr der Fall. Dörfer sind heute keine Bauerndörfer mehr, sondern zu Wohnstätten für Menschen aller Berufsgruppen geworden. Innerhalb der meisten Gemeinden bilden bäuerliche Wirtschafts- und Sozialformen nur mehr Randerscheinungen. Das Dorf präsentiert sich strukturell als ländliche Arbeiter- und Angestelltensiedlung mit ein paar bäuerlichen Betrieben. Auch die Einheitlichkeit des dörflichen Lebensstils hat sich aufgelöst und aus der relativ einheitlichen Dorfkultur sind *Kulturen* geworden (Fliege 1998:16f). Bauern und Bäuerinnen stellen heute in Hinblick

⁸Wolf unterscheidet folgende 4 Herrschaftstypen: *patrimonial domain*, *prebendal domain*, *mercantile domain* und *administrative domain*. Für genauere Beschreibungen hinsichtlich der *domains* siehe Wolf 1966:50ff.

auf die Bevölkerungszusammensetzung auf dem Land somit eine Minderheit dar. Sie sind zu einer Minorität geworden, im Dorf und in der Gesellschaft (vgl. Kapitel 4.17). Aufgrund ihrer Wirtschafts- und Lebensweise, die mitunter eigene Wertigkeiten aufweist, wird oft von einer spezifischen bäuerlichen Kultur gesprochen (*part-culture*). Fliege (1998:419) hält in diesem Zusammenhang fest, dass der ländlich-bäuerliche Lebensstil eine Adaption der dörflich-ländlichen Kultur mit den städtisch-industriellen Lebens- und Wirtschaftsformen repräsentiert. Obwohl urbane Werte und Lebensweisen den ländlichen Raum zunehmend beeinflussen, existieren weiterhin bäuerliche Handlungsmuster und eine immer noch bestehende kulturelle Eigenständigkeit bäuerlicher Lebenswelt. „Die bäuerliche Kultur hat sich verändert, aber sie bleibt für alle Beobachter unverwechselbar bäuerliche Kultur“ (vgl. hierzu in weiterer Folge Kapitel 4.19).

Wie bereits oben erwähnt, erachte ich das theoretische Konzept der *Peasants* für die hier vorliegende Arbeit insofern relevant und bedeutend, als dass sich einige zentrale Elemente der *Peasants*, bei den von mir besuchten Bauern und Bäuerinnen wieder finden lassen. Die Bezeichnung *Peasants* trifft auf sie jedoch nicht vollständig zu. Wenn die besuchten Bauern und Bäuerinnen keine *Peasants* sind, was sind sie dann? Neben *Peasants* sind auch andere bäuerliche Akteure existent. So werden *Peasants* grundsätzlich von *Farmers* unterschieden: „The ‘farmer’ by definition, is unlike the ‘peasant’ in that for him the product is a commodity, and rather than expending primarily his own labor power, he buys the labor power of farmworkers“ (Kearney 1996:160). Wolf: „We have spoken of peasants as rural cultivators, that is they raise crops and livestock in the countryside, not in greenhouses in the midst of cities or in aspidistra boxes of the windowsill. At the same time they are not farmers, or agricultural entrepreneurs as we know them in the United States“ (1966:2).

Wolf unterscheidet somit *Peasants* von *Farmers* insofern, dass letztere für ihn Wirtschaftsunternehmer sind, die sich in erster Linie darauf konzentrieren, Profite zu erwirtschaften. Diese Betriebe sind „*factories in the field*“, im Gegensatz zu den *Peasants*. „The peasant, however, does not operate an enterprise in the economic sense; he runs a household, not a business concern“ (Wolf 1966:2).

Ebenso wenig wie die besuchten Bauern und Bäuerinnen als *Peasants* zu bezeichnen sind, wäre es inkorrekt in ihnen nach amerikanischem Vorbild *Farmers* im Wolf’schen Sinne zu sehen. Vielmehr würde ich in Österreich von einer Mischform sprechen, die Elemente von beiden in sich trägt. Interessant bewerte ich in diesem Zusammenhang den Ansatz von Ellis (2000:4). Er unterscheidet *Peasants* nicht nur von *Farmers* sondern auch von einer dritten Kategorie, der *Commercial Family Farm*, die er als „nearest relation“ der *Peasants* bezeichnet. *Peasants* sind seiner Meinung nach nur partiell in intakte Märkte integriert, während die *Commercial Family Farm* gänzlich in völlig intakte Märkte integriert ist. Dieser Ansatz Ellis, eine dritte Kategorie einzuführen, die er zwischen *Peasants* und *Farmers* positioniert, erscheint mir nachvollziehbar und sinnvoll. Die besuchten Bauernfamilien sind meiner Auffassung nach auch als „*Commercial Family Farms*“ zu bezeichnen, da sie wesentliche Merkmale von *Peasants* aufweisen, dabei aber gleichzeitig eine marktwirtschaftlich orientierte Produktion verfolgen und gänzlich in globale Märkte eingebunden sind.

3.1.2 Das Tier in der Sozial- und Kulturanthropologie

“Animal Studies still is largely unknown among anthropologists. For various reasons (...) the very idea is apt to raise eyebrows. Animals, however, have long been central to anthropological inquiry. Whether investigating the evolution of humans as a species or attempting to understand humans’ relationships with other humans and with their environments, anthropologists often have paid close attention to animals.”
(Mullin 2002:387f)

Bereits 1914 ging Franz Boas (zitiert in Shanklin 1985:377) der Frage nach, warum „human tales are preferably attached to animals, celestial bodies, and other personified phenomena of nature.“ Ein paar Jahre später, 1922 und 1952, fragte sich Radcliffe-Brown (zitiert in Shanklin 1985:377) ähnliches: „Why do the majority of what are called primitive peoples adopt in their custom and myth a ritual attitude towards animals and other natural species?“

Wenngleich die Sozial- und Kulturanthropologie, wie ihr Name schon andeutet, (*anthropos* griech. „Mensch“) den Menschen zu ihrem Forschungsgegenstand erklärt hat, so ist bei genauerer Betrachtung erkennbar, dass Tiere direkt oder indirekt für viele sozial- und kulturanthropologische Auseinandersetzungen und Werke eine besondere Relevanz haben. Denn, „anthropologists have been involved in observing and classifying peoples with very different uses for animals and with different ways of relating to them and the environment“ (Mullin 1999:203). Die Tatsache, dass dies in unterschiedlichen Kontexten geschieht, findet ihren Ausdruck in der thematischen Vielfalt der Schriften.

Das Tier begegnet uns in der Sozial- und Kulturanthropologie auf vielseitige Art und Weise: etwa in Mythen, in der Kunst, als Brautpreis, als Totem⁹, als Prestigeobjekt, als Opfertier, als Voraussetzung für eine bestimmte Lebensweise (Pastoralismus¹⁰) oder als deterministisches Element der Sozialorganisation (z.B. bei den Maasai).

Namhafte Sozial- und KulturanthropologInnen, wie Douglas (1966), Leach (1964), Levi-Strauss (1963), Evans-Pritchard (1947), Rappaport (1969) oder Ingold (1988 und 1994) haben in der Vergangenheit zu einer beachtlichen Bandbreite an sozial- und kulturanthropologischer Literatur, in der eine Beschäftigung mit dem Tier stattfindet, beigetragen. Jedoch auch in der Gegenwart, wendet sich die Sozial- und Kulturanthropologie, anderen Disziplinen gleichtugend, verstärkt der Beziehung zwischen Mensch und Tier zu (Mullin 1999:202).

Sozial- und KulturanthropologInnen haben sich in ihren Arbeiten vorwiegend auf Tiere unter den Aspekten „bonnes à manger“ oder „bonnes à penser“, wie es von Lévi-Strauss (1963) formuliert wurde, konzentriert. Shanklin (1985) unterscheidet daher zwischen einem funktionalistischen Ansatz und einem strukturalistischen Ansatz in der sozial- und kulturanthropologischen Auseinandersetzung mit Tieren. Ersterer widmet sich der Funktion (Nahrungsmittel, Tauschobjekt, Handelsware etc.) von Tieren und wie sich diese in verschiedenen Gesellschaften gestaltet und unterscheidet.

In strukturalistischen Werken steht die Symbolbedeutung von Tieren im Mittelpunkt der Analyse, etwa in Metaphern oder Klassifikationssystemen.

Vor allem viele historische sozial- und kulturanthropologische Untersuchungen gehen der Frage nach, wie und warum sich die Wahrnehmung von Tieren, je nach Kultur und Gesellschaft, unterscheidet (Mullin 1999:217). Im Rahmen solcher Arbeiten befassen sich Sozial- und KulturanthropologInnen mit der Mensch-Tier-Beziehung sozusagen gemäß ihrer Disziplin vor allem unter einem kulturellen Gesichtspunkt¹¹. Die Einstellung des Menschen zu ein- und derselben Tierspezies ist nicht in allen Erdteilen gleich. Sie ist immer kulturell oder religiös bedingt und geprägt. Ingold hält hierzu fest, dass es nicht eine einheitliche menschliche Haltung gegenüber einer bestimmten Tierspezies gibt, sondern dass „similar human sentiments have been attached to a huge variety of different animals at different times and in different places“ (1988:x). Ökologische,

⁹In der Sozial- und Kulturanthropologie hat bereits eine sehr ausführliche Auseinandersetzung mit dem Totemismus stattgefunden. Totemismus war und ist Thema vieler sozial- und kulturanthropologischer Arbeiten. Weiterführend sei beispielsweise auf das bekannte Werk „Totemism“ von Lévi-Strauss (1963) verwiesen.

¹⁰Was wird unter Pastoralisten verstanden? „Societies dependent on domestic animals for subsistence and predominantly occupied with herding on natural pasture are characterized as pastoral, after the Latinic term pastor for 'pasture'“ (Barnard/Spencer 2006:415).

In pastoralen Systemen spielen Tiere eine ganz besondere Rolle, denn „the significance of domestic animals has surely always been greatest among nomadic pastoralists, for whom animal husbandry makes possible their habitation of the world's more arduous climes: dry planes and savanna, deserts and tundra, mountains and steppes“ (Galaty 1990:1).

¹¹Empfehlenswert in diesem Zusammenhang ist der Sammelband von Willis (1989), in dessen Beiträgen thematisiert wird, auf welche Art und Weise die Bedeutung von Tieren in verschiedenen Erdteilen variieren kann.

psychologische, kulturelle und utilitaristische Überlegungen beeinflussen die menschliche Haltung gegenüber Tieren und die Behandlung dieser.

Ein bekanntes Beispiel hierfür sind Kühe in Indien. In Indien gelten Kühe als heilig, und es ist tabu, sie zu schlachten oder zu essen. Im Gegensatz dazu werden Kühe in Europa als Hochleistungsnutztiere betrachtet, deren Bestimmung es ist, Milch und Fleisch zu liefern. Der Hund hat hier dagegen so einen ähnlichen Status wie die Kuh in Indien. Hunde werden als der „beste“ Freund des Menschen gehegt und gepflegt. Es ist undenkbar, einen Hund zu töten um ihn zu verzehren. In vielen arabischen Ländern werden Hunde hingegen völlig konträr, als schmutzig und unwürdig angesehen und folglich geschmäht. In manchen südostasiatischen Ländern wiederum wird in ihnen sehr wohl ein Nahrungsmittel gesehen (Serpell 1990). Man sieht, die Wahrnehmung und die Behandlung von ein und demselben Tier, kann kulturell sehr variieren. Sozial- und KulturanthropologInnen haben sich diesen Kulturunterschieden gewidmet, haben Überlegungen zu ihrem Ursprung und ihre Bedeutung angestellt und darüber diskutiert.

Wiedenmann (1997:190f) unterscheidet zwischen zwei Ebenen *tierbezogener Kommunikation*. Er ist der Meinung, dass Menschen einerseits mit Tieren kommunizieren, und andererseits kommunizieren Menschen über und durch Tiere miteinander. Tiere sind somit nicht nur als Zeichen menschlicher Kommunikation anzusehen, sie selbst produzieren und deuten auch Zeichen. Das heißt auf der einen Seite begegnet der Mensch einem Tier in abgestuften Nuancen sozialer Unmittelbarkeit, andererseits wird diese Begegnung im Vorhinein durch eine Vielzahl an bereits vorhandenen Deutungs- und Beziehungsmustern, wie institutionellen Vorgaben oder tradierten Typifikationen, geprägt. Diese zwei Ebenen können zwar analytisch voneinander unterschieden werden, sie gehen jedoch im Alltag unbemerkt ineinander über. Dieser Zweiebenenaufbau der *tierbezogenen Kommunikation* hat Ambivalenzen zur Folge, die zu Irritationen und emotionalen Spannungen führen. In welcher Art und Weise es zu Ambivalenzen in der Mensch-Tier-Beziehung kommt, und inwiefern diese relevant für die vorliegende Arbeit sind, wird in Kapitel 3.2.2 gesondert thematisiert. Ich möchte dem hier nicht vorgreifen. Wiedenmann differenziert jedenfalls diese 2 *tierbezogenen Intentionalitätsebenen* folgendermaßen:

1. Durch die primäre Sozialintention werden Tiere von den Menschen auf eine sozial unmittelbare Weise erfasst und als Interaktionspartner behandelt. Das Tier wird im Rahmen einer direkten Sozialbeziehung als „Du“ anerkannt, als ein individuelles und interaktionsfähiges Mitsubjekt, das eigene Interessen, Wünsche und einen eigenen Willen besitzt. Der Soziologe Theodor Geiger spricht in diesem Zusammenhang von einer Du-Evidenz, die notwendig ist, um ein Tier als Subjekt wahrzunehmen. Man spricht auch vom Subjektcharakter eines Tieres.

2. Für die sekundäre Sozialintention ist charakteristisch, dass das Tier als ein symbolischer Typus, als ein Träger von symbolischen Bedeutungen in Erscheinung tritt. Diese symbolischen Bedeutungen können zum Beispiel mythologisch oder religiös begründet sein. Das Tier wird eine Projektionsfläche für soziokulturelle, wirtschaftliche oder religiöse Sinnzuschreibungen. Es wird zum Symbol oder Ausdrucksmittel menschlicher Sozialbeziehungen, etwa zum Statussymbol. Hier hat das Tier im Gegensatz zur primären Sozialintention Objektcharakter. Das aktive Tiersubjekt, das eigene Zeichen setzt, verwandelt sich in ein Spiegelbild für menschliche Bedeutungszuschreibungen. Solche Deutungsmuster stehen vor allem dort im Vordergrund, wo die Beziehung zum Tier über institutionalisierte Symbolordnungen, wie religiöse, wissenschaftliche oder wirtschaftliche Sinnzuschreibungen, strukturiert wird. Sozial- und kulturanthropologische, als auch soziologische Arbeiten im Bereich der Mensch-Tier-Beziehung konzentrieren sich zumeist auf die Ebene der sekundären Sozialintention. Als Beispiele hierfür führt Wiedenmann die „dichte Beschreibung“ des balinesischen Hahnenkampfes von Geertz (1983) und die Überlegungen zu Totemismus von Lévi-Strauss (1963) an.

Shanklin (1985:378), die sich im Rahmen ihres Artikels gezielt über die Bedeutung von domestizierten Tieren in der Anthropologie Gedanken macht, erkennt drei Trends in der Untersuchung von domestizierten Tieren:

1. „A trend away from speculation about why animals were domesticated and just-so stories about the single-event origins of domestication toward more scientific formulations and the study of the implications of what is now called the domesticating process“,
2. „a trend toward the study of the many functions of domesticated animals in human adaptations, away from equilibrium assumptions involving environmental predicates and cultural outcomes, toward ecosystemic nondeterminist thinking about the variables involved in keeping different kinds of animals“ und
3. „the study of the multiple meanings of domesticated animals in social and ritual contexts, away from whimsy and Durkheimian classifications of sacred and profane toward an understanding of the real, multivalent contrasts in human thinking of animals“.

Sie ist der Meinung, dass hinsichtlich der Bedeutung von Tieren, obwohl bereits einiges an Datenmaterial verfügbar ist, noch großes Forschungspotential besteht. Shanklin sieht in diesem, ihrem Empfinden nach aufregenden und innovativen Forschungsbereich, eine neue „*growth industry*“ (1985:398) innerhalb der Sozial- und Kulturanthropologie.

Wichtig erscheint Shanklin einerseits, dass in Zukunft verschiedene Dimensionen, auch interdisziplinäre, unter einem nicht-deterministischen Ansatz in die Erörterungen zum Thema Mensch-Tier miteinbezogen werden und andererseits, dass Sozial- und KulturanthropologInnen sich stärker um eine Verknüpfung zwischen funktionalistischem und symbolischem Denkansatz bemühen.

In meiner Arbeit versuche ich genau diesen Prämissen gerecht zu werden. Es erschien mir in Anbetracht der Forschungsthematik wesentlich, symbolische als auch funktionalistische Denkansätze zu verfolgen und dabei meine Arbeit interdisziplinär auszulegen.

Dennoch greift meines Erachtens Shanklins Forderung im Grunde zu kurz. Denn, ich schließe mich hier der Meinung Guribyes an, die meint, dass „exploring classificational systems and symbolic representations of animals is not enough if our aim is to understand the relationships between humans and animals in a more complete way“ (2001:4).

Sinnvoll und notwendig ist es, dass sich sozial- und kulturanthropologische Überlegungen zu Mensch und Tier nicht nur, wie bisher vorwiegend geschehen, auf die, wie Wiedemann es nennt, sekundäre Sozialintentionsebene konzentrieren, sondern dem geistigen Verständnis dieser Arbeit folgend, auch auf die primäre Sozialintentionsebene. „People perceive themselves and other species through various cultural and physical processes, but they don't interact with representations: beyond the representations of animals as this and that, are real and ultimately mystical (in the sense of little understood) life-forms that have their own ways of perceiving and orienting themselves in their environment, and whose movements and emotional expressions have to be interpreted by and related to by the human part of the interactions (Guribye 2001:2).

Noske bringt das Problem auf den Punkt, wenn sie meint, dass „of course, animals do figure in anthropological studies but they do so mainly as raw material for human acts and human thought“ (1993:1). Sie ist der Auffassung, dass Tiere in sozial- und kulturanthropologischen Untersuchungen als passive Objekte behandelt und gesehen werden, unabhängig davon ob sie unter einem funktionalistischem oder einem strukturalistischem Ansatz erforscht werden. Denn neben der Mensch-Tier-Beziehung gibt es auch eine Tier-Mensch-Beziehung und solange letztere ignoriert werde, handle es sich um einen „*one-sided subject-object-approach*“ (Noske 1993:1).

Ferner ruft sie in Erinnerung, dass „anthropologists of all people should know that Otherness can never be an excuse for objectification and degradation either in practice or in theory“ (1997:170). Noske (1993, 1997) zufolge, beschäftigt sich die Sozial- und Kulturanthropologie seit jeher mit dem „Anderen“, wobei das Tier ihrer Ansicht nach,

auch unter diese Kategorie fällt. Dabei behandeln Sozial- und KulturanthropologInnen die zu erforschenden „Anderen“ meist mit Respekt und sind sich der Gefahren eines Ethnozentrismus in der Regel bewusst. Dies trifft jedoch vor allem auf das menschliche „Andere“ zu. Noske findet es verwunderlich, dass WissenschaftlerInnen, die gelernt haben, mit den Gefahren des Ethnozentrismus umzugehen, geneigt sind, einem anderen Zentrismus zu verfallen. Sie argumentiert gegen diesen Anthropozentrismus in der Sozial- und Kulturanthropologie und verweist darauf, nicht nur die Beziehung zwischen Mensch und Tier, sondern auch zwischen Tier und Mensch zu berücksichtigen, um somit die Subjekt-Objekt-Haltung gegenüber Tieren zu überwinden. Dem Argument, dass dies Aufgabe anderer Disziplinen ist, wie der Biologie oder Ethologie, widerspricht Noske. Sie erkennt in dieser Einteilung von Zugehörigkeiten nach Disziplinen vielmehr ein Hindernis, das bei der Beschäftigung mit der Mensch-Tier-Beziehung überwunden werden muss.

Die traditionelle Unterscheidung in der Wissenschaft zwischen Menschen als soziale Subjekte und Tieren als biologische Objekte hat sich als schwierig überbrückbare Grenze erwiesen. Sie hat dazu geführt, dass sich die Wissenschaft in jene Disziplinen unterteilt, die sich mit Menschen beschäftigen und jenen die sich mit Tieren beschäftigen.

Dem zugrunde liegt die Dichotomie zwischen Mensch und Tier, und in weiterem Sinne die Dichotomie zwischen Kultur und Natur. Diese Dichotomien, die in Wirklichkeit als eine anzusehen sind, entspringen westlichem Gedankengut und sind als solche tief in westlichen Gesellschaften verankert. Ihre Relevanz für diese Arbeit liegt daher auf der Hand. Im nächsten Kapitel wird diese Dichotomie zwischen Mensch und Tier beziehungsweise zwischen Kultur und Natur ein zentrales Thema sein.

Noskes Vorwurf des vorherrschenden einseitigen Subjekt-Objekt-Untersuchungsansatzes in der Sozial- und Kulturanthropologie hat auch mich reflexiv die Frage stellen lassen, ob meiner Arbeit nicht auch ein solcher zugrunde liegt. Insofern muss dies bejaht werden, als dass ich mich in der Erhebungsphase definitiv nur den menschlichen AkteurInnen der Mensch-Nutztier-Beziehung gewidmet und die tierischen AkteurInnen außer Acht gelassen habe. Das vorwiegend deshalb, weil mir die zeitlichen und fachlichen Ressourcen zu letzterem fehlten. Beide, Mensch und Tier gleichwertig mit ein zu beziehen, da schließe ich mich Noske an, wäre sicherlich notwendig um die Beziehung zwischen Mensch und Nutztier in einer holistischen Art und Weise zu erfassen. Um diesem Ansinnen gerecht zu werden, sollte in der Erforschung von Mensch-Tier-Beziehungen nicht nur ein strukturalistischer oder/und ein funktionalistischer Ansatz, sondern auch ein „interaktionaler“ Ansatz zum Tragen kommen.

Dennoch besteht zumindest die Erkenntnis, die auch in der Empirie ihre Auseinandersetzung und Bestätigung findet (vgl. Kapitel 4.6), dass die Mensch-Nutztier-Beziehung keine einseitige ist, sondern vielmehr Agieren und Reagieren beide Seiten miteinander und aufeinander. Beide, Mensch und Tier nehmen durch ihre Interaktion, Einfluss auf die Gestalt ihrer Beziehung, auch wenn der Mensch möglicherweise die dominante Rolle einnimmt. Es handelt sich bei der Mensch-Nutztier-Beziehung somit um keine eindimensionale Interaktion. Die LandwirtInnen nehmen ihre Tiere als lebendige Wesen mit eigenem Charakter wahr, deren Verhaltensweisen und Eigenschaften sie im täglichen praktischen Umgang kennen lernen.

Sozial- und kulturanthropologische Arbeiten, die versuchen diesen „*one-sided subject-object-approach*“ zu überwinden, das heißt auch der aktiven Rolle von Tieren in der Mensch-Tier-Beziehung Rechnung tragen, sind bis dato rar. Als bemerkenswertes Beispiel hierfür ist die empirische Arbeit Guribyes (2001) zu sehen, die in der Erforschung der Mensch-Tier-Beziehung auf den Galapagos Inseln, beide, menschliche als auch tierische Interaktionspartner in ihre Untersuchung mit einbezogen hat.

Andere Sozial- und KulturanthropologInnen gehen ebenfalls viel versprechende Wege, indem sie Mensch-Tier-Beziehungen nicht einseitig erforschen, sondern vielmehr versuchen verschiedene Perspektiven, wie ökonomische, ökologische, soziale und symbolische, in ihre Untersuchung von Mensch-Tier-Beziehungen einfließen zu lassen (vgl. Vialles 1994, Descola 1994 oder Nelson 1997). AutorInnen, die sich mit Mensch-Tier-Beziehungen beschäftigen, in denen das Tier als wichtige Nahrungsmittelressource

dient, legen zudem verstärkt Augenmerk auf Veränderungen in der Beziehung zwischen Mensch und Tier im Laufe der Zeit.

So hat Palsson (1990) sich mit der Bedeutung von aquatischen Lebewesen in der Weltanschauung und Mythologie Islands beschäftigt. Er hat herausgearbeitet, welche Auswirkungen eine Veränderung der Produktionsweise, von Subsistenzwirtschaft zu kommerziellem Fischfang, auf die Mensch-Fisch-Beziehung, und in weiterer Folge auf die sozialen Beziehungen als Ganzes haben. Mit dem Wandel der Produktionsweise wurden die alten mythologischen Vorstellungen überflüssig und ihre Metaphern obsolet. Stattdessen, „new ideologies developed concerning attitudes towards fish and other natural resources and the definition of social roles“ (Palsson 1990:130). Fische werden nicht mehr als „Geschenke der Meere“ gesehen, als eine dem Menschen übergeordnete Macht, sondern nunmehr als passive Objekte, die menschlicher Kontrolle unterliegen.

Ingold (1980) hat bei den Tungusen in Zentralsibirien zu Ähnlichem geforscht. Auch er konnte beobachten, dass ein Wandel im Produktionssystem, von einem traditionellen pastoralen System zu einer intensiven Rentierzucht auf Ranchs, nicht nur zu einer Veränderung der Mensch-Tier-Beziehung geführt hat, sondern auch Auswirkungen auf die Mensch-Mensch-Beziehung hat. Denn „evidently a transition in the quality of relationship, (...), affects relations not only between humans and non-human-animals, but also and equally, among human beings themselves“ (Ingold 2000:76). Die Beziehungsmuster haben sich bei den nord-eurasischen RentierhalterInnen, von einer egalitären Beziehung, die durch Teilen geprägt war hin zu einer Beziehung der Dominanz und Unterordnung zwischen HerdenbesitzerInnen und ihren MithelferInnen, verändert.

Auch Mullin hält in diesem Zusammenhang fest, dass „pastoralism entails not just a particular sort of relationship with animals and the environment but also particular kinds of relationships among humans, and all of these relationships have been transformed by colonial and neocolonial processes and policies“ (1999:209).

Tapper (1988) unterscheidet folgerichtig analog zu Marxs „mode of productions“ zwischen unterschiedlichen „human-animal-relations of production“. Verschiedene Produktionssysteme, wie Jäger- und Sammlertum, Pastoralismus, bäuerliche Landwirtschaft oder agroindustrielle Produktion, schaffen andere Voraussetzungen und Bedingungen für eine Beziehung zwischen Mensch und Tier. In Kapitel 3.2.1 wird eine Vertiefung dieser Thematik stattfinden.

Nicht nur für die Wahrnehmung des Menschen, sondern auch für die Wahrnehmung des Tieres ist das Produktionssystem entscheidend. So beschreibt Sebeok (1988:68ff) insgesamt zehn verschiedene Möglichkeiten, wie der Mensch vom Tier wahrgenommen werden kann. Zum Beispiel als Räuber (in Jäger- und Sammlergesellschaften), Partner (in Mensch-Haustier-Beziehungen), Beute (Gelse-Mensch) oder Parasit (Rentier-Pastoralismus).

Wenngleich es Sozial- und KulturanthropologInnen gibt, die interessante Ansätze in der Untersuchung zwischen Mensch und Tier verfolgen, vermutet Mullin dennoch, dass „it is likely that sociocultural research on human animal relationships will continue to be as much, if not more about humans“ (1999:201).

Selbst wenn dem so ist, steht fest, dass die Möglichkeiten der sozial- und kulturanthropologischen Auseinandersetzung mit Tieren in Vergangenheit wie in der Gegenwart zumindest eines waren und sind – nämlich äußerst vielfältig. Auch in Zukunft scheint das Potential bei weitem noch nicht ausgeschöpft. Und wenn Shanklin und Mullin meinen, dass „the investigation of human and animal interaction may well be one of the most fruitful endeavors of anthropology“ (1985:380) und dass „anthropologists have much to offer Animal Studies“ (2002:391), dann kann dem nur beigepflichtet werden.

Mensch-Tier-Beziehungen werden in der Sozial- und Kulturanthropologie thematisch der Anthropologie der Natur zugeordnet, da sich diese mit den komplexen Beziehungen, die zwischen Mensch und Natur bestehen, beschäftigt. Im nächsten Kapitel möchte ich daher einen kurzen Umriss der bestimmenden Theorieströmungen innerhalb der Anthropologie der Natur geben als auch die Dichotomien erwähnen, die sie thematisiert.

3.1.3 Zur Anthropologie der Natur

„That conceptions of nature vary historically and ethnographically, and are, therefore, themselves, intrinsically cultural, is so widely asserted nowadays that it is often assumed to have become a selfevident anthropological truth.“ (Ellen 1996:103)

Das Verhältnis zwischen Mensch, Natur und Kultur war stets von besonderem Interesse für Sozial- und KulturanthropologInnen, wenn auch mit den unterschiedlichsten theoretischen Ansprüchen, denn „from early on, nature was one of the central concerns of anthropology“ (Descola 1996:1).

Die Anthropologie der Natur („*anthropology of nature*“) oder auch Umweltanthropologie genannt („*ecological anthropology*“) beschäftigt sich mit den komplexen Beziehungen die zwischen Menschen und ihrer Umwelt bestehen. Der Mensch wird durch seine Umwelt entscheidend geprägt, aber auch er hat Kontakt und Einfluss auf das Land, das Klima, die Pflanzen und die Tiere der Umwelt in der er lebt. Es kann daher von reziproken Wirkungsweisen gesprochen werden (Barnard/Spencer 2006:167).

Um über Mensch-Umwelt-Beziehungen diskutieren zu können, erscheint es sinnvoll, ein Konzept von „Natur“ zu haben. Naturkonzepte sind in Weltbildern verankert und verfügen keinesfalls über allgemeine Gültigkeit. Der Begriff Natur ist nicht naturgegeben, vielmehr ist er Ausdruck einer kulturspezifischen Sichtweise, welche die Beziehung der Menschen zu ihrer natürlichen und sozialen Umwelt prägt (Mader 2002:184).

Was wird nun im westlichen Kontext im Allgemeinen unter Umwelt beziehungsweise Natur verstanden? Als Umwelt wird generell all das bezeichnet, was den Menschen umgibt, „the space which is not human“ (Ellen 1996:110). Ähnlich dem Begriff Natur „it is shorthand for the biophysical context, the `natural world` in which we live“ (Barnard/Spencer 2006:185). Dieser anthropozentrischen Sichtweise folgend, wird die Menschheit in den Mittelpunkt der Betrachtung von allem Lebendigen und Wirklichen gestellt und Mensch-Sein sozusagen als Gegensatz zu allem anderen definiert. Biozentrische Ansätze thematisieren diese Vormachtstellung des Menschen, die nach anthropozentrischem Denken als selbstverständlich hingenommen wird und versuchen dieser als destruktiv erkannten Einseitigkeit, andere Möglichkeiten der Wahrnehmung gegenüber zu stellen.

Auf der Suche nach einem anderen Verständnis von „Natur“ schließe ich mich der Definition von Gingrich und Mader (Gingrich/Mader 2002:22) an, die unter Natur „die Gesamtheit der abiotischen und biotischen Elemente, die auf eine gegebene Gesellschaft einwirken, und auf die sie [die Gesellschaft] ihrerseits einwirkt“ verstehen. Gingrich und Mader begreifen die „natürliche“ Umwelt in der von ihnen vorgelegten sozialanthropologischen Arbeitsdefinition als kulturell mitstrukturierten, dynamischen Interaktionspartner des Menschen. Diese Definition „verleugnet nicht, selbst ein mehr oder minder taugliches Produkt westlicher Analyse zu sein, denkt aber die Differenz zwischen dem spezifisch-westlichen und anderen Weltbildern selbstreflexiv mit“ (Gingrich/Mader 2002:22). Damit soll mit dem Begriff „Natur“ auch keine Trennung zwischen Menschen und dem, was sie umgibt, gemacht werden.

Auf den nächsten Seiten möchte ich nun kurz darlegen, von welchen theoretischen Perspektiven und welchen Dichotomien die Auseinandersetzung von Mensch und Natur in der Sozial- und Kulturanthropologie beeinflusst wurde und wird.

Die Vielfalt an Beziehungen zwischen dem Menschen und seiner Umwelt ergeben ein breites Spektrum an Untersuchungsmöglichkeiten und theoretischen Ansätzen. Ein zentrales Thema dabei war und ist die Beziehung zwischen Natur und Kultur beziehungsweise die Dichotomie zwischen den beiden. Descola stellt dazu fest, dass „for over forty years the nature-culture dichotomy has been a central dogma in anthropology“ (1996:2). Verschiedene Denkansätze entwickelten sich, um die beiden Bereiche Natur und Kultur in Verbindung zueinander zu setzen und zu konzeptualisieren, wobei „the methodologies for enquiring about the relationship between culture and nature were for a long time themselves a reflection and reproduction of the divide they tried to explain“

(Halbmayer/Mader 2004:165). Im Wesentlichen kann zwischen materialistisch oder strukturalistisch/symbolisch/mentalistisch geprägten Zugangsweisen unterschieden werden. Materialistisch geprägte Ansätze sehen in der Natur „a basic determinant of social action“ (Descola 1996:2). Sozialverhalten, Sozialorganisation und kulturelle Charakteristika werden als angepasste Strategien beziehungsweise als Ausdruck der natürlichen Gegebenheiten verstanden. Etwa Marx oder die Sozial- und Kulturanthropologen Sahlins (1976) und Godelier (1984) folgten in ihren Ausführungen solchen Überlegungen.

Im Gegensatz dazu, versuchen strukturalistisch/symbolisch/mentalistisch geprägte Ansätze anhand des Gegensatzes Natur-Kultur Mythen, Rituale, Klassifikationssysteme und andere Aspekte sozialen Lebens zu erklären. Repräsentativ hierfür sind vor allem die Diskussionen zu Animismus und Totemismus.

Obwohl beide Strömungen unterschiedliche Ansätze verfolgen, haben sie dennoch eines gemeinsam. Denn, „(...) while each of the two approaches emphasised a particular aspect of the polar opposition – nature shaping culture versus culture imposing meaning on nature – they nevertheless took the dichotomy for granted and shared an identical, universalistic conception of nature“ (Descola 1996:3). Dass sich dieser Dualismus Natur-Kultur solange in der Sozial- und Kulturanthropologie halten konnte und unreflektiert hingenommen wurde, verwundert Descola (1996:4). Denn wie er zu Recht feststellt, ist es bei anderen, westlich geprägten Dichotomien, wie Subjekt-Objekt, Geist-Körper oder Individuum-Gesellschaft, der Sozial- und Kulturanthropologie erfolgreich gelungen, diese zu kritisieren und mitunter als Ethnozentrismus zu begreifen. Neuere Studien thematisieren daher das Dogma der Natur-Kultur-Dichotomie in der Absicht, es differenziert zu reflektieren und aufzuzeigen, dass eine Trennung zwischen Natur und Kultur, zwischen Tier und Mensch, in einigen Gesellschaften außerhalb Europas überhaupt nicht existent ist, weil dort Tiere und Menschen nicht strikt getrennten Kategorien zugeordnet werden. Personsein ist dort in gleichem Maße menschlichen, nicht-menschlichen und sogar nicht-tierischen Arten zugänglich (Ingold 2002:81).

„Even in non-Western societies that do share human-animal oppositions, these often seem not to involve a hierarchy of value“ (Mullin 1999:202). Vielmehr stellen sich die Grenzen zwischen Mensch und Tier fließend dar. Beispielsweise wenn Tiere, Pflanzen oder unbelebte Naturerscheinungen auch mit personifizierten Attributen ausgestattet sind und als Lebewesen mit einer Art „Persönlichkeit“ ähnlich die des Menschen wahrgenommen werden (Halbmayer/Mader 2004:167).

Als Beispiel führt Descola (1996:7) die Achuar Jivaro an, die im südamerikanischen Amazonasgebiet beheimatet sind. Die Achuar Jivaro „consider most plants and animals as persons, living in societies of their own, entering into relations with humans according to strict rules of social behaviour: game animals are treated as affines by men, while cultivated plants are treated as kin by women“ (Descola 1996:7). Dieser animistischen Naturkonzeption zufolge, sind alle Naturerscheinungen bei den Achuar mit materiellen und spirituellen Eigenschaften ausgestattet. Menschen, Pflanzen und Tiere gelten als Wesen beziehungsweise Personen (*aents*) und verfügen über dieselbe Seele (*wakan*) (Mader 2002:187).

Kosmologien wie diese beschränken sich jedoch nicht nur auf die Indigenen Südamerikas. Howell hat herausgearbeitet, dass die Chewong, die in den Regenwäldern Malaysiens wohnen, ebenso wie die Achuar Jivaro „include animals, and other ‚natural‘ species such as trees, plants, rivers, stones, etc. in their construction of meaning about humanity and personhood“ (1996:127f). In diesem Sinne, „they do not set humans uniquely apart from other beings which they regard as sentient, be they spirits, animals, plants, or things“ (Howell 1996:128).

Das westliche Denken zieht im Unterschied dazu bekanntlich eine Trennlinie zwischen den gegensätzlichen Zuständen von Menschsein und Tiersein. Diese Trennung geht mit einer Reihe von anderen Trennungen einher, wie der zwischen Subjekten und Objekten, Personen und Dingen, Vernunft und Instinkt, und vor allem jener zwischen Gesellschaft und Natur. Die westliche Auffassung der Einzigartigkeit der menschlichen Spezies trägt die Annahme in sich, dass Menschsein als Daseinszustand nicht-menschlichen Tierarten

nicht offen steht. Daher können die moralische Kondition und die biologische Klassifikation (*Homo sapiens*) unter einer einzigen Kategorie, der der „Menschheit“ zusammengefasst werden.

Ingold (1988) hat sich im Speziellen mit dem Dualismus zwischen Mensch und Tier beschäftigt. Er ist mit einer Reihe anderer AutorInnen der Frage nachgegangen, was denn ein Tier ist und wie sich der Mensch, der ja im Grunde selbst ein Tier ist, von diesem unterscheidet, welche Kontinuitäten zwischen beiden bestehen und wie groß der Unterschied zwischen *Homo sapiens* und anderen tierischen Lebewesen wirklich ist. Tiere werden in der Regel der Natur zugeordnet, Menschen hingegen nicht. Denn Menschen nehmen unter den Tieren dahingehend eine Sonderstellung ein, als „they are different because the essence of their humanity transcends nature; and by the same token, that part of them, that remains within nature presents itself as an undifferentiated amalgam of animal characteristics“ (Ingold 1994:4). Daher leben Menschen eine geteilte Existenz: halb innerhalb und halb außerhalb der Natur. Denn sie verstehen sich als biologische als auch als kulturelle Wesen. Die menschliche Existenz wird anders ausgedrückt, als gleichzeitiges Ereignis auf zwei Ebenen gedacht, der sozialen Ebene interpersoneller, intersubjektiver Beziehungen und der natürlichen, ökologischen Ebene der Organismus-Umwelt-Interaktionen. Die tierische Existenz wird hingegen gänzlich auf den Bereich der Natur beschränkt. Während Menschen gleichzeitig Personen und Organismen sind, sind Tiere ganz Organismen (Ingold 2002:81).

Descolas und Ingolds Ausführungen über das westliche Dogma der Dichotomie zwischen Mensch und Tier und seine unzureichende Übertragbarkeit auf andere Gesellschaften regten im Zusammenhang mit dieser Arbeit zu interessanten Überlegungen an. Für mich stellte sich die Frage, ob bei den besuchten Bauern und Bäuerinnen, wenngleich sie in einem europäischen Kontext eingebettet sind und besonders in der Landwirtschaft analog zum westlichen Denken, ein instrumentalistisches Verhältnis zu Tieren besteht, nicht auch Ansätze einer „Personifizierung“, einer „Vermenschlichung“ der Nutztiere vorfindbar sind und wenn ja, in welcher Art und Weise dies geschieht. Die empirischen Ergebnisse werden belegen, dass die LandwirtInnen zwar definitiv zwischen Mensch und Tier unterscheiden, das Tier als untergeordnetes Konzept gedacht wird, sie ihren Nutztieren jedoch in geringerem oder größerem Ausmaß dennoch Persönlichkeit und Individualität zusprechen. So werden den Nutztieren Namen gegeben, menschliche Attribute zugeschrieben und Einzeltiere als Individuen wahrgenommen. Wenngleich sich dieses Verhalten nicht mit der Weltsicht der Achuar vergleichen lässt, denn bei den österreichischen LandwirtInnen werden Tiere nicht wie Menschen als Personen wahrgenommen, vielmehr werden menschliche Qualitäten auf sie übertragen, so als *wären* sie Personen. Ingold (2000:91) kann zugestimmt werden, wenn er daher meint, „either way, so long as we continue to assume that only humans can truly be persons, the attribution of personhood to animals is bound to be anthropomorphic“ (vgl. Kapitel 4.10). Auch wenn es sich um Anthropomorphismen handelt, kann dennoch das Vorhandensein einer strikten Mensch-Tier-Dichotomie im Mensch-Nutztier-Bereich infolge der Erkenntnisse dieser Arbeit auch im westlichen Kontext in Frage gestellt werden. Nämlich in dem Sinne, dass im Tier auch hier ein Lebewesen mit eigenem Charakter erkannt wird, dessen Lebendigkeit der Mensch teilt, und nicht ein Objekt dem jegliches Eigenleben fehlt.

Die westliche Konzeption von Natur und die damit verbundene Dichotomie von Natur und Kultur sind jedenfalls nicht auf alle Gesellschaften übertragbar. Obwohl dieser Konsens besteht, erscheint es schwierig sich von der Natur-Kultur-Dichotomie vollkommen zu befreien, wirft dieses Unterfangen seinerseits doch neue Fragen und neue Probleme auf. „That of commensurability between different conceptions of nature (including the assumption that *our* nature always exists as a category comparable to *their* nature); the implication that each culture has a single ruling (and unambiguous) conception of nature, which it is our task to locate, excavate and describe; and the problem as to how those collective notions of nature which we can claim to exist are ‘constructed’ or ‘negotiated’“ (Ellen 1996:104).

Die Sozial- und Kulturanthropologie ist daher auch weiterhin gefordert, sowohl den Dualismus Natur-Kultur zu dekonstruieren, als auch weiterführende Möglichkeiten einer Analyse der Beziehung des Menschen zu seiner Umwelt zu präsentieren. Dabei kann auf ein umfangreiches ethnographisches Material zurückgegriffen werden, das die Verbindungsweisen von Mensch und Umwelt oft unter neuen Gesichtspunkten betrachten lässt. Auch haben sich in der Anthropologie durch neue Erkenntnisse aus disziplin fremden Forschungsbereichen wie der Molekularbiologie oder der Reproduktionsbiologie neue Ansätze entwickelt, in denen die strikte Trennung zwischen Natur und Kultur für obsolet erklärt werden (Halbmayer/Mader 2004:167). Diese neuen Denkansätze lösen alteingesessene Dichotomien auf und eröffnen zugleich neue Forschungsfelder innerhalb der Anthropologie der Natur.

Gegenwärtige anthropologische Studien beschäftigen sich vor allem mit lokalen Bedeutungssystemen oder mit Ansätzen, die einen Vergleich zwischen unterschiedlichen kulturellen Systemen verfolgen. Um adäquate komparative Analysen möglich zu machen, wird nach neuen Konzepten und Modalitäten gesucht (Gingrich/Mader 2002:19f). Descola (1996) schlägt in diesem Zusammenhang im Rahmen einer „Symbolischen Ökologie“ (Halbmayer/Mader 2004:166) vor, das Verhältnis zwischen Natur und Kultur in Bezug auf drei konzeptuelle Muster zu untersuchen, welche die Beziehungen zwischen Menschen und Nicht-Menschen organisieren (Gingrich/Mader 2002:20). Das unter Punkt zwei vorgestellte konzeptuelle Muster ist für die vorliegende Arbeit von besonderer Bedeutung.

1. Identifikationsweisen („*modes of identification*“): Sie „definieren die Grenzen zwischen dem Selbst und dem Anderen analog zu jenen zwischen Menschen und Nicht-Menschen, und gestalten auf diese Weise spezifische Kosmologien und soziale Topographien“. Descola (1996:87f) nennt den Animismus, den Totemismus und den Naturalismus als solche Identifikationsweisen. Er sieht in animistischen Systemen eine symmetrische Umkehrung von totemistischer Klassifikation, denn „they do not exploit the differential relations between natural species to confer a conceptual order of society, but rather use the elementary categories structuring social life to organise, in conceptual terms, the relations between human beings and natural species.“ Weiters hält er fest, dass „in totemic systems non-humans are treated as signs, in animic systems they are treated as the term of a relation.“ Wobei Descola anmerkt, dass beide Identifikationsweisen durchaus in ein- und derselben Gesellschaft als Kombination in Erscheinung treten können. Die dritte Identifikationsweise, den Naturalismus, bezeichnet Descola als jene die dem westlichen Denken entspricht, folglich als „*our own mode of identification*“. Naturalismus geht davon aus, dass die Natur unabhängig vom Menschen besteht und als solches aus sich selbst erklärbar ist. Aus diesem Verständnis heraus wurden andere Identifikationsweisen und Klassifikationssysteme unserer naturalistischen Wahrnehmung nach beurteilt beziehungsweise ihr unterworfen.

2. Beziehungsweisen („*modes of relation*“) und „Schemata der Interaktion“: Sie „bringen bestimmte relationale Identitäten innerhalb der Gemeinschaft von Menschen und Nicht-Menschen zum Ausdruck“ (Gingrich/Mader 2002:20). Descola (1996:89f) zufolge können Beziehungen durch Reziprozität, Raub oder Schutz geprägt sein. Als Beispiel für ein reziprokes Verhältnis führt er die Tukano Indianer des südlichen Kolumbiens an. Reziprozität ist dort auf einem Prinzip der strikten Äquivalenz zwischen Mensch und Tier aufgebaut. Menschen und Nicht-Menschen werden bei den Tukano als Substitut für ein und dasselbe verstanden, die gleichermaßen durch reziproken Austausch zum kosmischen Gleichgewicht beitragen beziehungsweise dafür verantwortlich sind. Bei den Achuar Jivaro, die das südliche Ecuador und Peru bewohnen, ist die Beziehung zu den Nicht-Menschen durch Raub geprägt. Menschen und Nicht-Menschen sind bei den Achuar Jivaro, im Gegensatz zu den Tukano, nicht Teil eines Austauschsystems, das durch Reziprozität gekennzeichnet ist. Wenn ein Tier oder eine Pflanze getötet wird, dann ist es nicht notwendig, dafür um Verzeihung zu bitten. Die Tiere und Pflanzen nehmen ihrerseits hierfür vielmehr Rache an den Menschen, sei es durch Schlangenbisse oder blutsaugende Tiere. Die Beziehung zwischen den Achuar Jivaro und den Nicht-Menschen ist diesem Verständnis zufolge von gegenseitigem Raub geprägt.

Schutzmechanismen kennzeichnen die dritte Beziehungsweise. Sie kommt zum Vorschein, wenn nicht-menschliche Lebewesen, ob ihrer Gesundheit und ihrer Fortpflanzung abhängig vom menschlichen Wohlwollen sind. Das trifft vor allem auf die vom Menschen domestizierten Tiere und Pflanzen zu. Das Band der Abhängigkeit ist hier jedoch oft reziprok und ein wenig utilitaristisch, da beide, Mensch und Tier beziehungsweise Mensch und Pflanze, aufeinander angewiesen sind. Der menschliche Nutzen, sich um Tiere oder Pflanzen zu kümmern, besteht darin, über Nahrung aber auch über eine Einkommensquelle zu verfügen, oder emotionale Bedürfnisse befriedigen zu können. Schutz gewähren impliziert zudem einen direkten und permanenten Kontakt zwischen Mensch und der „beschützten“ Spezies.

3. Kategorisierungsweisen („*modes of categorisation*“): Sie „ordnen Wesen und Objekte mittels metaphorischer und metonymischer Schemata“ (Gingrich/Mader 2002:20).

Die drei vorgestellten konzeptuellen Muster stehen nicht für sich alleine, sondern sie lassen sich in verschiedenen Kombinationen wieder finden. So kann beispielsweise Animismus als Identifikationsweise mit allen der drei oben erwähnten Beziehungsweisen verknüpft sein, obwohl reziproke und räuberische Beziehungen bei animistischen Glaubenssystemen überwiegen. Das lässt sich so erklären, dass Animismus vor allem in Jäger- und Sammlergesellschaften praktiziert wird und dort beinahe keine domestizierten Tiere oder Pflanzen betreut werden. Daher fällt Schutz als Beziehungsweise hier weitgehend aus.

Abschließend lässt sich zu diesen Ordnungsmustern festhalten, dass Descola in ihnen keine universellen Strukturen des Geistes sieht, die unabhängig von kulturellen und historischen Zusammenhängen zum Tragen kommen. Vielmehr versteht er sie als „Schemata der Praxis“, „die dazu beitragen, die Vielfalt des wirklichen Lebens nach bestimmten Kategorien von Beziehungen zu ordnen“ (Gingrich/Mader 2000:20).

Als Abschluss dieses Kapitels möchte ich folgendes Zitat Descolas wiedergeben, dem ich im Sinne dieser Arbeit nur vollkommen zustimmen kann:

„Anthropology can no longer restrict itself to the conventional social analysis of its beginnings; it must rethink its domains and its tools to embrace not only the world of anthropos, but also that part of the world with which humans interact.“ (1996:14)

3.2 Die Land- und Agrarsoziologie (LAS)

An dieser Stelle sei noch die Land- und Agrarsoziologie als eine Disziplin erwähnt, die sich im Besonderen mit bäuerlichen Gesellschaften oder landwirtschaftlichen Themen im sozialen Kontext auseinandersetzt und für die Thematik der vorliegenden Arbeit daher von großer Relevanz ist. Auch die bereits in Kapitel 1.2 erwähnten Autorinnen Jürgens und Inhetveen, die sich in ihren Werken mit der Beziehung zwischen Mensch und Nutztier auseinandersetzen, kommen aus der Agrarsoziologie.

Es erscheint mir daher sinnvoll, ein wenig genauer zu erläutern was unter Agrarsoziologie zu verstehen ist und womit sie sich beschäftigt.

Die Land- und Agrarsoziologie (LAS) zählt zu den Speziellen Soziologien¹². Es gibt nach Inhetveen (2003) viele verschiedene Versuche den Gegenstand der Land- und Agrarsoziologie zu bestimmen. Diese Versuche gleichen sich alle insofern, als dass sie sich der ländlichen Gesellschaft, dem ländlichen Raum und der bäuerlichen Familie widmen. Im Forschungsinteresse stehen beispielsweise rurale Frauenforschung, rurale Jugend- und Altersforschung oder der Wandel der dörflichen Gesellschaft, der bäuerlichen Familie und der regionalen Lebensverhältnisse. Eine andere Möglichkeit der Gegenstandsbestimmung ist, sich anzusehen, woran selbsternannte Land- und AgrarsoziologInnen arbeiten. Dann erhält man einen recht umfangreichen Katalog an Forschungsthemen, zu denen Bereiche wie Urbane Landwirtschaft, partizipative Pflanzenzüchtung, die Berufswege von AgrarabsolventInnen oder eben die Beziehung zwischen Mensch und Nutztier, gehören¹³. Letztere sieht Inhetveen (2003:240) als „gänzlich neues Forschungsthema“ im agrarsoziologischen Bereich.

Auch Kromka (1990) meint bezüglich Forschungsschwerpunkte der Land- und Agrarsoziologie, dass es hinsichtlich der vielfältigen wissenschaftlichen Arbeiten, die der Land- und Agrarsoziologie zugerechnet werden können, es ein beinahe unlösbares Unterfangen sei, diese auf eine logisch stimmige und theoretisch befriedigende Art und Weise zu systematisieren.

Bodenstedt (2003:320f) erscheinen drei Themenbereiche als Gegenstand der LAS wesentlich:

- die ländliche Bevölkerung oder Land-Gesellschaft, beziehungsweise ihre Kultur, ihre Traditionen und ihr Wandel im Laufe der Geschichte
- die ländliche Wirtschaft, vor allem die Landwirtschaft und die in ihr tätigen Menschen
- der ländliche Raum als Siedlungs- und Wirkungsraum, in dem Menschen sich insbesondere mit der Natur auseinandersetzen

Planck und Ziche (1979) unterscheiden Landsoziologie und Agrarsoziologie voneinander: sie erkennen in der Agrarsoziologie eine Lehre von den Bedingungen, Mustern und Formen menschlichen Zusammenlebens und -wirkens im Bereich der Land- und Forstwirtschaft. Die Agrarsoziologie ist somit eine „Spezialsoziologie“, die sich mit den sozialen Erscheinungen im Bereich der Landwirtschaft auseinandersetzt. Sie ist im Wesentlichen eine Soziologie der Bauernfamilien und ihrer sozialen Bezugssysteme.

Die Landsoziologie beschreiben die beiden Autoren im Sinne einer Siedlungssoziologie, die Bedingungen und Umweltverhältnisse der Menschen auf dem Land, ihre Beziehungen untereinander, die Werte ihres Handelns und soziale Probleme untersucht.

Diese Unterscheidung in Land- und Agrarsoziologie ist nach Ansicht der beiden Autoren seit der Entstehung der Industriegesellschaft notwendig, in welcher die Agrarbevölkerung nur noch eine Minderheit der Landbevölkerung und der Agrarsektor nur noch einen kleinen Ausschnitt der ländlichen Ökonomie darstellen. Im Gegensatz dazu, fielen in den

¹²Zu der historischen Entwicklung der Land- und Agrarsoziologie siehe Inhetveen 2003, zu der Entwicklung nach 1945 im Detail siehe Ziche 2005.

¹³Für eine detaillierte Beschreibung der verschiedenen Forschungsfelder der LAS sei auf das „Handwörterbuch zur ländlichen Gesellschaft in Deutschland“ (Beetz et al. 2005) verwiesen.

vorindustriellen Agrargesellschaften die Lebensbereiche der ländlichen Bevölkerung mit jenen der landwirtschaftlichen Berufszugehörigen weitgehend zusammen.
Zur Stellung der Land- und Agrarsoziologie im Wissenschaftssystem meinen Planck und Ziche:

„Land- und Agrarsoziologie sind in der räumlichen Dimension der Agrargeographie, in der zeitlichen Dimension der Agrargeschichte, in der normativen Dimension des Agrarrechtes, in der kulturellen Dimension der Volkskunde, in der politischen Dimension der Agrarpolitik und in der kategorialen Dimension der Agrarstatistik eingebettet. An ihrer Wiege standen Agrarpolitiker und Agrarökonomen, Volkskundler und Kulturhistoriker, was zum Teil erklärt, dass sie in der zünftigen Soziologie wie Wechselbälge behandelt werden.“ (1979:14)

Dieses Zitat bringt abschließend gut zum Ausdruck, dass es schwierig ist, die verschiedenen Disziplinen voneinander abzugrenzen und dies auch nicht sinnvoll erscheint. Vielmehr sind die Grenzen zwischen den Disziplinen aufgrund vielfacher Bezüge hinsichtlich Raum, Mensch und Natur fließend (Bodenstedt 2003:303f). Unter diesem Gesichtspunkt soll auch die hier vorliegende Arbeit betrachtet werden.

Inhetveen (2003:241) zufolge ist die Land- und Agrarsoziologie per se für Interdisziplinarität und Kooperation mit Nachbardisziplinen aus dem sozialwissenschaftlichen, agrar- oder naturwissenschaftlichen Bereich prädestiniert, da sich das Fach sowohl auf einen Sektor (Landwirtschaft) als auch auf einen sozialräumlichen Teil der Gesellschaft (Land) bezieht und darum viele Schnittstellen mit anderen Disziplinen herstellen kann.

Goldberg (2003:21) stellt hierzu fest, dass die Erforschung bäuerlicher Gesellschaften als spezifische Gesellschaftsform im angloamerikanischen Raum bereits seit den 60iger Jahren in interdisziplinärer Zusammenarbeit zwischen Sozial- und KulturanthropologInnen, SoziologInnen, HistorikerInnen und anderen intensiv betrieben wird. Im deutschsprachigen Raum bewegen sich WissenschaftlerInnen, wenn auch etwas verspätet, seit den 90iger Jahren vermehrt in solchen Schnittflächen (Inhetveen 2003:241).

3.3 Die Mensch-Tier-Beziehung

Die akademische Beschäftigung mit dem Themenbereich Mensch-Tier-Beziehung etablierte sich recht früh. Ansätze einer ethisch-philosophischen Auseinandersetzung des Verhältnisses zwischen Tier und Mensch gehen bereits auf die Antike zurück (Kromka 2000). Neben der instrumentellen Beziehung zu den Nutztieren, kam Tieren auch im religiösen und sozialen Leben der Menschen eine wichtige Rolle zu (Badura 1999).

Menschen nutzen Tiere auf unterschiedlichste Art und Weise. Die Befriedigung von menschlichen Bedürfnissen steht dabei im Mittelpunkt, denn der Mensch nutzt Tiere, um seine emotionalen, ökonomischen, ästhetischen oder physiologischen Bedürfnisse zu befriedigen. Das Tier erfüllt somit vielerlei Funktionen: es arbeitet für den Menschen, ernährt ihn, bietet physische und emotionale Hilfe, dient als „Sportgerät“, als Statussymbol oder hat Unterhaltungswert – wie etwa im Zirkus oder bei Schaukämpfen (Becker 1991).

Da Mensch-Tier-Beziehungen vielschichtig und verschiedenartig sind, ist es nachvollziehbar, dass sie Forschungsgegenstand unterschiedlicher Wissenschaftsdisziplinen waren und sind. Natur-, geistes-, rechts- als auch sozialwissenschaftliche Disziplinen haben sich spezifischen Aspekten dieses Themas angenommen. Zu ihnen zählen mitunter die Biologie, die Geschichte, die Philosophie, die Theologie, die Psychologie, die Soziologie, die Pädagogik bis hin zur Sozial- und Kulturanthropologie.

Seit einigen Jahren entwickelt sich die Beziehung zwischen Mensch und Tier zu einer Art „wissenschaftlichem Trendthema“. Die Zeitschrift *Anthrozoös*, welche 1987 erstmals herauskam und die Zeitschrift *Society&Animals*, die 1992 das erste Mal erschien, liefern eigens wissenschaftliche Beiträge zur Mensch-Tier-Beziehung (Shapiro 2002).

Das stetig wachsende Interesse an den domestizierten Tieren des Menschen, auch in der Populärliteratur, scheint ungebrochen¹⁴.

Nach dieser kurzen Einleitung möchte ich in den folgenden Unterkapiteln auf zwei wesentliche Aspekte der Mensch-Tier-Beziehung eingehen: ihren Wandel im Laufe der Geschichte und die Ambivalenzen, die sie schafft. Sich mit beiden Themen auseinanderzusetzen erscheint notwendig, um zu einem besseren Verständnis der gegenwärtigen Beziehung zwischen Mensch und Nutztier zu gelangen.

3.3.1 Die Beziehung zwischen Mensch und Tier im Wandel der Zeit

„Erst mit der kulturellen Distanz vom Tier begann sich das Verhältnis des Menschen zum Tier grundsätzlich zu wandeln und sich zu einer besonderen, zunehmend asymmetrischen Beziehung zu entwickeln“ (Münch 1998:11).

Die menschliche Kulturgeschichte ist von Anfang an auch eine Geschichte des Verhältnisses zwischen Mensch und Tier. Die Einbindung von Tieren in das Leben der Menschen erfolgte und erfolgt bis in die Gegenwart auf vielfältige Art und Weise und ist im Laufe der Zeit einem ständigen Wandel unterworfen gewesen.

Homo sapiens und seine hominiden Vorfahren lebten während einer langen Zeitperiode mit anderen irdischen Bewohnern zusammen, ohne dass der Mensch den Tieren

¹⁴Erfreulicherweise findet auch die Mensch-Nutztier-Beziehung verstärkt Beachtung. So fand vom 1. bis 2. September 2007 in der Evangelischen Akademie Hofgeismar (D) eine Tagung zum Thema „Mit Tieren leben – Tiere erleben. Soziale Dimensionen der Mensch-Tier-Beziehung“ statt, in der landwirtschaftliche Tiere im Mittelpunkt des Interesses standen. Ziel dieser war es, „die oft vergessene Vielfalt der nicht-produktiven Dimensionen der Tierhaltung deutlicher ans Licht zu bringen, praktische Begegnungsfelder zwischen Tieren und Menschen darzustellen und deren Bedeutung für eine Tierhaltung der Zukunft zu thematisieren.“ (Hofmeister 2008:5 im Vorwort des Tagungsbandes). Hofmeisters Fazit (2008:6) der Tagung: „Die Referate und Diskussionen auf der Tagung haben in eindrucksvoller Art und Weise aufgezeigt, welche vielfältigen Leistungen die Landwirtschaft und Tierhaltung im sozialen Bereich erbringen kann und wie diese zugleich die Achtung vor den Tieren fördern.“

überlegen war. Münch (1998:10) nennt es ein "natürliches" Verhältnis, in dem die Überlebenschancen noch nicht so eindeutig und einseitig wie heute verteilt waren. Den größten Teil seiner bisherigen Geschichte hat der Mensch in diesem Zustand als Jäger und Sammler verbracht. Die Jagd ist vermutlich als älteste Form der Ausbeutung von Tieren anzusehen. Um bei der Jagd erfolgreich zu sein, muss der Mensch sehr viel über seine Beute wissen. In gewissem Sinne muss er sich in das gejagte Tier hineinversetzen können, die Welt mit seinen Augen sehen. Traditionelle Jäger und Sammler betrachteten die Tiere, die sie jagten, nicht als ihnen untergeordnet. Sie sahen in den von ihnen gejagten Tieren einerseits „an important source of food and raw material“. Andererseits spielten diese Tiere in den Glaubensvorstellungen eine bedeutende Rolle, denn als „conceptions of magic and religion developed, the animal world was naturally drawn into them.“ (Zeuner 1963:9). Es erscheint für Zeuner daher offensichtlich, dass die wichtigsten Kontakte zwischen Menschen und Tieren vorerst auf der wirtschaftlichen und religiösen Ebene stattfanden.

Tiere werden zu jener Zeit mitunter als höhere, mächtige Wesen angesehen, die dem Menschen durchaus gefährlich werden konnten. Das Jagen von Tieren für Nahrungszwecke wird ambivalent erlebt und erzeugt Schuldgefühle, die durch spezielle Riten relativiert werden. Als solche sind das Entschuldigen des Jäger/der Jägerin bei dem soeben erlegten Tier oder auch das Bedürfnis des Jägers/der Jägerin, entweder das Tier oder aber die Naturkräfte zu entschädigen, zu nennen.

In der Neolithischen Revolution gelang dem Menschen dann etwas, das die bisherige Beziehung zum Tier im Laufe der Zeit nachhaltig verändern sollte: die Domestikation von Tieren. Gehlen (1957:71) sieht im Übergang vom Jäger- und Sammlertum oder Pastoralismus zur sesshaften Agrarkultur „eine vollständige Umstrukturierung aller Einstellungen und eine völlige Neuordnung der Lebensgrundlagen.“ Im Zuge der Domestikation und der Lebensbedingungen agrarischer Gesellschaften veränderte sich die menschliche Wahrnehmung der Tiere. Die gejagten Tiere wurden von den JägerInnen als ebenbürtig betrachtet, denn sie hatten in der Regel keine Macht über sie. Diese im Wesentlichen egalitäre Beziehung verschwand mit dem Aufkommen der Domestikation. Das Haustier ist, um zu überleben, von seiner Besitzerin/ seinem Besitzer abhängig und seinem Willen unterworfen. Serpell (1990:13) ist der Ansicht, dass dieser Verlust der Unabhängigkeit langfristig zu, aus ethologischer Sicht, erschreckenden Konsequenzen für manche Tiere geführt hat (vgl. Kapitel 3.2.3).

Das erste Tier, das vom Menschen domestiziert wurde ist der Hund. Später folgten Schaf und Ziege. Dem Menschen war es von nun an möglich die von ihm gehaltenen Tiere durch Zucht in ihrer Gestalt, ihrer Fellfärbung, ihrer Größe usw. je nach seinen Präferenzen zu verändern. Dieser durchaus als schöpferisch anzusehender Prozess dauert bis heute an (Macho 1997:184).

Wie es zur Domestikation kam, darüber wurden und werden mitunter noch immer interessante Theorien aufgestellt. Auch einige Sozial- und KulturanthropologInnen haben sich ausführlich mit dieser Thematik befasst. So ging der Berliner Zoologe und Wirtschaftsethnologe Eduard Hahn (1896) von einer religionspolitischen, opferkultisch motivierten Domestikation der Rinder aus. Diese umstrittene, jedoch nach wie vor diskutierte Hypothese Hahns schafft eine Verbindung zwischen jener sakralen Wahrnehmung der Tiere, die sich in vorgeschichtlichen Höhlenbildern artikulierte und den ersten frühen Formen der Tierhaltung. Andere Theorien gehen davon aus, dass eher die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse in Form von Fleisch und anderen tierischen Nebenprodukten die Domestikation anregte. Als Vertreter dieser Annahme sei hier neben anderen Hilzheimer (1909) genannt.

Während in den meisten Werken das „wie“ und das „warum“ der Domestikation thematisiert wurde, kam es zu einer Vernachlässigung anderer Aspekte. Shanklins (1985) Einwurf, dass sich zu wenige KollegInnen damit auseinandergesetzt haben, wie sich die Einstellung zum Tier in psychischer und symbolischer Hinsicht ändert, sobald der Mensch Tiere nicht mehr jagt, sondern sie in seiner Nähe hält und betreut, kann als konstruktive Kritik gewertet werden. Denn, „domestication remains important for understanding key shifts in humans' relationships with other humans as well as with

animals. In making animals property that could be reproduced and multiplied, humans made possible new kinds of inequality and differentiation" (Mullin 2002:389). Mullin weist darauf hin, dass die Domestikation nicht nur Auswirkungen auf das Verhältnis zwischen Mensch und Tier hatte, sondern auch auf das zwischen den Menschen selbst.

Auch Ingold (2000) stellt interessante Überlegungen zu dieser Thematik an, wenn er sich mit der Mensch-Tier Beziehung bei JägerInnen und SammlerInnen als auch bei Pastoralisten beschäftigt und sie miteinander vergleicht. Seiner Auffassung nach, unterscheiden sich beide Produktionsweisen, in der Art ihrer Beziehung: während die Beziehung zum Tier bei Jägern und Sammlern durch Vertrauen geprägt ist, ist die Beziehung zum Tier bei Pastoralisten durch Dominanz geprägt.

JägerInnen und SammlerInnen gehen davon aus, dass Tiere dem Menschen selbstbestimmt und bewusst ihr Leben darlegen. Tiere behalten somit die Kontrolle über ihr Leben und ihr Schicksal. Der Jäger/die Jägerin verhält sich wohlgesinnt gegenüber dem Tier und hofft dadurch, dass dieses sich auch ihm/ihr gegenüber wohlwollend verhält. „Trust presupposes an active, prior engagement with the agencies and entities of the environment on which we depend; it is an inherent quality of our relationships towards them" (2000:71). Ein Vertrauensbruch durch Fehlverhalten kann schwerwiegende Folgen, wie Krankheit oder Jagdunglück, für den Jäger/die Jägerin haben.

Jemandem zu vertrauen, birgt jedoch immer ein Risiko in sich – das Risiko, dass der andere Partner auf dessen Hilfe man angewiesen ist, den man aber nicht kontrollieren kann, eventuell konträr den Erwartungen agiert. Vertrauen beruht daher laut Ingold auf einer eigentümlichen Kombination aus Autonomie und Abhängigkeit. Diese Kombination wird nach Ingold in ethnographischen Studien über JägerInnen und SammlerInnen mit dem Begriff des Teilens beschrieben.

Anders verhält es sich mit Pastoralisten, deren Mensch-Tier-Verhältnis durch ihre differente Produktionsweise anderer Natur ist. Wenngleich Gemeinsamkeiten bestehen, denn „like hunters, they depend on animals, and their relationship with these animals may similarly be characterised by a quality of attentive, and at times even benevolent regard" (Ingold 2000:72). Bei Pastoralisten werden den Tieren jedoch keine reziproken Fähigkeiten zugedacht. Denn anders wie bei „wild" lebenden Tieren ist bei domestizierten Tieren deren Kontrolle in menschliche Hände übergegangen. Hier opfern sich die Tiere dem Menschen nicht von selbst, sondern der Mensch opfert die nun „seinigen" Tiere nach seinem Ermessen. Als BesitzerIn entscheidet er/sie über das Leben seiner/ihrer Tiere als auch über deren Tod. Der Mensch kümmert sich Zeit seines Lebens um das Tier, die Möglichkeit das selbst zu tun wurde diesem genommen. Ingold spricht folglich von einer Beziehung, die von Dominanz geprägt ist. Das Konzept Domestikation sieht Ingold daher mit Kontrolle und Herrschaft verbunden. In dieser Weise erkennt er ähnlich wie Tapper (1988:52f) Parallelen zur menschlichen Sklaverei.

Dennoch macht Ingold darauf aufmerksam, dass keine der beiden soeben erwähnten Beziehungsweisen, moralisch bewertet die Bessere oder Schlechtere ist, vielmehr sind sie einfach als verschiedenartig anzusehen. Es erscheint ihm wichtig, sich nicht von den positiven Assoziationen von Vertrauen und den negativen Assoziationen von Dominanz leiten zu lassen. Das bedeutet ferner, die Mensch-Tier-Beziehung bei JägerInnen und SammlerInnen im Vergleich zu anderen Beziehungsmustern nicht per se als die „bessere" zu verstehen. So darf meines Erachtens nicht vergessen werden, dass durch die Domestikation auch neue Möglichkeiten in der Mensch-Tier-Beziehung eröffnet wurden, wie beispielsweise die der körperlichen und emotionalen Nähe zwischen Mensch und Tier.

Ingold meint, dass die „objectification of animals, having reached its peak in the agropastoral industry, is as far removed from the relations of domination entailed in traditional pastoral care as it is from the relations of trust entailed in hunting" (Ingold 2000:75). Dennoch meine ich, dass Elemente aus Ingolds Konzepten von Vertrauen und Dominanz auch auf die Mensch-Nutztier-Beziehung der von mir besuchten LandwirtInnen übertragbar sind. Vor allem das Konzept der Dominanz, das Ingold zwar auf Pastoralisten bezieht, erscheint mir im Großen und Ganzen übertragbar. Aber auch Vertrauen, wenn auch losgelöst von Ingolds Konzept, spielt im Hinblick auf die empirischen Ergebnisse

dieser Arbeit eine entscheidende Rolle. Damit ist kein einseitiges Vertrauen gemeint, sondern Vertrauen, das auf beiden Seiten besteht, auf der des Menschen als auch auf der des Nutztieres. Wenn Ingold sagt, dass „the hunter hopes that by being good to animals, they in turn will be good to him“ (2000:71), dann trifft sich das auch mit dem Denken und Verhalten der von mir besuchten Bauern und Bäuerinnen. Dem Verständnis folgend, dass nur wenn es dem Tier im Stall gut geht, es auch die Leistung erbringen kann, die sich der Bauer/die Bäuerin erhofft, orientiert sich oftmals das menschliche Verhalten gegenüber dem Tier (vgl. hierzu Kapitel 4.3). Der Mensch bringt hier seinen Tieren das Vertrauen entgegen, dass sie mit seinem Zutun gute Milch geben, gesunde Kälber zur Welt bringen, schnell wachsen und so weiter.

Jedoch auch zwischen Tier und Mensch kann Vertrauen bestehen, wenn es dem Menschen gelingt durch sein Verhalten als Bezugsperson eine Vertrauensbasis zu schaffen. Eine solche ist in der Nutztierhaltung meist in außerordentlichen Situationen, wie Geburten oder Krankheiten, besonders intensiv erlebbar (siehe Kapitel 4.6).

Macho (1997:184) stellt fest, dass die Tiere durch die Domestikation in zwei Gruppen geteilt und kategorisiert wurden: auf der einen Seite die ungezähmten wilden Tiere, von denen manche gejagt werden und auf der anderen Seite die gezähmten, dem Menschen vertrauten Tiere. Tiere wurden von nun an auf verschiedenste Arten und Weisen funktionalisiert und metaphorisch differenziert: als Jagdtiere, als Zuchttiere, als Opfertiere, als Arbeitstiere, als Kriegstiere oder als Reittiere. Wie bereits erwähnt, wurden viele Tiere ab diesem Zeitpunkt nicht mehr als übermächtige Wesen empfunden, sondern vielmehr als ebenbürtige oder auch unterlegene Geschöpfe, sobald sie in den Besitz des Menschen übergegangen waren. Dieses Denken hat sich vor allem in der westlich-naturwissenschaftlichen Weltsicht manifestiert, dem zufolge das Tier als ein dem Menschen untergeordnetes Konzept gedacht wird.

Für Schicktanz (2006:8) ist dieses „Machtverhältnis“ zwischen Mensch und Tier folglich durch Asymmetrie gekennzeichnet. Diese Asymmetrie kann überall dort gefunden werden, wo Tiere intensiv genutzt werden, sei es als landwirtschaftliche Nutztiere, aber auch als Zootiere, Labortiere oder Heimtiere. All diese Tiere sind in der Erfüllung ihrer Grundbedürfnisse auf den Menschen angewiesen. Denn, „the animal itself usually has no opportunity to ensure that its own needs are met – everything depends on the good will of the human ‘owner’“.

Dies impliziert auch eine Verantwortung des Menschen gegenüber dem Tier: dem Tier wird seine Eigenständigkeit genommen und der Mensch muss beziehungsweise sollte durch seine Fürsorge gegenüber dem Tier, indem er es füttert, trinkt und bei Krankheit pflegt, diese Unselbstständigkeit kompensieren.

Schicktanz (2006:11) hat drei Modelle von Mensch-Tier-Beziehungen erarbeitet, die die jeweilige Einstellung des Menschen zum Tier reflektieren. Laut den Ergebnissen dieser Arbeit sind im Rahmen einer landwirtschaftlichen Nutztierhaltung vor allem die in Punkt 1 und 2 vorgestellten Modelle präsent.

1. Das *patronage-model* impliziert einen kategorischen Unterschied zwischen Mensch und Tier, der sich biologisch, religiös und kulturell belegen lässt. Der Mensch ist aufgrund seines Verstandes dem Tier überlegen und hat einen anderen Status als dieses. Während Menschen über Moral verfügen, fehlt diese den Tieren. Analog zu der Vorstellung, dass der Mensch hierarchisch über dem Tier steht, ist es daher gerechtfertigt und erlaubt Tiere zu nutzen, um menschliche Bedürfnisse zu befriedigen.
2. Im *friendship-model* besteht gegenüber Tieren, die vom Menschen gehalten werden beziehungsweise mit ihm zusammenleben, sehr wohl eine moralische Verpflichtung. Der Mensch sollte sich gut um die von ihm gehaltenen Tiere kümmern, ihnen artgerechte Behandlung zukommen lassen und sie nicht mutwillig quälen oder töten. Auch in diesem Modell ist es zulässig, Tiere zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse heranzuziehen, jedoch dies nur unter der Einhaltung einiger „Auflagen“.

3. Im *partnership-model* gibt es in moralischer Hinsicht keinen Unterschied zwischen Mensch und Tier. Menschliche Interessen dürfen nicht über die Rechte und Interessen der Tiere gestellt werden. Nur unter diesem Gesichtspunkt ist eine Nutzung der Tiere moralisch vertretbar.

Schicktanzen räumt ein, dass diese drei Modelle gewiss nicht auf alle Situationen übertragbar sind und dass die Übergänge zwischen den Modellen fließend sind. Sie ist der Meinung, dass „the three models presented, are not used to postulate a definitive separation between different relationship conditions but rather to systematize the different kinds of human-animal-relationship that we observe in legitimated practice and in animal-ethics“ (2006:13). Die drei Modelle sollen zum besseren Verständnis beitragen und erklären, warum sich die Beziehung zwischen Mensch und Tier so komplex gestalten kann.

3.3.2 Exkurs: Vom Wildschwein zum Hausschwein - Wie sich die Lebensweise im Laufe der Zeit unter Einfluss des Menschen verändert hat

Im folgenden Text nehme ich in gekürzter Art und Weise Bezug auf die ausführliche Beschreibung von Serpell (1990:13ff), der am Beispiel des Schweins aufzeigt, wie sich dessen Lebensweise im Laufe der Zeit unter Einfluss des Menschen verändert hat.

Das europäisch-asiatische Wildschwein ist ein intelligentes, gesellig lebendes Säugetier, das als Lebensraum offene Waldungen und Waldgebiete bevorzugt. Der für das Wildschwein typische Sozialverband besteht aus einer matriarchalisch organisierten Gruppe, einer „Rotte“, die sich aus weiblichen Tieren mit ihren Nachkommen zusammensetzt. Die männlichen Tiere leben vorerst in Junggesellenrotten, später sind die Keiler jedoch Einzelgänger. Wildschweine sind vor allem tagsüber und in der Dämmerung aktiv und verbringen den größten Teil des Tages mit der Futtersuche. Sie sind Allesfresser und ernähren sich von einer Vielzahl verschiedener Pflanzen, Früchte, Insekten und Pilzen. Den größten Teil der Nahrung finden sie, indem sie mit dem knöchigen und muskulösen Rüssel in der Erde wühlen. Wildschweine suhlen sich gerne im Schlamm, um bei heißem Wetter Kühlung zu erlangen und ihre Haut von äußeren Parasiten zu befreien. Von Natur aus sind Schweine saubere Tiere und setzen ihre Exkremente an bestimmten Kotstellen ab.

Bei der Paarung umwirbt der Keiler die Sau, indem er sich in Szene setzt und sie mit der Schnauze anstößt. Er prüft ihre Paarungsbereitschaft, indem er sein Kinn auf ihren Rücken legt. Ist das weibliche Tier empfängnisbereit verfällt es in eine „Duldungsstarre“, damit der Keiler es besteigen und der Deckakt vollzogen werden kann. Wenn die Abferkelung nahe rückt, baut die Sau ein Lager aus Zweigen, Blättern und Gras, in dem sie bis zu 12 Junge zur Welt bringt. Die Frischlinge verbleiben die ersten Lebenstage in diesem Nest. Später schließen sie sich mit dem Muttertier wieder der Rotte an. Frischlinge gelten als sehr neugierige und verspielte Tiere. So ungefähr lässt sich das Leben eines Wildschweins kurz beschreiben.

Wie sieht es nun bei einem Hausschwein aus? Das moderne Leben eines Hausschweins steht in scharfem Gegensatz zu seinen wilden Vorfahren. Die Methoden der Schweinezucht haben in den letzten Jahrzehnten einen radikalen Wandel erfahren und der Trend geht in immer stärkere Intensivierung. Das Schwein der modernen Agrarwirtschaft wird in künstlicher Beengtheit geboren und verbleibt während seines gesamten und flüchtigen Lebens darin. Man hat es zu einem Gegenstand der Produktion von „Fleisch und Speck“ gemacht. Von der Empfängnis bis zur Schlachtung ist das intensiv gehaltene Hausschwein Regeln und Kontrollen unterworfen, die ihm selten gestatten, seinem natürlichen Verhalten nachzugehen.

Etwa eine Woche vor der Geburt kommt die Sau in eine Abferkelbox. Das ist meist ein enger Stahlkäfig, indem das Tier nur stehen und liegen kann. Der Gebrauch solcher Boxen wird damit begründet, dass verhindert werden möchte, dass sich das Muttertier auf die Jungen legt und somit die Ferkelsterblichkeit erhöht wird. Das System ist so

eingerrichtet, dass die Jungen jederzeit zur Mutter kommen können, um zu trinken. Gleichzeitig haben sie aber auch Zugang zu einem eigenen Bereich mit separaten Futtertrögen. Bereits recht früh werden den Ferkeln ohne Narkose die Schwänze kupiert, die Eckzähne abgeknipst und die männlichen Tiere werden kastriert. Sobald die jungen Ferkel ein bestimmtes Alter erreicht haben, zwischen 2 und 7 Wochen je nach Haltungssystem, werden sie von der Mutter getrennt und in Gruppen in einem anderen Quartier untergebracht. Meist sind diese sehr beengt und bieten den Tieren keine Möglichkeit, ihrem natürlichen Verhalten nachzugehen. Die Schweine werden dort weitergemästet, um nach 6-8 Monaten ihr Schlachtgewicht zu erreichen. Das Mutterschwein wird sobald es wieder „rauschig“, das heißt empfängnisbereit ist, wieder mit dem Eber zugelassen. Wobei vielerorts die „natürliche“ Paarung durch künstliche Befruchtung verdrängt wurde. Nach einer durchschnittlichen „Nutzungsdauer“ von 2-3 Jahren, wenn die Tiere nicht mehr die gewünschte Anzahl an Ferkeln zur Welt bringen, werden sie durch andere ersetzt.

Kannibalismus ist unter diesen Verhältnissen und als Folge von gestörtem Verhalten keine Seltenheit. Es wird daher empfohlen, die Tiere möglichst warm zu halten, so dass sie lethargisch werden. Zudem sollten die Gehege beinahe dunkel und vor allem frei von Störungen sein, die Stress verursachen könnten. Die Fütterung erfolgt vielerorts schon vollautomatisch und wird durch Computer gesteuert. Hinzu kommt, dass in vielen Ställen keine Einstreu mehr verwendet wird, was mit einer Arbeitserleichterung und weniger Geruchsbelastung für den Menschen begründet wird. Das heißt, die Tiere werden auf Gitterrost (Spaltböden) oder Beton gehalten.

Am Ende steht der Transport in den Schlachthof, der in der Regel sehr viel Stress für die Tiere bedeutet und manchmal in ein Martyrium ausartet. Dort angekommen steht die Schlachtung bevor. Sie wird heute in den großen Schlachthöfen großteils maschinell bewerkstelligt.

Die Schweinezucht verfolgt den obigen Ausführungen zufolge im Wesentlichen zwei Ziele: die „Ferkelproduktion“ zu steigern und die nicht-produktiven Phasen der Muttersau zu verringern¹⁵. Den Tieren Eigenzeiten zuzugestehen, erscheint in diesem Konzept nicht möglich (vgl. auch Kapitel 3.3.4).

Serpell schließt mit dem Fazit, dass niemand, der bei Sinnen ist, die Ansicht vertreten kann, dass ein modernes Hausschwein ein angenehmes Leben führt¹⁶.

3.3.3 Zur Ambivalenz und Doppelmoral im Bereich der Mensch-Tier-Beziehung

*„Alle Tiere sind gleich, aber einige sind gleicher als die anderen.“
(George Orwell, Animal Farm)*

Da Ambivalenzen vor allem in der Mensch-Nutztier-Beziehung eine Rolle spielen, beziehungsweise maßgeblich in diesem Bereich reproduziert werden, bedarf es einer Auseinandersetzung. Im Folgenden nehme ich in erster Linie Bezug auf die Überlegungen von Rainer E. Wiedenmann (1997, 1998, 2000, 2002) zur Ambivalenz von Mensch-Tier-Beziehungen. Unter dem Begriff Ambivalenz versteht Wiedenmann (2000:100) ganz allgemein, dass eine soziale Beziehung von unterschiedlichen, häufig gegensätzlichen Orientierungen, Bewertungen oder Normen geprägt ist. Inwiefern ist die Beziehung zwischen Mensch und Tier also von Ambivalenz geprägt? Es erscheint paradox, dass der

¹⁵Ebendies wird auch in den Lehrbüchern vermittelt. „Das Ziel der Ferkelerzeugung ist die Bereitstellung einer möglichst großen Zahl frohwüchsiger Ferkel sowohl für die Mast als auch zur Jungsauenaufzucht. Die entscheidenden Kerngrößen bei Ferkelerzeugerbetrieben sind die Zahl der geborenen Ferkel je Sau und Jahr und in Verbindung mit den Ferkelverlusten die Zahl der verkauften Ferkel je Sau und Jahr. Beide Zahlen werden entscheidend durch die Zwischenwurfzeit beeinflusst, die in hohem Maße vom Produktionsmanagement abhängt. Ziel muss heute der Verkauf von mehr als 24 Ferkeln bei 2,2 bis 2,4 Würfen pro Sau und Jahr sein. Ein guter Durchschnitt der Betriebe erreicht heute 20 bis 22 verkaufte Ferkel bei 2,1 bis 2,2, Würfen je Sau und Jahr.“ (Jungbluth et al. 2005:137)

¹⁶Idel (2001) skizziert in ihrem Artikel „Vom Produkt-Design zur Designer-Kuh“ anschaulich und in ähnlicher Weise wie Serpell die Veränderungen, denen die Kuh von Seiten des Menschen unterworfen wurde und wird.

Mensch auf der einen Seite seine Heimtiere und Schmusetiere mitunter mit einer solchen Hingabe hält, das es zu einer Vermenschlichung dieser Tiere (Anthropomorphisierung)¹⁷ kommt, und auf der anderen Seite werden Nutztiere sozusagen als Tiere „zweiter Klasse“ gesehen oder aus der Wahrnehmung sogar gänzlich ausgeklammert.

Heinz Meyer hat bereits 1975 eine „Dissoziierung der Begegnungsweisen“ festgestellt. Diese Dissoziierung der Tierbegegnungsweisen findet etwa Ausdruck darin, dass die einen „im Tier einen persönlichen Partner, andere in ihm ein Objekt zur sachlichen Nutzung sehen“ (Meyer 1975:154). Er geht sogar soweit, von einer „Polarisierung“ im Bereich der Tierbeziehungen zu sprechen. Anonyme Nutztiere, die zu „Waren“ degradiert werden, stehen Heimtieren gegenüber, die Teil einer mitunter fast partnerschaftlichen Mensch-Tier-Beziehung sind.

In diesem Prozess der Polarisierung werden Tiere zwischen Objektcharakter und Subjektcharakter hin und her bewegt. Die Beziehung des Menschen zum Tier ist voller Widersprüche und wird davon geprägt, wo und wie uns das Tier begegnet. Unter diesen Bedingungen sind die unterschiedlichen Tierbilder eine Quelle ständiger Ambivalenz. Das gleichzeitige Existieren verschiedener Tierbilder kann als befremdend, widersprüchlich und „doppelmoralisch“ empfunden werden. Der englische Forscher Serpell beschreibt die Doppelmoral in Hinblick auf die Tierwelt so:

„Die wirtschaftlich praktisch nutzlosen Heimtiere „versorgen“ und lieben wir (...) wie unseren eigenen Freunde und Verwandten, und wir empfinden Wut und Ekel, wenn sie misshandelt werden. Auf der anderen Seite stehen Tiere wie das Schwein, ein in jeder Hinsicht außerordentlich nützliches Tier (...). Und als Lohn für ihre überragende Leistung behandeln wir Schweine wie wertlose Gegenstände, die keine Gefühle und keine Empfindungen haben.“ (1990:27)

Heimtiere, wie Katzen, Hunde, Kaninchen und Meerschweinchen gehören ebenso wie Schweine, Rinder und Hühner zu den Nutztieren. Die ersteren erfüllen jedoch meist keinen praktischen Zweck. Der Mensch nutzt sie weder als Nahrungsmittel noch als Nahrungsmittellieferant. In wirtschaftlicher Hinsicht ist die Mehrzahl von ihnen nutzlos. Dennoch zählen sie zu den „besten Freunden“ des Menschen, werden mitunter wie ein Familienmitglied geliebt und umsorgt. Diametral dazu die Behandlung der Nutztiere: diese liefern dem Menschen lebensnotwendige Nahrungsmittel, und haben somit einen überaus wichtigen Nutzen. Diese Vorzüge müssten den Menschen eigentlich dazu veranlassen, diesen Tieren mit besonderer Wertschätzung entgegenzutreten. Dem ist aber nicht so. Vielmehr das Gegenteil ist oft der Fall (Serpell 1990).

Wie gehen Menschen nun mit diesem Paradoxon um? Wiedenmann meint dazu, dass „in modernen Gesellschaften die irritierenden Wirkungen dieser Polarisierung freilich auch abgefedert und in ihrer Reichweite begrenzt werden können“ (1997:211). Er stellt zwei „Sozialtechniken“ vor, die es dem Menschen möglich machen, sein moralisches Empfinden zu täuschen und zu beruhigen. Es sind dies die Anonymisierung und die Adiaphorisierung:

1. Unter dem Begriff Adiaphorisierung (moralische Neutralisierung) versteht Zygmunt Bauman (1992b:48) einen Prozess, in dem die moralischen Wertbindungen des einzelnen Handelnden durch die Gesamtheit einer Organisation weitgehend ausgeglichen werden. Dies wird durch funktionale und/oder hierarchische Differenzierung ermöglicht. Es entstehen für den einzelnen Menschen schwer überschaubare Handlungsketten, die das Handeln des Einzelnen subjektiv fragmentieren. Die Folgen des Handlungszusammenhangs geraten aus dem Blickfeld. Der Mensch fühlt sich als kleiner Teil eines großen Ganzen. Daher kommt es zu einer Art Aufsplitterung der Verantwortung. Es entsteht eine Situation, in der eigentlich jeder Beteiligte mitverantwortlich ist, jedoch gleichzeitig könnte man auch meinen, dass durch die Aufteilung der Verantwortung, eigentlich niemand mehr verantwortlich zu sein scheint.

¹⁷Die Gewohnheit, Tieren und anderen lebenden Wesen menschliche Eigenschaften zuzuschreiben, wird im Allgemeinen als Anthropomorphismus bezeichnet. Wiedenmann vertritt die Ansicht, dass der Modernisierungsprozess der letzten Jahrzehnte diese Tendenz zur Vermenschlichung der Tiere gefördert hat.

„Der einzelne trägt keine Verantwortung, um kausales Gewicht zu haben, ist der individuelle Beitrag zu klein oder zu partiell“ (Baumann 1992a:242). Adiaphorisierung kann beispielsweise verständlich machen, weshalb im Bereich der so genannten Massentierhaltung¹⁸ häufig eine Gleichgültigkeit, eine Desensibilisierung gegenüber dem einzelnen Tier erkennbar ist. Das lässt sich so erklären, dass einerseits das einzelne Tier in der Masse leichter zu einem anonymen „Stück Ware“ wird und andererseits lässt sich durch Arbeitsteilung die moralische Verantwortung leichter auf viele Menschen aufteilen. Baumann vertritt hier die Meinung, dass die moralische Neutralisierung im Zeitalter der Moderne in zunehmendem Maße von der modernen Bürokratie und moderner Technologie begünstigt wurde und dass sich dieser Prozess noch fortsetzen wird.

2. Die zweite Sozialtechnik, die Wiedenmann erwähnt, ist die der Anonymisierung: Wiedenmann (1997:212) hält dazu folgendes fest: „Sie manifestiert sich augenfällig in jener Entsubjektivierung der Nutztiere, die heute in den Fleischhauslagen und Kühltruhen der Supermärkte gipfelt. Sie ist symptomatisch für einen Distanzierungsprozeß [sic!], der Tiere ‚versachlicht‘ und ‚gesichtslos‘ erscheinen lässt. Für diesen Transformationsprozeß [sic!] ist wesentlich, daß [sic!] die Tiere den Blicken des Verbrauchers entzogen werden“ (vgl. dazu weiterführend Kapitel 4.18).

Wie sich ein Mensch gegenüber Tieren verhält und welche Einstellungen er/sie hat, ist nach Stuart (2006) abhängig von folgenden Faktoren: von der Tierart, von der „Funktion“ des Tieres und dem Menschen selbst.

Te Velde (2002:215f) meint analog dazu, dass nicht für jedes Tier dieselben „moralischen Standards“ gelten. Er erklärt das in Anlehnung an Wenz (1988) damit, dass jeder Mensch verschiedene moralische Sphären kennt, nicht nur eine einzige. Eine Person kann gegenüber der eigenen Familie und engen Bekannten eine andere moralische Verpflichtung empfinden, als gegenüber völlig Fremden. Die Überlegungen Te Velde sind auch gut auf Tiere übertragbar. Heimtiere können sich in derselben moralischen Sphäre wie Familienangehörige befinden, jedoch auch weiter weg oder sogar näher. „This depends on the function they have in a person’s life“ (Te Velde 2002:216). Die moralische Sphäre, in der sich Haustiere befinden, unterscheidet sich in der Regel von jener, der landwirtschaftliche Nutztiere oder auch Wildtiere zugeordnet werden. Landwirtschaftliche Nutztiere sind in der Regel in einer sich weiter weg befindlichen moralischen Sphäre angesiedelt. Mit Wildtieren verhält es sich ähnlich. Mit Hilfe dieses Konzeptes kann zum Beispiel gut erklärt werden, warum ein Geflügelbauer/eine Geflügelbäuerin, auf der einen Seite kostspieligen Behandlungen für seinen/ihren Hund zustimmt, es jedoch auf der anderen Seite nicht in Frage kommt, dasselbe bei einem erkrankten Huhn zu tun. Es liefert nicht nur eine Erklärung für das Verhalten von Bauern und Bäuerinnen, sondern ist auch auf die KonsumentInnen übertragbar. Denn so meint Te Velde, „society consists of a variety of spaces, in which different values and norms are applied by different people to different animals“ (2002:216).

Für dieses Unterkapitel lässt sich in einfachen Worten folgendes festhalten: so wie nicht alle Menschen gleich behandelt werden, so werden auch nicht alle Tiere gleich behandelt. Im jenem Bereich der intensiven Tierhaltung, der einem totalen Rentabilitätskalkül unterworfen ist, sind landwirtschaftliche Nutztiere oftmals „sachliche“, betriebswirtschaftliche Rechnungsgrößen, Variablen einer nüchternen Kosten- und

¹⁸Da der Begriff Massentierhaltung in Folge noch Verwendung finden wird, auch unter den Bauern und Bäuerinnen selbst, sollte hier eine Definition erfolgen, um sich Klarheit zu verschaffen, was denn eigentlich unter „Massentierhaltung“ verstanden wird. „Massentierhaltung bezeichnet allgemein gesehen die massenhafte Haltung von Tieren und ist ein Schlagwort der modernen Tierproduktion. Es betrifft Betriebe mit extremen Tierbeständen“ (Alsing 2002:502). Ziel ist die massenhafte Erzeugung tierischer Produkte wie Fleisch, Milch oder Eiern. Nach dem Gesetz über die Umweltverträglichkeit (UVP) handelt es sich ab einer Größe von 21.000 Legehennenplätzen, 42.000 Junghennenplätzen, 42.000 Mastgeflügelplätzen, 700 Mastschweineplätzen oder 250 Sauenplätzen um Massentierhaltung (Grüner Bericht 2007:288). Offensichtlich ist, dass das Wort „Massentierhaltung“ mit negativen Assoziationen verbunden ist. Massentierhaltung wird häufig mit tierischem Leid und damit Tierquälerei in Verbindung gebracht. Hoffmann (1998:126) findet das kritikwürdig und fordert eine ganzheitliche Betrachtung ein. Denn auch die Haltung großer Tierbestände muss nicht per se leidvoll sein und kann so gestaltet werden, dass es zu verbesserten Lebensbedingungen der Tiere kommt. Grauvogel (1993) differenziert daher zwischen einer intensiven Tierhaltung und einer von Technik gesteuerten Massentierhaltung.

Ertragsfunktion. Für eine derartige Versachlichung des Tieres zur Ware ist es typisch, dass die unmittelbare, du-evidente Dimension der Mensch-Tier-Beziehung praktisch ausgeklammert wird. Bei den Heimtieren ist das genaue Gegenteil erkennbar. Hier rücken die wirtschaftlichen oder andere „sachliche“ Nutzungsinteressen meist ganz in den Hintergrund und das auf die Du-Evidenz des Tieres gerichtete Interesse steht im Vordergrund. Die Rede ist hier von den mehr oder weniger „vermenschlichten“ Haustieren, bei denen eine starke Tendenz zur Personalisierung von Seiten des Menschen erkennbar ist (Wiedenmann 2000:109ff). Hunde und Katzen werden als Lebewesen mit Gefühlen erlebt, die wie Menschen, Freude und Kummer empfinden können, die Vorlieben haben und die sich durch Treue auszeichnen. Dementsprechend bekommen solche Tiere oft den Status eines Familienmitgliedes zugesprochen, werden als solches wahrgenommen und behandelt. Nutztiere sind von solchen Behandlungen so gut wie ausgeschlossen. Ausnahmen bilden Einzelindividuen, zu denen der Landwirt/die Landwirtin eine besonders intensive Beziehung aufbaut. Kapitel 4.9 der Empirie wird zeigen, dass auch die besuchten Bauern und Bäuerinnen zwischen ihren Haustieren und ihren Nutztieren unterscheiden.

3.4 Landwirtschaft und Nutztierhaltung

Die Mensch-Nutztier-Beziehung, die in dieser Arbeit untersucht wird, ist in einem landwirtschaftlichen Kontext eingebettet. An dieser Stelle erfolgt daher eine Skizzierung der österreichischen Landwirtschaft und der Nutztierhaltung als auch der Folgen des Agrarstrukturwandels und der Modernisierung¹⁹, um die gegenwärtigen Bedingungen einer Mensch-Nutztier-Beziehung nachvollziehbar zu machen.

3.4.1 Landwirtschaft und Nutztierhaltung in Österreich

Die in diesem Kapitel ausgewiesenen Zahlen und Prozentangaben stammen, wenn nicht anders angegeben, aus der Agrarstrukturerhebung 2007 (Stichprobenerhebung) der Statistik Austria. 2007 bewirtschaften in Österreich insgesamt 187.034 Betriebe eine Fläche von zirka 7,6 Millionen Hektar (Ackerland, Dauergrünland, Forstflächen, Weingärten und sonstige Flächen). Davon wurde eine Fläche von 439.529 Hektar von 19.459 Betrieben²⁰ biologisch bewirtschaftet. Bereits mehr als 10 Prozent der Ackerfläche in Österreich wird biologisch bewirtschaftet. 85 Prozent der Biobetriebe (17.017) hielten Tiere, wobei 2007 der durchschnittliche Tierbestand je Betrieb rund 18 Großvieheinheiten (GVE)²¹ ausmachte. Auf Österreichs Biobetrieben wurden 342.000 Rinder, davon 81.500 Milchkühe, 69.000 Schweine und 84.000 Schafe gehalten.

2007 wurden in Österreich 69.424 Bergbauern und -bäuerinnen gezählt.

Größtes Agrarland ist Niederösterreich mit 45.782 Betrieben, gefolgt von der Steiermark (42.370 Betriebe) und Oberösterreich (36.385 Betriebe).

Die Anzahl an land- und forstwirtschaftlichen Betrieben hat sich in den letzten 50 Jahren erheblich verringert, wie Tabelle 1 veranschaulicht:

Jahr	Betriebe insgesamt
1951	432.848
1960	402.286
1970	367.738
1980	318.085
1990	281.910
1995	239.099
1999	217.508
2003	190.382
2005	189.591
2007	187.034

Tabelle 1: Anzahl der Land- und forstwirtschaftlichen Betriebe in Österreich 1951-2007 (Quelle: Grüner Bericht 2007, S.190)

¹⁹Wonneberger (1995:49) beschreibt Modernisierung ganz allgemein als einen Prozess der Durchkapitalisierung aller gesellschaftlichen Bereiche.

²⁰„Der biologische Landbau wird durch die VO (EWG) Nr.2092/91 des Rates über den ökologischen Landbau und die entsprechende Kennzeichnung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse und Lebensmittel geregelt. Das Grundprinzip ist Kreislaufwirtschaft: geschlossener Stoffkreislauf, Verzicht auf chemisch-synthetische Hilfsmittel, Erhaltung einer dauerhaften Bodenfruchtbarkeit, sorgsame Humuswirtschaft, Schonung nicht erneuerbarer Ressourcen, artgerechte Viehhaltung, aufgelockerte Fruchtfolgen, Leguminosenanbau und schonende Bodenbearbeitung.“ (Grüner Bericht Niederösterreich 2006:144)

²¹„Die Großvieheinheit (GVE) ist eine gemeinsame Einheit, um den Viehbestand in einer einzigen Zahl ausdrücken zu können. Die Stückzahlen der einzelnen Vieharten werden in GVE umgerechnet. Für jede Viehart ist nach Altersklassen und Nutzungsformen ein Umrechnungsschlüssel festgelegt. Rinder ab 2 Jahren gelten für den Grünen Bericht als 1,0 GVE. Es gibt je nach Zweck verschiedene GVE-Umrechnungsschlüssel.“ (Grüner Bericht 2008:284)

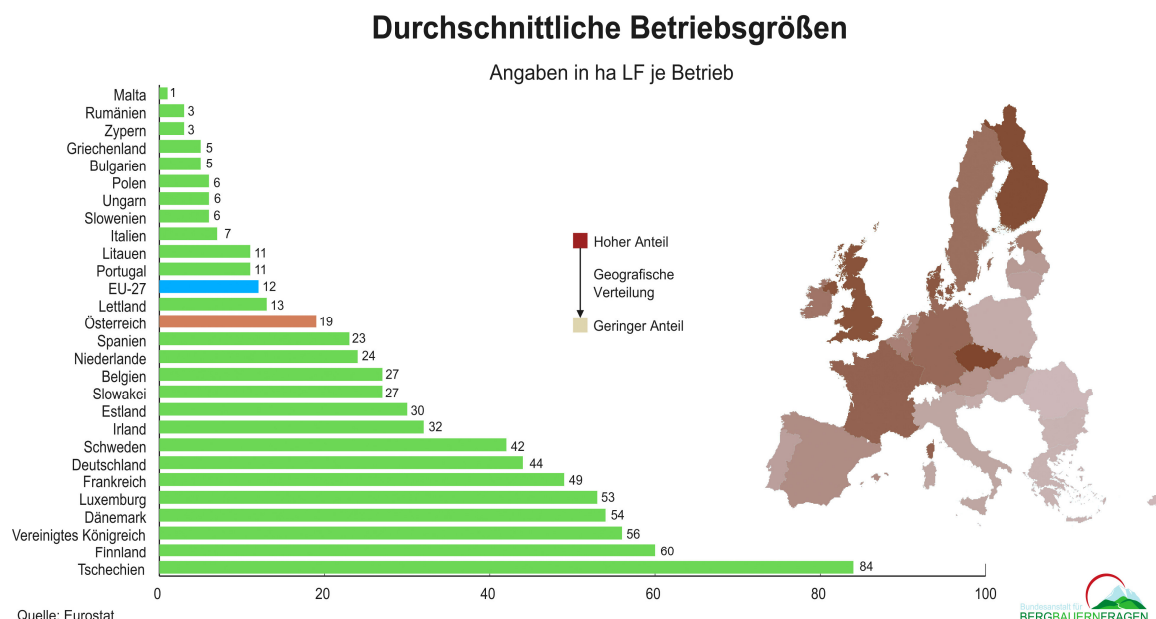
Charakteristisch für Österreichs Landwirtschaft ist ihre Kleinstrukturiertheit, wobei ein Trend in Richtung „größere“ Betriebe bemerkbar ist. Wurde 1951 von einem Betrieb durchschnittlich eine landwirtschaftliche Fläche von 9,4 Hektar bewirtschaftet, so waren es 2005 bereits 18,8 Hektar.

Tabelle 2 zeigt die Entwicklung der Betriebsgrößenstruktur exemplarisch am Bundesland Niederösterreich.

Größenstufe nach der Kulturfläche	1970	1980	1990	1999	2003	2005
unter 5 ha	42.654	27.563	23.058	13.210	9.322	9.034
5 bis unter 10 ha	14.341	10.882	8.736	6.968	5.262	5.519
10 bis unter 20 ha	22.083	17.166	13.546	10.293	8.668	8.795
20 bis unter 50 ha	19.459	21.033	20.569	17.888	16.167	15.677
50 bis unter 100 ha	1.810	2.302	3.156	4.600	5.347	5.550
100 bis unter 200 ha	496	519	570	758	988	1.112
200 ha und mehr	419	400	376	385	370	400
Insgesamt	101.262	79.865	70.011	54.551	46.235	46.087

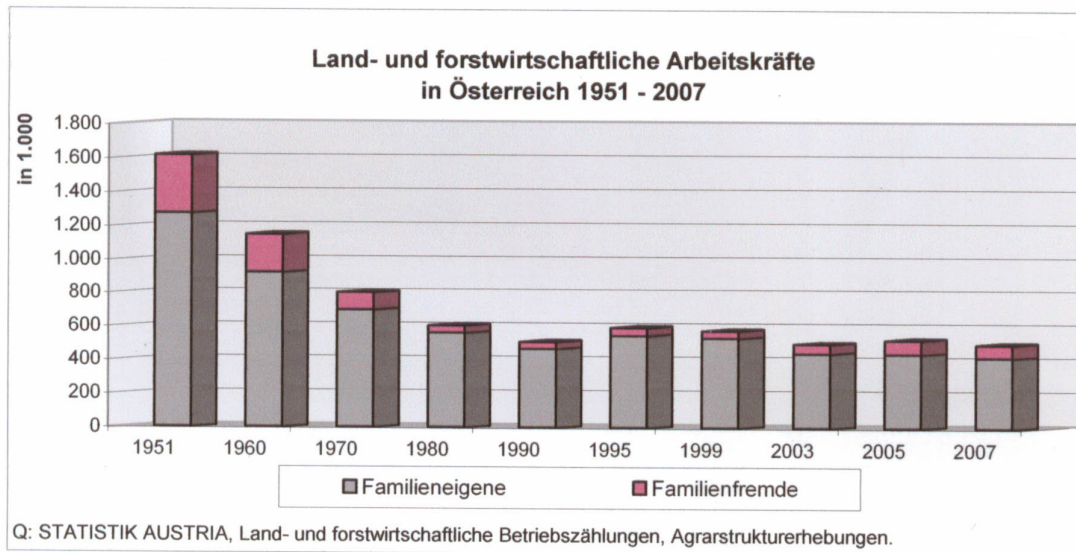
Tabelle 2: Entwicklung der Betriebsgrößenstruktur Niederösterreich 1970-2005 (Quelle: Grüner Bericht Niederösterreich 2007, S.13)

Im Vergleich dazu die durchschnittlichen landwirtschaftlichen Betriebsgrößen nach genutzter landwirtschaftlicher Fläche in Europa:



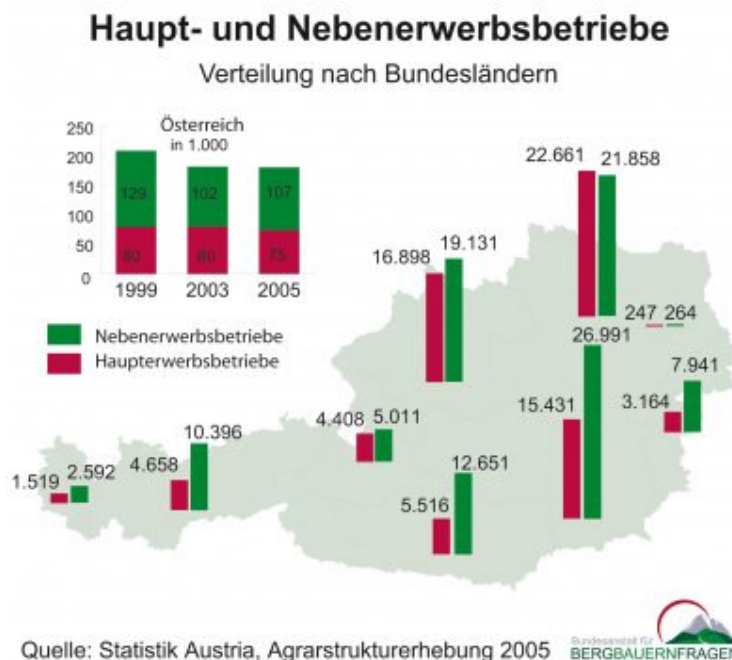
Grafik 1: Durchschnittliche Betriebsgrößen in Europa (Quelle: Grüner Bericht 2007, S.64)

Bei der Agrarstrukturhebung 2007 wurden 495.804 land- und forstwirtschaftliche Arbeitskräfte ermittelt. Das entspricht einem Rückgang von 25.180 Personen oder 4,8 Prozent gegenüber 2005. 84,2 Prozent der in der Land- und Forstwirtschaft Beschäftigten waren Familienarbeitskräfte. Familienfremde Arbeitskräfte machten nur 15,8 Prozent aus. Grafik 2 zeigt die Entwicklung auf dem Arbeitskräftesektor in der Land- und Forstwirtschaft seit dem Jahr 1951. Nach Kriegsende waren noch mehr als 1,6 Millionen Menschen im Agrarbereich tätig. Bis in die Gegenwart fand ein starker Rückgang an land- und forstwirtschaftlichen Arbeitskräften statt, der bis zum Jahr 1980 besonders ausgeprägt war.



Grafik 2: Land- und forstwirtschaftliche Arbeitskräfte in Österreich 1951-2007 (Quelle: Statistik Austria, Agrarstrukturhebung 2008, S.27)

2005 wurden 41,1 Prozent der Betriebe (74.504) im Haupterwerb und 58,9 Prozent (106.836) im Nebenerwerb geführt. Die Anzahl der Haupterwerbsbetriebe ging 2007 um 4.407 Betriebe und jene der Nebenerwerbsbetriebe um 2.022 Betriebe zurück.



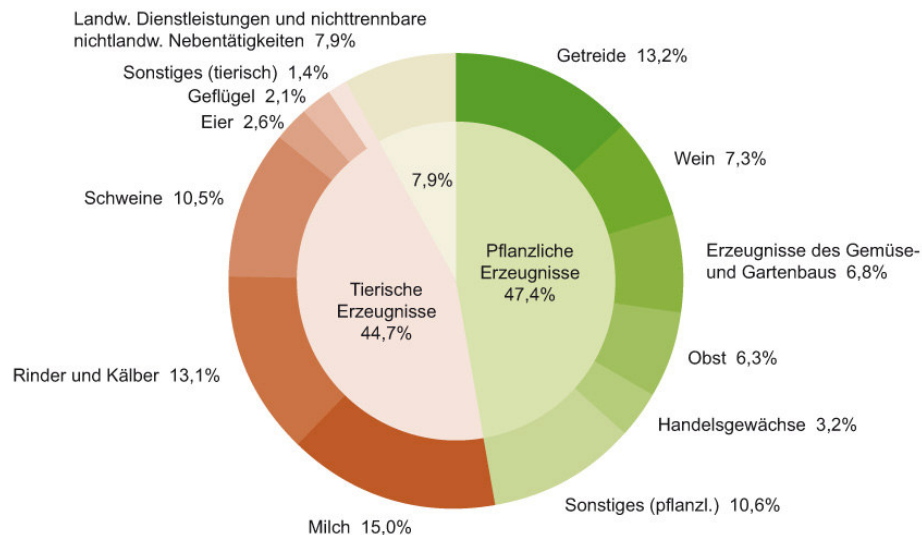
Grafik 3: Haupt- und Nebenerwerbsbetriebe verteilt nach Bundesländern 2005 (Quelle: Grüner Bericht 2007, S.52)

Die Nebenerwerbslandwirtschaft hat in Österreich, im Vergleich zu anderen europäischen Staaten, eine überdurchschnittlich große Bedeutung. Nebenerwerbsbetriebe definieren sich dadurch, dass das außerbetriebliche Einkommen oder die außerbetriebliche Arbeitszeit über 50 Prozent beträgt (Pevetz 1999:107f).

Die Leitung eines land- und forstwirtschaftlichen Betriebes ist nach wie vor Männerdomäne. Nur 35 Prozent der Betriebe weisen eine Betriebsleiterin aus.

Produktionswert der Landwirtschaft 2007

Anteil der einzelnen Produktionswerte in % (6,36 Mrd. Euro = 100%)



Quelle: Statistik Austria (vorläufige Werte)

S. Linder, Bundesanstalt für Agrarwirtschaft 

Grafik 4: Produktionswert der Landwirtschaft 2007 (Quelle: Grüner Bericht, S.11)

Im Jahr 2007 fielen 47,4 Prozent des Gesamtproduktionswertes auf die pflanzliche Erzeugung und 44,7 Prozent auf die tierische Erzeugung.

Der landwirtschaftliche Sektor ist mit 1,8 Prozent am österreichischen Bruttoinlandsprodukt beteiligt (Statistik Austria 2008). Die Leistung der Landwirtschaft lässt sich jedoch nicht nur auf die eines Wirtschaftszweiges reduzieren. Vielmehr tragen Land- und Forstwirtschaft die Verantwortung für über 80 Prozent der Fläche in Österreich. Die Landwirtschaft ist zugleich verantwortlich für die natürlichen Lebensgrundlagen als auch für die Landschaft und die Vielfalt der Pflanzen- und Tierarten.

Hartenstein und Priebe (1997:187) sehen folgende Hauptaufgaben der Landwirtschaft:

- *ökonomisch* in der Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln
- *ökologisch* mit ihren Kulturleistungen für Natur, Landschaft und Umwelt
- *gesellschaftspolitisch* in der Sicherung der Existenz einer Bevölkerungsgruppe mit einem selbstständigen Berufsbild und in der Erhaltung der ländlichen Sozialstruktur sowie der bäuerlichen Kultur.

2007 wurden zirka 2 Millionen Euro an EU-, Bundes- und Landesmitteln im österreichischen Agrarbudget aufgewendet. Davon finanzierte die EU 59 Prozent, der Bund 19 Prozent und die Länder 22 Prozent.

Die Anzahl der Bauern und Bäuerinnen mit Tierhaltung hat sich analog zu der Anzahl an forst- und landwirtschaftlichen Betrieben (vgl. Tabelle 1) in den letzten Jahrzehnten deutlich reduziert, wie Tabelle 3 zeigt:

	1989	1999	2007
Österreich	226.317	156.755	117.727
Oberösterreich	50.516	37.244	28.175
Steiermark	54.565	36.410	27.570
Niederösterreich	52.304	33.004	23.151
- Bruck/Leitha	898	373	299 (2008)
- Gänserndorf	2.544	882	268 (2005)
Kärnten	21.220	15.445	12.088
Tirol	16.394	14.469	12.014
Salzburg	10.312	9.093	8.048
Burgenland	15.738	6.929	3.328
- Neusiedl/See	2.139	803	152 (2008)
Vorarlberg	5.080	4.094	3.310
Wien	188	67	43

Tabelle 3: Anzahl der LandwirtInnen mit Nutztierhaltung in den Jahren 1989, 1999 und 2007 (Quelle: Statistik Austria und mündliche Angaben der regionalen Bezirksbauernkammern)

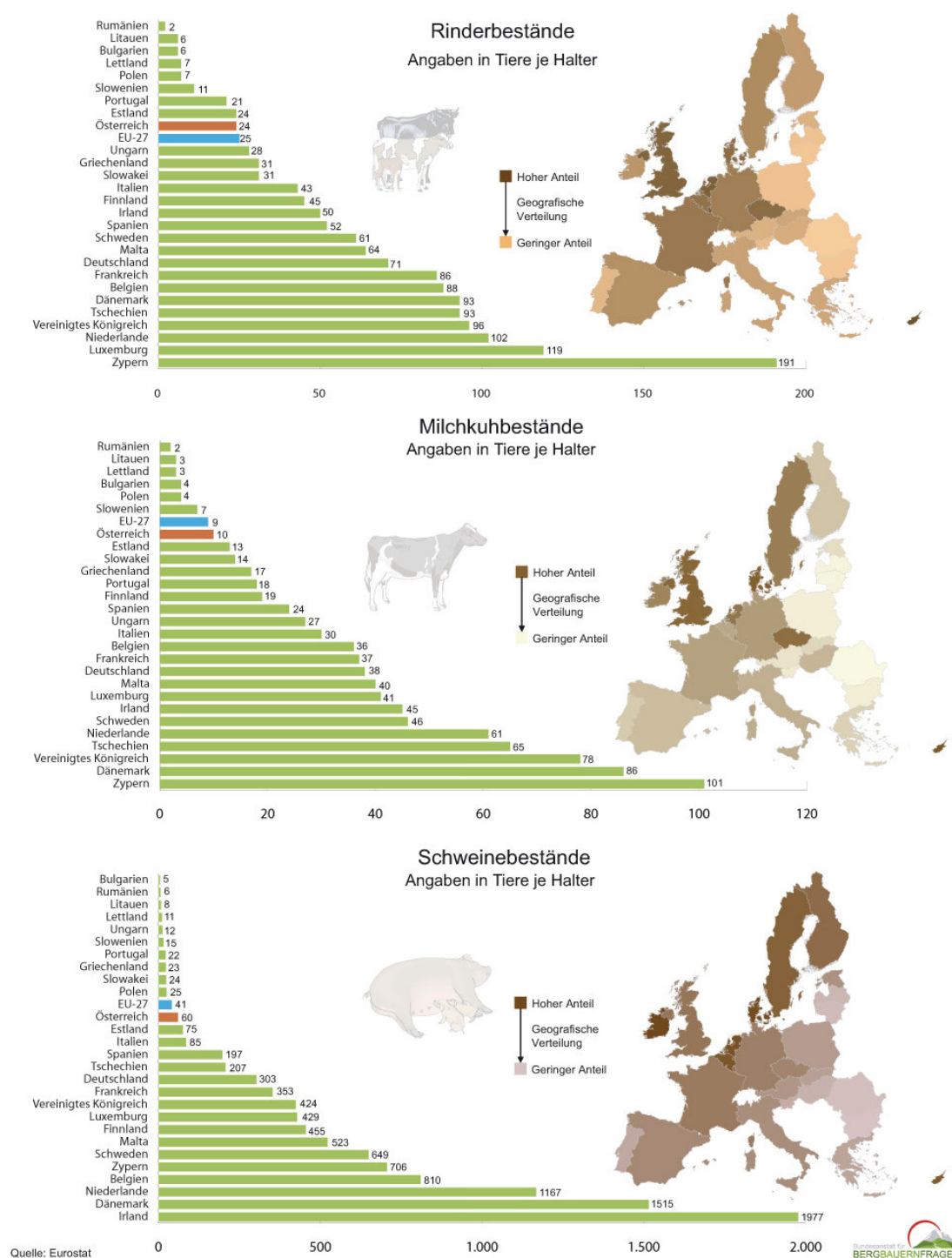
Auch die Nutztierbestände sind insgesamt betrachtet seit den 90iger Jahren rückläufig. Jedoch haben die Strukturveränderungen bei den wichtigsten Nutztieren der österreichischen Landwirtschaft, dem Rind, dem Schwein und dem Legehuhn zu einem erheblichen Anstieg der Bestandsgrößen geführt. Die LandwirtInnen stockten ihre Tierbestände auf und steigerten die Leistungen ihrer Tiere, um über eine höhere Produktmenge die sinkenden Produktpreise zu kompensieren. Tabelle 4 weist die durchschnittlichen Bestandesgrößen pro Betrieb auf, wobei diese nicht sehr aussagekräftig sind, da sie durch viele Betriebe mit geringen Bestandszahlen verzerrt werden.

	Rinder	Milchkühe	Schweine	Hühner	Schafe	Ziegen
1953	7	3	5		4	
1974	12	5	10			
1981	15	6	14		9	
1994	19		35	116	16	4
1999	21	9	42	169	19	
2005	24		58			
2007	26	15	68	230	21	6

Tabelle 4: Entwicklung der durchschnittlichen Tierbestände je Betrieb (Quelle: Statistik Austria)

Tabelle 3 und 4 vermitteln einerseits einen Eindruck über das Ausmaß der bisherigen Strukturanpassung. Andererseits geben sie auch Anhaltspunkt dafür, mit welchen Größenordnungen bei rational geführter Nutztierhaltung in Zukunft zu rechnen ist. In Verbindung mit den Tendenzen zu spezialisierter Tierhaltung, moderner Haltungsformen, die technische Stall- und Fütterungseinrichtungen beinhalten, ist weiterhin mit einem Anstieg der durchschnittlichen Betriebsgrößen zu rechnen (Quendler 1996). Im europaweiten Vergleich sind die durchschnittlichen Bestandsgrößen in Österreich trotz Zuwachs in den letzten Jahren nach wie vor gering. Grafik 5 zeigt die durchschnittlichen Rinderbestände, Milchkuhbestände und Schweinebestände je Halter/je Halterin in Europa.

Agrarstruktur der EU-27

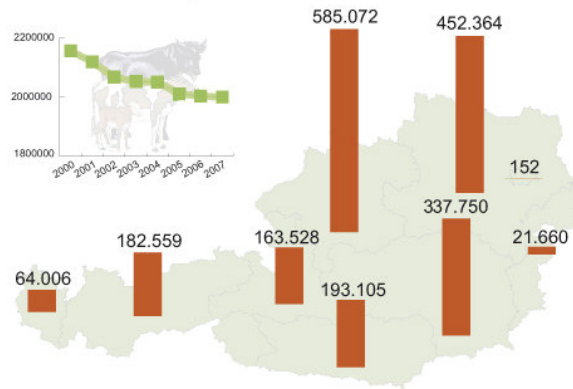


Grafik 5: Agrarstruktur der der EU-27 (Quelle: Grüner Bericht 2007, S.65)

Die nun folgenden Tabellen sollen Auskunft über die aktuellen Tierbestände je Tierart in Österreich geben.

Rinderbestände in Österreich 2007

insgesamt 2.000.196 Stück



Quelle: Statistik Austria, Viehzählung 2007

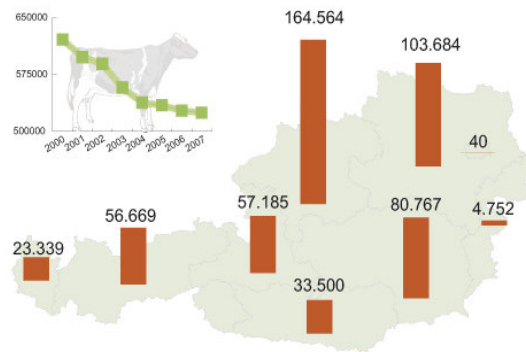


Grafik 6: Rinderbestände in Österreich 2007 (Quelle: Grüner Bericht 2008, S.64)

Die Haltung und Zucht von Rindern spielt in der österreichischen Landwirtschaft eine führende Rolle. Die Zucht- und NutZRinderhaltung, sowie die Milchwirtschaft werden vorwiegend in den Grünlandgebieten im Gebirge und Voralpenraum betrieben, die Rindermast dagegen in den klimatisch günstigen Lagen mit Silomaisanbau im Alpenvorland und im östlichen und südlichen Flach- und Hügelland (ZAR 2008:14). Im Durchschnitt hielt ein rinderhaltender Betrieb im Jahr 2007 26 Tiere.

Milchkuhbestände in Österreich 2007

insgesamt 524.500 Stück



Quelle: Statistik Austria, Viehzählung 2007



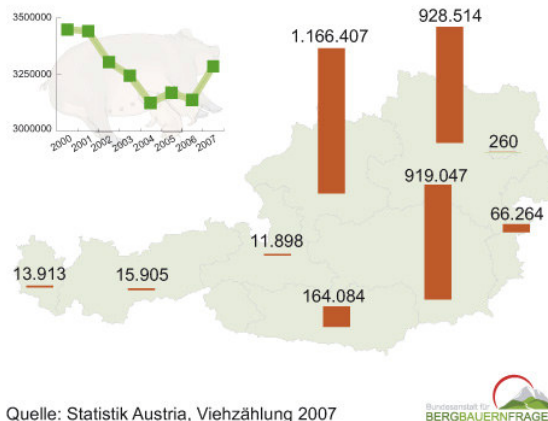
Grafik 7: Milchkuhbestände in Österreich 2007 (Quelle: Grüner Bericht 2008, S.64)

In Österreich wurden 2007 zirka 3 Millionen Tonnen Milch gewonnen. 84 Prozent dieser Milch wurde an Molkereien geliefert. Die restliche Kuhmilch fand im Rahmen der Direktvermarktung, im Eigenbedarf und in der Verfütterung ihre Verwendung (ZAR 2008:106).

1953 betrug die durchschnittliche Herdengröße eines Milchviehbetriebes 3 Milchkühe, 2007 waren es 15 Milchkühe.

Schweinebestände in Österreich 2007

insgesamt 3.286.292 Stück



Grafik 8: Schweinebestände in Österreich 2007 (Quelle: Grüner Bericht 2008, S.65)

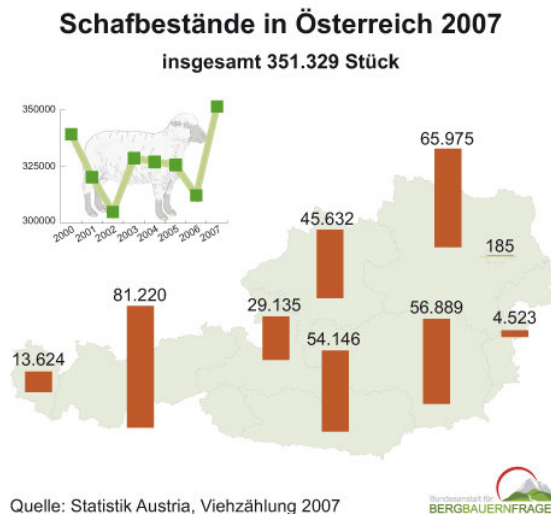
Schweine zählen neben den Rindern zu den wichtigsten Nutztieren in Österreich. Geographisch sind die Hauptproduktionsgebiete rund um den Alpenbogen, vor allem in den günstigen Maisanbaugebieten Österreichs angesiedelt. Besonders die Bundesländer Oberösterreich, Niederösterreich und die Steiermark eignen sich durch gute Klima- und Bodenverhältnisse für einen ertragreichen Maisanbau. Da Mais in der Schweinehaltung die Hauptfuttergrundlage bildet, befinden sich rund 71 Prozent der schweinehaltenden Betriebe und rund 92 Prozent der österreichischen Schweinebestände in den oben angeführten Bundesländern. Objektiv betrachtet ist die Schweinehaltung jener Sektor des tierischen Bereichs, der am stärksten von einem Strukturwandel erfasst wurde. Die Zahl der schweinehaltenden Betriebe hat sich seit dem EU Beitritt 1995 um 56 Prozent verringert, von 112.080 auf 47.540 SchweinehalterInnen im Jahr 2007. Der Schweinebestand hat sich im Vergleich dazu in den letzten 10 Jahren nur geringfügig verringert, von 3,7 Millionen (1997) auf 3,3 Millionen (2007) Schweine (VOS 2007:8ff). Durchschnittlich wurden auf einem Betrieb somit 69 Schweine gehalten. 1995 waren es noch 35 Schweine pro Betrieb, 1999 bereits 42 Schweine pro Betrieb (Statistik Austria 2001). Tabelle 5 beschäftigt sich mit der Strukturentwicklung der schweinehaltenden Betriebe in Österreich.

Betriebsgröße (Schweine)	Zahl der Betriebe	Schweine
1-2	24.143	38.424
3-9	9.189	40.118
10-49	4.269	102.402
50-99	1.803	129.185
100-199	2.517	364.130
200-399	2.827	810.315
400-999	2.578	1.496.515
1000-1999	201	245.363
2000 und mehr	14	59.834
GESAMT	47.539	3,286.287

Tabelle 5: Struktur der schweinehaltenden Betriebe in Österreich (Quelle: VOS 2007, S. 10)

2007 wurden in Österreich auf 58.998 Betrieben zirka 13,6 Millionen Hühner gehalten. Das ergibt eine durchschnittliche Bestandesgröße von 230 Hühnern pro Betrieb. 1999 entfielen auf einen Betrieb im Schnitt 168 Hühner (Statistik Austria 2001). Wie bei den Schweinen konzentriert sich die Hühnerhaltung vor allem auf die Bundesländer

Steiermark, Oberösterreich und Niederösterreich. Die österreichische Eierproduktion belief sich 2007 auf 1,5 Milliarden Stück Eier. Bedingt durch das Verbot der Käfighaltung ab 2009 und dem freiwilligen Verzicht des Verkaufs von eiern aus Käfighaltung durch die großen Handelsketten konnte ein verstärkter Umstieg auf alternative Haltungsarten verzeichnet werden. Von den zirka 5,27 Millionen Legehennenplätzen entfielen 8,5 Prozent auf biologische Haltung, 18,4 Prozent auf Freiland- und 43 Prozent auf Bodenhaltung. Der Anteil der Käfighaltung sank auf 30 Prozent.



Grafik 9: Schafbestände in Österreich 2007 (Quelle: Grüner Bericht 2008, S.64)

Der Schafbestand erhöhte sich 2007 gegenüber 2006 um 12,5 Prozent von 312.375 auf 351.329 Tiere. Bei den SchafhalterInnen ergab sich mit einem Plus von 10,7 Prozent auf 16 443 ein deutlicher Anstieg. Aus regionaler Sicht lebt die größte Anzahl an Schafen in Tirol, gefolgt von Niederösterreich, der Steiermark und Kärnten.



Grafik 10: Ziegenbestände in Österreich 2007 (Quelle: Grüner Bericht 2008, S.64)

Ähnliches war bei den Ziegen beobachtbar. Der Ziegenbestand stieg um 13,9 Prozent von 53.108 auf 60.487 Tiere. Ebenso erhöhte sich die Anzahl der ZiegenhalterInnen um 19,4 Prozent, von 9 149 auf 10 925. Die meisten Ziegen leben in Oberösterreich, knapp gefolgt von Niederösterreich und Tirol.

Die Produktion von Schaf- und Ziegenmilch gewinnt, obwohl sie einen kleinen Marktanteil im Vergleich zur Kuhmilcherzeugung hat, an immer größerer Bedeutung. Die in Österreich gehaltenen 20.000 Milchschafe und 27.700 Milchziegen produzierten im Jahr 2007 8.300 Tonnen Schafmilch und 16.600 Tonnen Ziegenmilch. Der überwiegende Teil der angelieferten Milch wird zu Käse, vor allem Frisch- und Schnittkäse verarbeitet. In der Direktvermarktung spielen Schaf- und Ziegenmilch und die daraus gefertigten Produkte eine immer größere Rolle. Auch ein Großteil des in Österreich produzierten Lammfleisches (rund 80 Prozent) wird im Rahmen der Direktvermarktung angeboten. Die auf diese Weise erzielbaren Preise liegen deutlich über den Schlachthofpreisen.

3.4.2 Das Tier in der Landwirtschaft

Tiere im landwirtschaftlichen Kontext schaffen eigene Bedingungen für eine Beziehung zwischen Mensch und Tier: Tiere werden hier vorderrangig gehalten, da sie für ihre BesitzerInnen eine Einkommensquelle darstellen. Der Befriedigung ökonomischer Bedürfnisse kommt infolge dessen eine zentrale Rolle zu. Bauern und Bäuerinnen sehen ihre Nutztiere aus dem Blickwinkel ökonomischer Rationalität, das müssen sie, wollen sie von ihren Tieren auch finanziell leben können. Nutztiere werden von ihren HalterInnen jedoch auch als subjektive Lebewesen mit eigenständigem Charakter wahrgenommen. Sie werden nicht nur aus einer ökonomischen Motivation heraus wertgeschätzt, sondern ebenso aufgrund emotionaler Beziehungen, die zwischen Mensch und Tier entstehen (Jürgens 2005). In dieser Hinsicht lassen sich Parallelen zu Pastoralisten erkennen. Galaty hat festgestellt, dass diese in den gehaltenen Herdentieren ebenfalls nicht nur ökonomische Ressourcen erkennen. Denn, „although domestic animals are productive resources, they are also living beings, expressive and interactive, with whom people form relationships and share their lives“ (1990:5).

Jürgens meint, dass das Mensch-Nutztier-Verhältnis in der heutigen Landwirtschaft als „eine komplexe Beziehung zwischen emotionalem Bezug, ethischen Wertvorstellungen und objektiven Nutzen, welches sich sehr ambivalent gestalten kann und in Form differenzierter, vielfältiger Profile besteht, abhängig von der jeweiligen Lebens- und Arbeitswirklichkeit sowie den Beziehungs- und Deutungsmustern einzelner Landwirte und Landwirtinnen“ (2008:50) betrachtet werden muss.

Dockès und Kling-Eveillard (2006) unterscheiden dementsprechend vier Profile/Typen von Züchterinnen und Züchtern im Bezug auf die Mensch-Nutztier-Beziehung. Diese Typisierung ist für die vorliegende Arbeit insofern von Relevanz, da sie auch auf die interviewten Bäuerinnen und Bauern angewendet werden kann.

Typ1: Das Nutztier ist ein wichtiger Bestandteil im Leben: Die Arbeit mit dem Nutztier wird von diesen Bauern und Bäuerinnen als „Berufung“ wahrgenommen. Sie können sich kein anderes Leben vorstellen und betonen vor allem die positiven Aspekte ihres Berufes. Darunter gehört eine emotionale Beziehung zu den Tieren, die Betrachtung der Nutztiere als empfindsame Wesen, die Kommunikation mit und das Gefühl der Verbundenheit zu den Nutztieren. Jedes Tier wird als Einzelindividuum wahrgenommen, dessen Eigenheiten man kennt. Eine möglichst lange Nutzungsdauer ist das Ziel. Selbst wenn die Nutztiere schon unter guten Bedingungen gehalten werden, wird nach Verbesserungsmöglichkeiten gesucht. Tierschutzansprüche von Seiten der Gesellschaft werden als gerechtfertigt empfunden.

Typ 2: Züchten ist eine Beschäftigung, die die Kommunikation mit Tieren beinhaltet: Diese LandwirtInnen wählen den Beruf nicht unmittelbar selbstständig. Vielmehr wird der landwirtschaftliche Betrieb aus Gründen der familienbetrieblichen Kontinuität weitergeführt. Neben den positiven Seiten des Berufes (Freude an der Arbeit, Selbstständigkeit etc.) werden auch die negativen Seiten („Angebunden-Sein“, unsichere Zukunft, geringes Einkommen etc.) artikuliert. Nutztiere werden als empfindsame Wesen

angesehen. Voraussetzung für den Beruf ist die Kommunikation mit den gehaltenen Tieren. Bei diesem Typus kommt es jedoch zu keiner emotionalen Beziehung zwischen Mensch und Einzeltier. Diese Bauern und Bäuerinnen interessieren sich vielmehr für die Technik in der Tierhaltung. Auf die richtige Ausstattung der Betriebe und eine vernünftige Behandlung der Tiere wird geachtet. Diese TierhalterInnen sind offen dafür, ihren landwirtschaftlichen Betrieb an tierschutzrechtliche Erfordernisse anzupassen.

Typ 3: Das Nutztier ist Bedingung für den Beruf: Bei diesem Typus wird die Landwirtschaft ebenfalls aus Tradition weitergeführt. Die Ausrichtung des Betriebes (Produktionszweiges) orientiert sich ausschließlich nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten. Die berufliche Zufriedenheit steht in engem Zusammenhang mit technischer Produktivität und Leistungsautonomie. Im Nutztier wird durchaus ein empfindsames Wesen erkannt, das aber für eine rentabel geführte Landwirtschaft instrumentalisiert werden muss. Gesellschaftliche Ansprüche an den Tierschutz werden als gerechtfertigt angesehen, solange diese mit den Ansprüchen landwirtschaftlicher Produktion kompatibel sind. Sobald tierschutzrechtliche Regulierungen zu technischen und ökonomischen Folgen für die Betriebe führen, werden diese von den LandwirtInnen als illegitim und als Aggression bewertet.

Typ 4: Nicht die Beziehung zum Tier ist zentral, sondern die Züchtungstechnologien sind essentiell: Diese Bauern und Bäuerinnen zeigen ein besonderes Interesse an der technischen Seite ihres Berufes. Sie sehen ihre Berufung im Management der komplexen Anforderungen, die in der Tierhaltung gestellt werden. Der Aufbau einer Beziehung zu einzelnen Tieren oder die Kommunikation mit Nutztieren hat keine Relevanz. Bevorzugt werden vielmehr Technologien, die die Tiere überwachen. Ziel ist es, die Produktion, vor allem die physiologischen Bedürfnisse der Nutztiere (Gesundheit, Futter), zu optimieren. Die Tiere werden diesem Verständnis folgend auf ihre physiologischen Bedürfnisse reduziert. Der Tod von Nutztieren wird relativ neutral wahrgenommen. Tierschutzrechtliche Ansprüche werden von diesem Typus als Angriff auf die eigene Wirtschaftsweise wahrgenommen und als inkompatibel mit der Ökonomie eines landwirtschaftlichen Betriebes eingestuft.

Besteht zum Nutztier nicht nur ein wirtschaftlicher, sondern auch ein emotionaler Bezug, kommt es zu ambivalenten Deutungsmustern.

Das moralische Dilemma, dem sich LandwirtInnen und TierzüchterInnen gegenübersehen, ist weit schwieriger als das, mit dem beispielsweise JägerInnen wildlebender Tiere konfrontiert sind. Denn im Gegensatz zum Jäger/der Jägerin „kennt“ der Bauer/die Bäuerin die Tiere, die er/sie später tötet. Eine erfolgreiche Haltung macht es notwendig, dass der Tierhalter/die Tierhalterin seine/ihre ihm/ihr anvertrauten Tiere kennt und versteht. Im Idealfall lernt der Mensch seine Tiere nicht nur in der Gruppe kennen, sondern als individuelle Persönlichkeiten, mit verschiedenen Launen, Charakteren und Temperamentsmerkmalen. Er/Sie muss wissen, welche Dinge ihnen gut tun, was sie erschreckt und er/sie muss so vertraut sein mit ihnen, dass er/sie erkennt wenn etwas nicht stimmt beziehungsweise wenn es ihnen nicht gut geht. Die Bäuerin/der Bauer, die/der diese Dinge vernachlässigt, setzt das Leben ihrer/seiner Tiere und somit ihren/seinen eigenen Lebensunterhalt aufs Spiel.

Das ethische Problem²², das sich dem Bauern/der Bäuerin stellt, ist deshalb schwerwiegender als das des Jägers/der Jägerin, weil sein/ihr Verhältnis zum Tier anderer Natur ist. Der Jäger/die Jägerin hat im Gegensatz zum Bauern/zur Bäuerin, niemals oder nur äußerst selten die Möglichkeit zu sozialem Kontakt mit dem Tier. Er/Sie hat infolgedessen auch keine Gelegenheit, intensivere Bindungen zu Einzeltieren aufzubauen. Darüber hinaus übt der Jäger/die Jägerin, abgesehen vom Tod, keine Kontrolle über das Tier aus. Das Tier bleibt in dieser Beziehung immer ein unabhängiges Wesen, das über einen freien Willen verfügt. Im Gegensatz dazu ist das Haustier teilweise oder völlig von seinem menschlichen Besitzer abhängig. Dem Bauer und der Bäuerin wird somit die Möglichkeit gegeben, ob sie es nun wollen oder nicht, einzelne

²²Jürgens (2005) ist der Meinung, dass es generell an der Zeit wäre eine neue Ethik der Mensch-Nutztier-Beziehung in der Landwirtschaft einzuführen.

Tiere besser kennen zulernen. Es ist daher nur natürlich und menschlich, dass zu solchen Tieren persönliche Bindungen entstehen. Das Schlachten des Tieres, ruft dann unvermeidlich ein Gefühl von Schuld und Reue hervor. Denn nach menschlichen Begriffen stellt diese Tat einen eklatanten Vertrauensbruch dar.

Bauern/Bäuerinnen, aber auch die VerbraucherInnen, haben im Laufe der Zeit gelernt, mit Ambivalenzen (zur Thematik Ambivalenz siehe auch Kapitel 3.2.2) im Bereich der Nutztierhaltung umzugehen²³. Serpell (1990:187ff) macht in Anlehnung an Maccoby vier Distanzierungsmethoden aus: Gleichgültigkeit, Verstecken/Verbergen, falsche Darstellung/Missinterpretation und Abwälzen der Schuld/Verantwortung. Te Velde (2002:212) spricht in sozialpsychologischem Kontext von „*coping strategies*“.

1. *Gleichgültigkeit*: Zum einen gibt es die Gleichgültigkeit von Menschen, die nichts mit Tieren zu tun haben und nichts mit ihnen anfangen können und ihnen daher gleichgültig gegenüber stehen. Zum anderen gibt es Menschen, die sehr wohl mit Tieren zu tun haben, aber gelernt haben sich zu distanzieren. Eine gute Strategie hierbei ist es, zu vermeiden, die Tiere besser kennen zu lernen um sich in Folge Gewissenskonflikte zu ersparen, wenn diese Tiere dann geschlachtet werden. Gleichgültigkeit lässt sich auch lernen. Menschen, die Tiere regelmäßig töten oder ihnen Leid zufügen, stehen dieser Erfahrung mit der Zeit unempfindlicher gegenüber. Insgesamt betrachtet, ist es schwieriger die Distanz aufrechtzuerhalten, je näher dem Tier gestanden wird. Aristoteles Vorstellung einer natürlichen Hierarchie zwischen Mensch und Tier und die Ansicht Descartes²⁴, dass Tiere Automaten gleichen, waren beides Mythen, die den Prozess der Distanzierung unterstützten, indem sie zwischen Mensch und Tier einen Unterschied schufen.

Gleichgültigkeit wird zudem durch das Aufkommen der modernen Produktionsmethoden erleichtert. Das einzelne Tier verliert sein Gesicht und verschwindet in der Masse vieler. Der technologische Fortschritt hat dazu geführt, dass die physische Trennung zwischen Mensch und Tier immer größer wurde und wird. In einem intensiven System wird heute vieles in der Betreuung und Fütterung der Tiere maschinell erledigt. Wenn der Besitzer/die Besitzerin es so will, dann kann der Kontakt zum Tier auf ein Minimum reduziert werden. Bei einem solchen Distanzierungsgrad wird es dem Halter/der Halterin leichter gemacht, in dem einzelnen Tier eine bloße Zahl, eine Produktionseinheit zu sehen. Natürlich trifft dies nicht auf alle Bauern und Bäuerinnen zu. Es gibt auch solche, die ganz bewusst einen anderen Weg gehen wollen. Dennoch ist die Gleichgültigkeit als Mittel der Distanzierung eine bedeutende Begleiterscheinung in der Intensivhaltung von Tieren.

²³Shickltanz (2006:9) hält dazu fest, dass ambivalenten Gefühlen, die durch die Tötung eines Tieres entstehen, je nach Kultur und Religion, mit unterschiedlichen Ritualen begegnet wird. Rudolph (1972) benennt solche Rituale mit dem Ausdruck „Entlastungshandlungen“. Im Judentum und Islam beispielsweise wird Gott, für die Erlaubnis das Tier zu töten, gedankt. Bei der Schächtung werden nach muslimischem Glauben die Worte „*bi-smi llah*“ (dt. wörtlich: im Namen Gottes) gesprochen und gelegentlich mit dem Zusatz „*Allahu akbar*“ (dt. wörtlich: Gott ist sehr groß) versehen (Fartacek 2003:189).

In anderen Kulturen entschuldigt beziehungsweise bedankt sich der Mensch direkt beim getöteten Tier oder bringt ihm ein Opfer dar.

²⁴Eine nicht unmaßgebliche Rolle in der Bewertung der landwirtschaftlichen Tiere spielen die grundlegenden abendländischen Denkstrukturen und die dazugehörigen Auffassungen über Recht und Moral. Descartes (1596-1650) Einfluss ist dabei maßgebend. Seine Sichtweise, dass das Tier einem seelenlosen Wesen gleiche und nicht dazu fähig sei, Schmerz zu erleben, führte dazu, dass das Tier als Maschine verstanden und behandelt werden konnte. Descartes gesteht nur dem Menschen eine Seele und Lebendigkeit zu. Pflanzen und Tiere sind für ihn Apparate, die Natur an sich bloße, geistlose Materie. Diesem mechanistischen Weltbild folgend wird die Natur nur unter dem Gesichtspunkt der Produktion gesehen (Kölsch 1990:11f). Diese Betrachtungsweise wird ihrerseits dadurch möglich, dass sie in Übereinstimmung mit der traditionellen Auffassung des jüdisch-christlichen Weltbildes steht, dem Menschen sei es erlaubt als Krone der Schöpfung die anderen Lebewesen der Schöpfung für seine Zwecke zu nutzen. Dies ist ein einflussreicher Gedanke, der seinen Teil dazu beigetragen hat, Tiere ausschließlich als Ressource zu verstehen und zu behandeln (Röcklinsberg 2001:14f).

2. *Verstecken/Verbergen*: Nach dem Prinzip „was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß“ ist das Verstecken eine natürliche Ergänzung der Gleichgültigkeit. Diese Distanzierungsmethode ist charakteristisch und fundamental im gesamten Bereich der Nutztierhaltung. Schweine, Rinder und Hühner werden in modernen Intensivsystemen in anonym aussehenden Gebäuden untergebracht, die eher an Hallen als an Ställe erinnern und in die von außen in der Regel kein Einblick gewährt wird. Dieser ist auch in den meisten Fällen nicht erwünscht. Wenn die Tiere erst einmal in den Ställen sind, dann sind sie für die Mehrzahl der Menschen aus dem Blickfeld und somit auch dem Bewusstsein entzogen. Auch die Schlachthöfe werden seit dem Mittelalter möglichst weit weg von der Öffentlichkeit errichtet. Menschen wollen nicht daran erinnert werden, dass hier jeden Tag Tiere in großer Zahl getötet werden.
Die Anzahl der Tiere kann auch ein Hilfsmittel sein, um zu „verstecken“. Auf einem kleinen Betrieb mit ein paar Tieren, ist es wahrscheinlich, dass der Bauer und die Bäuerin, ob sie nun wollen oder nicht, jedes einzelne Tier kennen. Bei einer Produktion im großen Stil, wo viele Tiere, die oberflächlich betrachtet, alle gleich aussehen, in den Ställen leben, wird die individuelle Identifizierung schwieriger. Persönliche Beziehungen sind unter solchen Bedingungen und aus Zeitmangel kaum vorstellbar.

3. *Abwälzen der Schuld/Verantwortung*: Arbeitsteilung stellt eine gute Möglichkeit dar, um die Schuld abzuwälzen oder aufzuteilen. Dies kann schon in einer geschlechterspezifischen Arbeitsteilung ihren Ausdruck finden, in der beispielsweise die Bäuerin mit der Aufzucht und Pflege der Tiere befasst ist, der Mann hingegen für das Schlachten zuständig ist. Aber es gibt auch eine Arbeitsteilung in größerem Ausmaß: ein Bauer/eine Bäuerin spezialisiert sich auf die Aufzucht und „Ferkelproduktion“, ein anderer Betrieb übernimmt die Ferkel und mästet sie zur Schlachtreife. Eine dritte Person transportiert sie zum Schlachthof und ein anderer Mensch, der das Tier vorher noch nie gesehen hat, tötet und zerlegt es. In gewissem Sinne könnte man sagen, dass alle Beteiligten Schuld tragen, aber keiner muss die volle Last der Verantwortung auf sich nehmen.
Die Verantwortung kann jedoch auch auf Personen, wie KonsumentInnen oder PolitikerInnen, die außerhalb des bäuerlichen Systems stehen, delegiert werden (vgl. Kapitel 4.18).

4. *Falsche Darstellung*: Handlungen werden für den Menschen leichter erträglich, wenn er der Meinung ist, dass das Tier es verdient schlecht behandelt oder getötet zu werden. Das Tier wird zur Projektionsfläche von Eigenschaften, die eine solche Behandlung rechtfertigen. Zum Beispiel die Vorstellung, dass das „schmutzige“ Schwein es verdient zu sterben, würde in diese Kategorie fallen.
Ein anderes Beispiel liefern die Verpackungen von Fleisch, Eiern und Milch. Auch hier wird falsche Darstellung betrieben: das Freilandhuhn in der Wiese suggeriert der Käuferschaft, dass es ein glückliches Leben führt. Ebenso die Kuh, die auf der Alm grasst oder das Schwein, das im Stroh herumtollt. Te Velde (2002:215) meint dazu, dass beide Seiten von den produzierten Images profitieren. Einerseits der Bauer/die Bäuerin, weil er/sie dadurch in seinem/ihrem Tun unbehelligt bleibt und sich keinen unangenehmen Fragen von Seiten der Öffentlichkeit stellen muss. Andererseits der uninformierte Konsument/die uninformierte Konsumentin, weil er/sie sich der Illusion hingibt, dass die konsumierten Produkte von glücklichen Tieren stammen. Die Wahrscheinlichkeit sich eventuell mit ambivalenten Gefühlen auseinandersetzen zu müssen, wird so von vornherein, auf ein Minimum reduziert.

Es kann festgehalten werden, dass Menschen mit verschiedenen Methoden der Schuldverdrängung operieren. Als „räuberische Spezies“ ist der Mensch anscheinend unausweichlich mit einem moralischen Dilemma konfrontiert. Das hoch entwickelte soziale menschliche Bewusstsein ermöglicht es, Tiere zu verstehen, sich in sie einzufühlen und enge Beziehungen aufzubauen. Es kommt jedoch zu unangenehmen

Widersprüchen, wenn der Sinn der Haltung von Tieren darin besteht, dass die Tiere am Ende geschlachtet werden. „Deshalb haben wir einen künstlichen Schirm aus Lügen, Mythen und verzerrten und verschleiern den Darstellungen entwickelt, dessen einziger Zweck darin besteht, den Konflikt zwischen wirtschaftlichem Eigeninteresse einerseits und Mitgefühl und Zuneigung andererseits zu überbrücken oder gar nicht erst entstehen zu lassen“ (Serpell 210:210).

3.4.3 Der Agrarstrukturwandel und seine Folgen für die Landwirtschaft

„Von den Vorgängen des Strukturwandels und seinen Folgen individuell und passiv betroffen zu sein, ist eine gravierende Erfahrung der Bauern.“ (Koch 1979:228)

Moderne Produktionsmethoden haben die volkswirtschaftliche Stellung der Landwirtschaft und den Naturhaushalt in wenigen Jahrzehnten von Grund auf verändert. Der moderne landwirtschaftliche Betrieb von heute ist mit dem Bauernhof der beginnenden 50iger Jahren kaum noch zu vergleichen. Innerhalb von drei bis vier Jahrzehnten sind in der Landwirtschaft größere Veränderungen eingetreten als vorher in Jahrhunderten.

Die Entwicklung der Landwirtschaft war in den letzten Jahrzehnten weltweit durch Modernisierungsmaßnahmen, Technisierung und Intensivierung der Produktion, Rationalisierung der Betriebsführung sowie Anpassung an städtisch-industrielle Lebensstile geprägt (Pongratz 1991:235). Die damit einhergehenden Veränderungen betrafen nicht nur Bewirtschaftungsformen und Produktionsmengen, Anbauverfahren und Tierhaltung, sondern auch Landschaft, Umwelt und das gesamte Sozialgefüge des ländlichen Raumes (Priebe 1997:32).

Bach (1995:1ff) beschreibt die voranschreitende Entwicklung als eine „Industrialisierung der Agrarkultur“. Industrialisierung lässt sich durch Standardisierung, Massenproduktion und Spezialisierung charakterisieren.

Die von einer Agrarkultur geprägte Form der Landwirtschaft weicht, um Platz für eine, seit dem 2. Weltkrieg forcierte, industrialisierte Agrarproduktion zu schaffen. Bodenstedt (2003:95) unterscheidet in diesem Zusammenhang drei Phasen nach der Beendigung des 2. Weltkrieges: Die Phase des Wiederaufbaus (1945-1960): in der Nachkriegszeit hatte die Stabilisierung der Ernährungslage oberste Priorität. Die Sicherung der Landwirtschaft und der in ihr tätigen Menschen waren wesentlich. Bereits zu dieser Zeit setzen sich Mechanisierung und der Einsatz von Mineraldünger auch in kleineren Betrieben durch.

Die Phase des Agrarstrukturwandels (~1960 bis 1980): Durch verstärkte Mechanisierung wird versucht den primären Sektor, seine Einkommensbasis und die nationale Selbstversorgerfunktion zu festigen und zu sichern. Produktivitätssteigerung führt bereits zu zeitweiligen Überschuss-Problemen bei Butter, Milch und Fleisch. Unrentable Kleinbetriebe werden aufgegeben und die vormaligen Bauern und Bäuerinnen wechseln in einen anderen Berufsstand.

Die Phase der Globalisierung (1980 bis Gegenwart): Betriebsaufgaben und das Ausscheiden aus dem Bauernstand setzen sich fort. „Wachsen oder weichen“ beschreibt den Zustand des „Immer-größer-werdens“ der landwirtschaftlichen Betriebe bei gleichzeitiger Aufgabe vieler Kleinbetriebe. Dieser Trend wird verstärkt durch die Einbindung in den europäischen Markt und den freien Weltmarkt. Zunehmend werden die zuvor unbedachten Konsequenzen des Agrarstrukturwandels, wie Artenrückgang und Umweltbelastung, wahrgenommen und diskutiert.

Bohler und Hildenbrand (1990:73) sehen die Phase der Agrarindustrialisierung durch folgende Merkmale gekennzeichnet: „1. Der weitere Rückgang an Arbeitskräften zwang zu erhöhten Anstrengungen in der Technisierung des Produktionsapparates. Da dies nur unter Einsatz von Fremdenergie ging, hat die Landwirtschaft damit strenggenommen [sic!] ihren Status als Primärproduktion verloren. 2. Industrialisierung der Agrarproduktion bedeutet natürlich im Kern Unterwerfung unter die formal rationalen Gesetze der Kapitalwirtschaft. Der größere Kapitaleinsatz rentiert sich nur bei größeren

Betriebseinheiten mit einem angemessenen Auslastungsgrad des Produktionsapparats. 3. Industrialisierung bedeutet weiter chemisch-technische Naturbeherrschung. Das oben angeführte Gleichgewicht von Natur- und Menschenbeherrschung geht verloren. Die Zurichtung der Natur für den neuen maschinellen Produktionsapparat ist ein äußerliches, aber besonders anschauliches Moment dieser Entwicklung. 4. Mit der Expansion gemäß der Logik des Kapitals und der technischen Möglichkeiten wird die Agrarproduktion zu einem Teil bodenunabhängig. Damit verdrängt endgültig das formale ökonomische Rationalisierungsprinzip das materiale der Produktion in und mit der Natur.“

Ohne Zweifel hat der technische Fortschritt in der Landwirtschaft zu einer enormen Arbeitserleichterung geführt, die Produktionsergebnisse verbessert und somit die Ernährungssicherheit einer wachsenden Bevölkerung gesichert. Es wäre daher falsch, in agrarromantische Verklärung vergangener Zeiten zu verfallen. Vielmehr geht es darum, die Folgen der Industrialisierung aufzuzeigen und kritisch zu hinterfragen.

Bodenstedt (2003:98) spricht von „unerwünschten“ Folgen im Gefolge der landwirtschaftlichen Industrialisierung und nennt als solche:

- die Produktion übersteigt den aggregierten Bedarf
- Überschüsse machen teure Lagerhaltung nötig
- landwirtschaftliche Arbeitskraft und Nutzflächen werden ausgegliedert
- landwirtschaftliche Betriebe werden aufgegeben
- immer mehr Nebenerwerbsbetriebe entstehen und unterliegen meist hohen psychischen, finanziellen und zeitlichen Belastungen
- der durchschnittliche Lebensstandard der Bauern und Bäuerinnen sinkt beziehungsweise stagniert

Als weitere Folgen der Industrialisierung führt Bodenstedt (2003:132f) an: eine ständige Steigerung der Intensivkultur, der Maschinisierung und Automatisierung, der Chemisierung, des Einflusses agrarindustrieller Großkonzerne und die Verschiebung des Betriebsgrößen-Spektrums zu Grossbetrieben.

Um moderne Techniken wirtschaftlich einzusetzen, kam und kommt es zu einer Spezialisierung der Betriebe. Die Landwirtschaft entfernt sich weitgehend von dem traditionellen Grundsatz des organischen Betriebskreislaufes, der auf einem Ausgleich und Zusammenspiel von Pflanzenbau und Tierhaltung beruht. Viehlose Betriebe mit einem hohen Anteil an Getreideanbau in Monokultur und intensive Tierhaltung, die von einer eigenen Bodenproduktion großteils unabhängig ist, kennzeichnen die Extreme (Pribe 1985:55ff).

Hinsichtlich ihres Naturverständnisses laufen die LandwirtInnen Gefahr, durch die von Wirtschaft und Politik angestrebte Industrialisierung der Produktionsweise, die Beziehung zu Boden und Tieren zu verlieren. Die Natur wird zu einem bloßen Produktionsmittel, sie wird instrumentalisiert (Kölsch 1990:180). Landwirtschaft ist jedoch immer auf die Reproduktion der Natur angewiesen. Dennoch wirkt auch hier das Weltbild der Moderne, das die Bauern und Bäuerinnen anhält, ihre Betriebe nach den Kriterien der Zweckrationalität zu spezialisieren, rationalisieren, industrialisieren und zu vergrößern, um die eigene Existenz zu erhalten. Es kommt daher zu einem Widerspruch zwischen Fortschrittsideologie und nachhaltigem Wirtschaften, der in der Spezifität landwirtschaftlichen Tuns begründet ist (Goldberg 2003:24).

Die Industrialisierung hat nach Hartenstein (1997:11ff) ein wichtiges Charakteristikum von Landwirtschaft unbeachtet gelassen, nämlich jenes, dass die Produktionsbasis der Landwirtschaft die Natur selbst ist. Hierin liegt seiner Meinung nach ihre Chance, aber auch ihre Grenze.

Der Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur, in dessen Verlauf sich der Mensch, die Gesellschaft als auch die Natur verändern, unterscheidet sich nach Kölsch in der landwirtschaftlichen Produktion von der industriellen Produktion. Denn, „zum einen eignet sich der Landwirt direkt die Natur an, indem er den durch die Arbeit seiner Väter geschaffenen Boden direkt bestellt. Er erlebt den ganzen Produktionsprozess von der

lebensgeschichtlichen Situation in seiner Arbeit. Die Natur ist für den Landwirt noch direkt und ganzheitlich erfahrbar. Er ist in seiner Arbeit von der Witterung und der Jahreszeit abhängig und kann seinen Produktionsprozess nur teilweise selbst steuern. Er arbeitet in und mit der lebendigen Natur und muss sich den Lebensprozessen der Pflanzen und Haustiere anpassen. In der Beherrschung und Ausbeutung der Natur sind dem Landwirt also erfahrbare Grenzen gesetzt, die ein Industriearbeiter nicht kennt“ (Kölsch 1989:181f).

Ähnlich äußert sich Goldberg (2003:15), die als Unterscheidungskriterium zwischen bäuerlichem Familienbetrieb und industriellem Unternehmen ebenfalls auf die Abhängigkeit des Bauern/der Bäuerin von der Natur zu sprechen kommt.

Bauern und Bäuerinnen sind sich meist bewusst, dass der Erfolg ihrer Arbeit nur bedingt kalkulierbar ist, weil viele Faktoren, die mit ein spielen, außerhalb der Einflusskraft des Menschen stehen. Wer in der Natur und mit ihr arbeitet, ist sich der prinzipiellen Abhängigkeit bewusst. Francis Bacon tätigte hierzu den Ausspruch: „Wer die Natur beherrschen will, muss ihr gehorchen.“ Die Natur lässt sich nicht völlig kontrollieren oder beeinflussen, daher ist eine gewisse Passivität oder abwartende Haltung dem natürlichen Geschehen gegenüber ein Charakteristikum der in der Landwirtschaft tätigen Menschen.

Längerfristig ist es nur möglich mit der Natur zu arbeiten, und nicht gegen sie. Solch ein Verständnis akzeptiert die notwendigen Wachstumsphasen und Wachstumsbedingungen von Pflanzen und Tieren und das Ineinandergreifen aller Naturvorgänge. Das Denken ist hier in langen Zeiträumen angelegt.

Obwohl alle Bauern und Bäuerinnen mit der Natur arbeiten, wäre es jedoch eine Illusion, zu glauben, dass alle Bauern/Bäuerinnen einen ökologischen Umgang mit der Natur pflegen. Jedoch sieht Pongratz (1992:259) in der Naturerfahrung der Landwirtin/des Landwirts einen wichtigen Anknüpfungspunkt für ökologisches Bewusstsein, denn wie kein anderer Beruf bietet die Arbeit des Bauern/der Bäuerin die Möglichkeit, Erfahrungen im Umgang mit der Natur zu sammeln.

Hartenstein (1997:12) erkennt analog dazu 3 Negativmerkmale im Entwicklungsmodell der modernen Industriegesellschaft:

- eine extreme Naturferne, die mit einer oftmaligen Leugnung der Naturgesetze einhergeht
- der Irrglaube, dass alles Technische machbar sei und dem Menschen die Güter der Erde uneingeschränkt zur Verfügung stünden
- eine Verschwendungsmentalität, die von einem Großteil der Menschen nicht reflektiert wird und die sich in der Nichtanerkennung der Begrenztheit der natürlichen Ressourcen widerspiegelt.

Die Agrarpolitik²⁵ spielt bei diesen Entwicklungen und bei der Konstitution der Lebensform Landwirtschaft eine entscheidende Rolle. „Durch ihren großen Einfluss auf die Erzeugerpreise und die Produktionskosten und durch Subventionen steuert sie die Wirtschaftlichkeit der landwirtschaftlichen Arbeit. Die Abhängigkeit der Landwirtschaft von der Politik ist aber nicht nur rein ökonomisch begründet, sondern auch die soziale Integration der Lebensform in die Industriegesellschaft muß [sic!] immer über Politik vermittelt werden“ (Kölsch 1990:123).

Diverse AutorInnen, wie Pribe, kritisieren den von PolitikerInnen²⁶ eingeschlagenen Weg der Agrarpolitik schon seit einigen Jahren. Erschwerend kommt hinzu, dass die AgrarpolitikerInnen genau genommen drei recht heterogene Interessensgruppen zu vertreten haben: die Interessen der Bauern und Bäuerinnen gegenüber den VerbraucherInnen und der Lebensmittelindustrie, die Interessen der eigenen nationalen

²⁵Für einen geschichtlichen Überblick zur Agrarpolitik in Österreich sei auf Bruckmüller (1985) verwiesen.

²⁶„Unsere Bäuerinnen und Bauern sind die Unternehmer der Zukunft“ (Blick ins Land, 11/2007, S.13). Die Wortwahl des damaligen österreichischen Landwirtschaftsministers Josef Pröll ist bezeichnend. Haben wir es mit Bauern und Bäuerinnen zu tun oder sind aus diesen bereits UnternehmerInnen geworden? Es verwundert angesichts dessen nicht, dass sich die heutigen Bauern und Bäuerinnen in der Frage ihres Selbstverständnisses mit dem Identitätsproblem „Bauer/Bäuerin oder Unternehmer/Unternehmerin oder beides in einer Person“ beschäftigen.

Landwirtschaft gegenüber anderen nationalen Landwirtschaften und die Interessen der „Großbauern“ gegenüber der Klein- und Mittelbetriebe und umgekehrt (Bodenstedt 2003:101). Denn *die* Landwirtschaft gibt es so nicht. Vielmehr setzt sie sich aus völlig unterschiedlichen sozialen Schichten zusammen: von wohlhabenden GroßgrundbesitzerInnen und EigentümerInnen großer Waldflächen bis zu Kleinbauern/Kleinbäuerinnen in ungünstigen Gebirgslagen über „Hobbybauern und -bäuerinnen“, die Landflächen in ihrer Freizeit bewirtschaften.

Der sozioökonomische Wandel im Agrarsektor hat seit dem 2. Weltkrieg zu einer Disparität zwischen den landwirtschaftlichen Klein- und Mittelbetrieben einerseits und den größeren Höfen andererseits geführt. Die bäuerliche Bevölkerung hat sich zunehmend differenziert. Das Phänomen der Arbeiter-Bauern-Betriebe („Proletarisierung“) fällt auch unter diese Entwicklung. Dieses ist durch Menschen gekennzeichnet, die sich über den Verkauf ihrer Arbeitskraft außerhalb des Hofes, ein zusätzliches Einkommen generieren, da sie die Landwirtschaft alleine nicht erhalten könnten. Bei diesen Betrieben ist eine große Wahrscheinlichkeit gegeben, dass sie bei Generationswechsel ganz aufgegeben werden. So bestehen innerhalb der Landwirtschaft große Extreme in den Einkommens- und Lebensverhältnissen und dementsprechend auch verschiedene agrarpolitische Interessen. Auch die Zukunft der Landwirtschaft muss auf drei Ebenen betrachtet werden: der nationalen, der über-nationalen-regionalen (europäischen) und der globalen Ebene (Bodenstedt 2003:148).

Hartenstein und Priebe (1997:187) vertreten die Meinung, dass die Rahmenbedingungen in der vormals europäischen Gemeinschaft (EG) und jetzigen Europäischen Union (EU), so gesetzt werden, dass die Bauern und Bäuerinnen faktisch gezwungen werden,

- zu immer mehr Rationalisierung und Spezialisierung, um die Produktionskosten niedrig zu halten,
- zur ständigen Vergrößerung der Betriebe und zur Erhöhung der Produktionsmengen,
- zur Konzentration der Produktion auf immer weniger, dafür immer größere Betriebe,
- und zum Einsatz produktionssteigernder Betriebsmittel wie Mineraldünger, Spritzmittel, die wiederum Grundwasser, Böden und Artenvielfalt bedrohen.

Den Bauern und Bäuerinnen stehen unter den Bedingungen der fortschreitenden Industrialisierung und Modernisierung nach Bodenstedt (2003:207) drei Möglichkeiten offen. Sie können erstens zum (kapitalistischen) Unternehmen werden („wachsen“), oder zweitens aufgeben („weichen“) und zur (proletarischen) ArbeitnehmerInnenexistenz übergehen oder drittens versuchen, eine kleine Warenproduktion beizubehalten und somit implizit in eine Form von „Widerstand“ treten. Wie Kapitel 4.21 zeigen wird, bringen die besuchten Bauern und Bäuerinnen ebendiese Strategien selbst zum Ausdruck.

Wonneberger (1995:49) ist der Auffassung, dass die Modernisierung in eine Krise geraten ist. Die negativen Folgen der gesamtgesellschaftlichen Modernisierungsprozesse, wie zum Beispiel ökologische Belastungen, werden zunehmend hinterfragt und thematisiert. Auch vor der Landwirtschaft hat diese Diskussion nicht halt gemacht und kritischen LandwirtInnen und KonsumentInnen neue Wege geöffnet. Manche Bauern und Bäuerinnen sehen in der Zuwendung zum biologischen Anbau eine Antwort auf das entstandene Unbehagen. „Theoretisch kann man aus der ökonomischen Entwicklung ableiten, daß [sic!] ökologische oder bäuerliche Landwirtschaft in Mitteleuropa langfristig gesehen auch ökonomisch die meisten Chancen hat“ (Wonneberger 1995:45).

Die ständig geforderte „Leistungsfähigkeit“ der Landwirtschaft wird oft auf Produktionssteigerung, Vergrößerung der Betriebe und Rationalisierung reduziert. Solch ein Verständnis missachtet jedoch die bereits besprochene Multifunktionalität der Landwirtschaft. Denn die Landwirtschaft hat nicht nur wirtschaftliche Aufgaben, sondern

ihre Leistungen in der Gestaltung des Lebensraumes, in der Pflege von Umwelt und Naturgütern, in der Sicherung der Bodenqualität und des Wasserhaushaltes und im Gesundheitswert der Nahrungsmittel, verdienen nicht geringere Beachtung. Die letztgenannten Aufgabenbereiche der Landwirtschaft lassen sich unter dem Begriff „ökologische Wertschöpfung“ zusammenfassen. Hartmann und Priebe (1997:189) vertreten in diesem Zusammenhang die Ansicht, dass eine Neudefinition des Leistungsbegriffes in der Landwirtschaft beide Wertschöpfungen – eine ökonomische und eine ökologische – bei gleichrangiger Behandlung, beinhalten sollte. Die zukünftige Entwicklung der Landwirtschaft wird davon abhängen, ob es gelingt, die Einkommenspolitik mehr als bisher an den unterschiedlichen Produktionsbedingungen und den unterschiedlichen Leistungen der Betriebe für Umwelt und Natur zu orientieren (Priebe 1985:204).

Die Allgemeinheit erwartet ebendieses von der modernen Landwirtschaft: dass sie die Nahrungsmittelversorgung, aber auch gleichzeitig den Naturhaushalt sichert. Ein ökologisches und wirtschaftliches Gleichgewicht ist das Ziel. Die LandwirtInnen sind somit nicht nur LebensmittelproduzentInnen, sondern auch NaturgestalterInnen, oder anders formuliert „NaturschützerInnen“. In dieser Situation muss für die zukünftige Agrarpolitik die Frage gestellt werden: *Was erwartet die Gesellschaft von der Landwirtschaft? Welche Betriebs- und Produktionsformen können diese Erwartungen optimal erfüllen? Und welche agrarpolitischen Maßnahmen und Mittel sind geeignet, um die Bauern und Bäuerinnen für neue Wege zu motivieren?*

Zusammenfassend für dieses Kapitel lässt sich sagen, dass den Bäuerinnen und Bauern in den westlichen Industriegesellschaften seit Ende des Zweiten Weltkrieges weitgehende Anpassungen auferlegt worden sind. Keinem anderen Berufsstand sind binnen weniger Jahrzehnte so viele Wertwandel abverlangt worden (Pevetz 1999:82). Unter dem Einfluss des Modernisierungs-Modells und der Forderung dieses auf jeden Fall umzusetzen, ist die Landwirtschaft den marktwirtschaftlichen Regeln des freien Handels unterworfen worden und seither von Rationalisierungsmechanismen geprägt. Solch eine „modernisierte“ Landwirtschaft ist im Begriff eine „industrialisierte“ Landwirtschaft zu werden. Ohne Zweifel erfüllt sie einige Aufgaben, die unter der Modernisierungsforderung an sie gestellt worden sind: Massenproduktion, Standardisierung, ständige Verfügbarkeit von Lebensmitteln und geringe Preise. Andere Gesichtspunkte lässt sie jedoch außer Acht: unter anderem die genetische Vielfalt oder die Einkommens- und Besitzersicherheit der Bauern und Bäuerinnen. Unbeabsichtigt ist diese Form der Landwirtschaft sogar die Verursacherin von Phänomenen wie Artenrückgang, Bodenerosion und Grundwasserbelastung.

Auch schafft diese Form der Landwirtschaft eigene Bedingungen für eine Beziehung zwischen Mensch und Tier. Welche das sind, wird im kommenden Kapitel thematisiert.

3.4.4 Die Auswirkungen der Modernisierung auf die Mensch-Nutztier-Beziehung

In der modernen Landwirtschaft sind die darin tätigen Menschen angehalten, möglichst kosteneffektiv und effizient zu wirtschaften. Das gilt nicht nur für den Bereich des Ackerbaus, sondern auch für den Bereich der Tierhaltung. Mit dem Wandel vormoderner Tierhaltungsformen hin zu einer industriellen „Tierproduktion“²⁷ veränderte sich auch das individuelle Verhältnis zwischen Mensch und Nutztier (Jürgens 2008:49).

Der Einsatz von fossilen Energieträgern führte zu einer restlosen Substituierung der tierischen Arbeitsleistung. Ochsen wurden beispielsweise durch motorisierte Traktoren, Mähdrescher und andere landwirtschaftliche Maschinen ersetzt. Anfang der fünfziger

²⁷ „Für die tierische Erzeugung hat sich in der Fachwelt schon länger der Begriff Tierproduktion eingebürgert (im Englischen *animal production*). Er wird aber von einigen abgelehnt, da er zu sehr an industrielle Erzeugungsweisen erinnert“ (Hörning 2008:18). Auch mir erscheint der Begriff „Tierproduktion“ nicht passend, daher setze ich ihn unter Anführungszeichen.

Jahre wurde im landwirtschaftlichen Bereich in Deutschland noch mit 1,6 Millionen Pferden, mit Millionen von Rindern und mit nur an die 75 000 Traktoren gearbeitet. Das Verhältnis hatte sich bereits Ende der sechziger Jahre mit 1,2 Millionen Traktoren völlig umgekehrt (Priebe 1985:61). Nicht nur in der Landwirtschaft, auch in anderen Lebensbereichen wurden Last- und Arbeitstiere durch Maschinen ersetzt. Seit wenig mehr als zwei Jahrhunderten fand somit ein schleichender Ausschluss der Tiere aus allen relevanten gesellschaftlichen Bereichen statt. Im Zuge dieser gesellschaftlichen Eliminierung wurden die landwirtschaftlichen Nutztiere auf eine einzige Funktion, welcher noch kein Wild- oder Haustier jemals zuvor in vergleichbarem Ausmaß gerecht werden musste, reduziert: auf die des Massenschlachtviehs. Ein Großteil der Züchtungsinteressen in der Nutztierhaltung konzentrieren sich seither auf ein Ziel: mehr Leistung im Sinne von mehr Fleisch, Milch oder Eiern in möglichst kurzer Zeit (Macho 1997:194).

Die jeweils angewandten Methoden variieren zwar von Spezies zu Spezies, aber das Grundprinzip bleibt das gleiche: Maximierung der Produktivität und Minimierung der Kosten. Diese ursprüngliche Industrieformel gilt auch für die Großzahl der landwirtschaftlichen Betriebe. Serpell veranschaulicht das wiederum anhand des Schweins folgendermaßen:

„Der Schweinezüchter zielt darauf ab, pro Jahr und pro Sau die größtmögliche Anzahl von Jungschweinen zu produzieren, der Mäster will seine Schweine so schnell wie möglich zur Schlachtreife bringen, der Spediteur will die Tiere mit möglichst wenig Verzögerung laden und abliefern, und das Hauptanliegen des Schlachters ist es, die Geschwindigkeit zu steigern, mit der er die Schweine, die auf dem Schlachthof ankommen, töten und zerlegen kann. Und am Ende der Kette steht das Gespenst des gefräßigen Konsumenten, der ausschließlich daran interessiert ist, Fleisch und Speck bester Qualität zu möglichst niedrigen Preisen zu kaufen.“ (1990:21)

Sich diesem Wirtschaftsdenken zu entziehen, ist sehr schwierig, unabhängig davon, ob die LandwirtInnen konventionell oder biologisch wirtschaften. Mit der Wirtschaftlichkeit seines/ihrer Betriebes muss sich heute jeder Bauer/jede Bäuerin intensiv auseinandersetzen, will er/sie auch in Zukunft bestehen und von seinen/ihren landwirtschaftlichen Einkünften leben können.

Modernisierte Landwirtschaft setzt auf Technik, die neue Möglichkeiten schafft. Wobei an dieser Stelle vorweg festgehalten wird, dass wenngleich auf den folgenden Seiten mehrheitlich die negativen Folgen der Modernisierung thematisiert werden, Modernisierung auch viel Positives bedeuten kann. Zum Beispiel wenn unter Modernisierung verstanden wird, einen neuen Stall nach ethologischen Gesichtspunkten zu erbauen. Schattenseiten ergeben sich dann, wenn die Tierbestände Größen erreicht haben, die entweder nicht mehr adäquat durch den Tierhalter/die Tierhalterin betreut werden können, oder wenn durch die Größe des Betriebes, die Funktionalität von der Technik diktiert wird, das heißt das Tier der Technik angepasst wird und nicht umgekehrt die Technik dem Tier (Hoffmann 1998:121).

Moderne Techniken schaffen in jedem Fall neue und eigene Rahmenbedingungen im Umgang mit dem Tier. Sie führen laut Priebe (1985) in der Regel zu einer inneren und äußeren Distanz zu Natur und Tieren. Jürgens (2000:43) merkt dazu an, dass in vielen kritischen Beiträgen zum Thema „moderne Tierhaltung“ der Blick ausschließlich auf das Tier gerichtet wird. Die Auswirkungen der intensiven Produktion oder der Massenproduktion auf das Tier selbst werden immer wieder thematisiert. Die Auswirkungen der modernen Tierhaltung auf die LandwirtInnen und das Verhältnis zu ihren Nutztieren wurden hingegen bisher vernachlässigt.

In der Umsetzung des Modernisierungsprogrammes für die Landwirtschaft unterscheidet Inhetveen (2001) zwischen 2 Phasen, der eher extensiven Phase, die bis zur zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts andauert, und der industriellen Phase, die nach dem 2. Weltkrieg ihren Anfang nimmt. Inhetveen bezeichnet die ihrer Meinung nach überwiegend familienbetrieblich organisierte Form der Landwirtschaft der extensiven

Phase als „bäuerliche Landwirtschaft“ und charakterisiert sie in Anlehnung an Millendorfer (1988:5) als „eine Art kulturelle Grundhaltung, die durch eine – zeitlich – aufwendige – Beziehung zum Lebendigen gekennzeichnet ist.“ Sie stellt jedoch auch fest, dass bereits in dieser Phase die Bedingungen für eine rationelle Landwirtschaft durch agrarsoziale und agrarstrukturelle Reformen geschaffen werden.

Diese „industrielle Landwirtschaft“ wird durch den Nationalsozialismus weiter vorbereitet. Nach dem Automobilfabrikanten Henry Ford, wird sie auch „fordistisch“ genannt. Ihre Merkmale sind Massenproduktion, Massenkonsum und sozialstaatliche Regulationen.

Welche Auswirkungen erkennt Inhetveen (2001:18) für die „Tierproduktion“?

- Mechanisierung und Automatisierung der Arbeit
- arbeitsteilige Zerlegung und Spezialisierung der Produktionsabläufe
- Normierung und Standardisierung der Tiere und der tierischen Produkte
- Massentierhaltung

Fordisierungsprozesse führen dazu, dass gesellschaftliche Bereiche, die sich durch vorindustrielle Produktionsmuster, Sozialformen und Werthaltungen auszeichnen, schrittweise aufgelöst werden. Auch oder gerade die Landwirtschaft ist davon betroffen. Immer schon Nahrungsmittelproduzent, wird sie nun angehalten, billige Rohstoffe massenhaft zu produzieren. Dadurch wird es ermöglicht den menschlichen Konsum von diversen Lebensmitteln, wie Fleisch, zu steigern. Für die KonsumentInnen wirkt sich diese Beschleunigungsprozesse dahingehend positiv aus, als dass billige Nahrungsmittel im Überfluss vorhanden sind, unabhängig von Jahreszeit und Region. Die negativen Seiten dieser Entwicklung werden oft nicht wahrgenommen beziehungsweise nicht reflektiert.

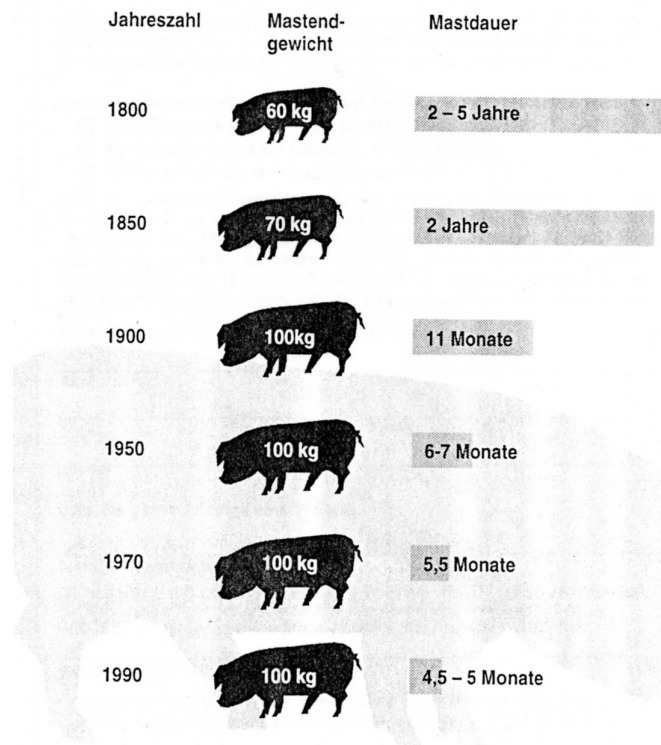
Die Fordisierung der Landwirtschaft führte auch zu einem Strukturwandel in der bäuerlichen Zeit. Die Mechanisierung hat zwar die Arbeit des Bauern und der Bäuerin erheblich erleichtert, sie hat die Arbeitsprozesse jedoch auch in demselben Ausmaß beschleunigt. Zudem ist die Produktion gestiegen. All diese Faktoren führen schlussendlich dazu, dass vielerorts Zeitstress eine Begleiterscheinung der Mechanisierung geworden ist²⁸. Somit stehen nicht nur die Tiere unter dem Druck, ihre Leistung in immer kürzerer Zeit zu erbringen, sondern auch den LandwirtInnen wird immer weniger Zeit für die Betreuung und Versorgung ihrer Tiere zugestanden.

Die Auswirkungen der modernen „Tierproduktion“ auf die Zeitzyklen des Lebens sollen nun kurz behandelt werden (Inhetveen 1995):

- a) Geburt und Tod: In der traditionellen Landwirtschaft hat eine erfolgreiche Geburt in der Regel nicht nur einen ökonomischen Wert, sondern auch einen emotionalen Wert. Frühgeborene und schwächliche Tiere „durchzubringen“ stellt eine große Herausforderung dar, die den damit befassten Menschen am Herzen liegt und auch ihren Ehrgeiz weckt. In der fordistischen „Tierproduktion“ hingegen bleibt für diese Tiere wenig, beziehungsweise keine Zeit. Unter rationellen Gesichtspunkten und dem Kosten-Nutzen-Diktat betrachtet, lohnt sich der Mehraufwand nicht. Diese Jungtiere werden daher gleich aussortiert und getötet. Inhetveen ist hier der Meinung, dass „die *Veralltäglichung des Todes* im modernen bäuerlichen Alltag nicht folgenlos bleiben wird für die Einstellung zum Tier und zur Stallarbeit, und damit vermutlich auch für den Produktionserfolg“ (1995:81).
- b) Von der „Reifezeit zur Produktionsspanne“: Wachstum wird vor allem im Rahmen der Mast zu einem durchkontrollierten, beschleunigten und zeitlich streng

²⁸Nach Meinung Meyer-Mansours (1990:11) prägt die Bewältigung des Modernisierungsdruckes das Selbstverständnis der heutigen Bauern und Bäuerinnen, ihre persönlichen Problemlagen und Zukunftsperspektiven. Der Strukturwandel in der Landwirtschaft hat die Lebens- und Arbeitssituation der Bauern und Bäuerinnen und ihrer Familien verschärft. Spannungs- und Unsicherheitsgefühle für den einzelnen und die gesamte Familie sind die Folge.

reglementierten Vorgang. Wie lange Tiere im Stall stehen dürfen, bis sie schlachtreif sind, ist heute genau kalkuliert und festgelegt. Wachstum soll keine Spuren tierischer Spontaneität oder Eigenzeitlichkeit aufweisen. Vielmehr wird es heute permanent am Standard einer Gewichtszunahme pro Zeitspanne gemessen. Die Zeit des „Reifens“ wird ersetzt durch eine Reproduktionsspanne, deren Dauer optimal an den Markt angepasst sein und somit ständig verringert werden soll. Die Folge ist ein ständiger Wechsel des Bestandes, der nur noch instrumentell-rationale und fragmentiert-beiläufige Beziehungen zulässt. Für menschliche Intuition und Gefühl dem Einzeltier gegenüber bleibt oft keine Zeit.



Grafik 11: Entwicklung der Mastdauer von Schweinen (Quelle: Bartussek (1995), S. 67)

Der Tod tritt in der heutigen Tierhaltung um einiges früher ein als vor ein paar Jahrzehnten. So wurde die Mastdauer von Schweinen in den letzten 100 Jahren mehr als halbiert. Ein mehr an Milch, Fleisch und Eiern vom einzelnen Tier und das in immer kürzerer Zeit, so lautet das einseitige Zuchtziel²⁹ seit mehr als zwei Jahrzehnten. Dieses

²⁹Die Züchtung hat sich am intensivsten bei Geflügel (Mastgeflügel, Legehennen) entwickelt, gefolgt von Schweinen und Milchkühen. Bei den Leghennen, als auch in der Geflügelmast, kam es zu einer erheblichen Leistungssteigerung. Legte ein Huhn im Jahr 1960 noch 213 Eier im Jahr, waren es 2004 schon 318 Stück. Masthühner erreichten 1960 mit zirka 8 Wochen 1,1 kg Lebendgewicht, heute hingegen mit 5,5 Wochen 2,2 Kilogramm. Das heißt das Lebendgewicht hat sich verdoppelt, obwohl sich die Mastdauer erheblich verringert hat. Erreicht wird das durch entsprechende Züchtung und der Fütterung von Kraftfutter. Die hohe Leistung stellt für den tierischen Organismus eine starke Beanspruchung dar, sodass die Abgangsraten in den letzten Jahren angestiegen sind. Hauptabgangsursachen sind Erkrankungen der Legeorgane, Knochenweiche oder Leberverfettung.

Wie in anderen Bereichen der Nutztierhaltung, fand auch im Bereich der Tierzucht eine starke Konzentration und Spezialisierung statt. Beim Geflügel werden ausschließlich, bei Schweinen zunehmend so genannte Hybridherkünfte gehalten. Hochspezialisierte Zuchtunternehmen erstellen innerhalb einer Rasse Inzuchtlinien, die dann durch Probekreuzungen mit Linien anderer Rassen auf ihre Eignung für hohe Leistungen geprüft werden. Bei Masthühnern, Puten und Leghennen existieren weltweit nur noch einige Zuchtunternehmen mit wenigen Herkünften. Bei Leghennen sind beispielsweise de facto nur noch zwei Unternehmen tätig.

Ein Nachteil der Hybridzucht ist in der Abhängigkeit von den Zuchtfirmen zu sehen. Die Tiere müssen von den LandwirtInnen nämlich ständig zugekauft werden. Würde sie sie selbst weiterverehren, würden sich die

Ziel wurde erreicht und hat zu einer Leistungssteigerung pro Zeiteinheit geführt. Die Kehrseite dieses züchterischen „Erfolges“ liegt jedoch in einem starken Rückgang der Nutzungsdauer und in einer erhöhten Krankheitsanfälligkeit (Idel 1997:117)³⁰.

- c) Das Alte und das Neue: Die moderne Landwirtschaft ist vor allem gekennzeichnet durch eine Kultur des Jungen, des Neuen und des unaufhörlich dynamischen Wandels. Die schnelleren Leistungszunahmen stehen in einem direkten Zusammenhang mit einem starken Rückgang der Lebenszeit. Daraus resultiert, dass in den Ställen im Grunde keine alten Tiere mehr stehen, wobei die Wahrnehmung, wann ein Tier als „alt“ eingestuft wird, sich ebenfalls verändert hat. Altes erbringt nicht mehr die gewünschte Leistung und wird aussortiert beziehungsweise ausgegrenzt. Stand eine Milchkuh vor 2 Jahrzehnten noch bis zu 15 Jahren im Stall, so macht sie das heute bis zum Alter von 8 Jahren (Schneider 1995:10).
- d) Reproduktion und Fruchtbarkeit: Im modernen Betrieb sind Geburt und Fruchtbarkeit einem strengen Reglement und Zeitregime unterworfen. Den Überblick über die zahlreichen Daten der einzelnen Tiere und die einzuhaltenden Zyklen verschafft sich der Bauer/die Bäuerin heute vorwiegend über den Computer. Dieser weiß, wann die Sau aufnahmefähig ist und zum Eber getrieben oder künstlich befruchtet werden muss. Die Sau, die beim zweiten oder dritten Mal nicht aufnimmt, wird ausgeschieden.
- e) Massenproduktion, Massenkonsum und „Massenmord“: In der modernen Landwirtschaft gewinnen der Tod und das Töten eine neue Dimension. Analog zu Massenkonsum und Massenproduktion kommt es zu automatisierten Massentötungen in eigens dafür errichteten Schlachthöfen.

Neben den direkten Eingriffen in Lebens- und Reifezeiten der Tiere schafft das industrielle Haltungssystem zudem in vielen Fällen eine Umgebung, in der es den Tieren unmöglich gemacht wird, ihr natürliches Verhalten auszuleben. Die Intensivierung beschränkt somit den Lebensraum und Lebensweise der Tiere erheblich (Bartussek 1995:68).

Es stellt sich folglich die Frage, welche Auswirkungen diese Entwicklungen auf die Mensch-Tier-Beziehung haben. Ich beziehe mich in Folge weiterhin auf Inhetveen (2001):

1. Entleiblichung und Entsinnlichung des Mensch-Tier Kontaktes: Die Tierhaltung vergangener Jahrhunderte war wenig technisiert und war somit hauptsächlich durch Handarbeit charakterisiert. Ein großer Teil der früher menschlichen Arbeit am Tier wird heute von Maschinen und Apparaten (z.B. Melkmaschine) durchgeführt. Die soziale Resonanz wird durch technische Resonanz ersetzt. Das Produktionstempo verkürzt alltägliche Begegnungen zwischen Mensch und Tier und reduziert den Körperkontakt zu den Tieren auf ein Minimum. Dies führt zu einer räumlichen Distanz. Idel kommentiert diese Entwicklungen mit folgenden Worten: „Durch die zunehmend technisierte und industrialisierte Form der Ausnutzung tierischer Leistungen ist der Blick der Tierhalter und Tierhalterinnen

Nachkommen unkontrolliert in Ausgangslinien aufspalten, die keine heterogene Leistung aufweisen (Hörning 2008:39ff).

Der Milchleistungskontrolle waren 2007 in Österreich 72,1 Prozent, das heißt 24.523 Betriebe mit 378.038 Milchkühen, angeschlossen. Die Milchleistung stieg in den letzten Jahren kontinuierlich an und lag 2007 bei 6.789 Kilogramm pro Kuh (Grüner Bericht 2008). 1954 lag sie noch bei 3.020 Kilogramm Milch pro Kuh (ZAR 2008:45). Die Zucht auf hohe Milchleistung hat zu einer erheblichen Abnahme der Nutzungsdauer geführt. Kühe werden in Österreich heute im Durchschnitt 7 Jahre alt. Darüber hinaus nehmen Unfruchtbarkeit, Euterentzündungen und Klauenerkrankungen heute bereits die Hälfte der Abgangsursachen ein. Deren Anteile sind in den letzten Jahrzehnten stetig gestiegen. Viele AutorInnen sprechen daher von leistungsbedingten Gesundheitsstörungen (Hörning 2008:34).

³⁰Einige Bauern und Bäuerinnen wenden sich mittlerweile von diesem Paradigma der „Höchstleistung“ ab und züchten vielmehr auf „Lebensleistung“. Das heißt, nicht Höchstleistung über kurze Zeit wird als Zuchtziel angesehen, sondern eine gute Leistung in Verbindung mit einer langen Nutzungsdauer wird angestrebt.

auf die Bedürfnisse des einzelnen Tieres verstellt und wird bestenfalls freigegeben, wenn etwas nicht funktioniert“ (2001:34).

2. Fragmentierung der gemeinsamen Zeit: Die Zeit, die sich ein Tier auf dem Hof aufhält, ist stark reduziert. Ziel ist eine möglichst kurze Umschlagsdauer der Produktion. Längerfristige oder sogar lebenslange Beziehungen zum Nutztier werden daher beinahe unmöglich. Durch die Zerlegung der Arbeitsprozesse werden existenzielle Ereignisse wie Geburt, Krankheit und Tod von Tieren für Landwirte und Landwirtinnen nicht mehr ganzheitlich erfahrbar. Sie finden heute oft an einem anderen Ort statt und werden so unsichtbar für den Bauern und die Bäuerin. Vor zirka 50 Jahren war das noch ganz anders. Damals verbrachte ein Tier nicht selten sein ganzes Leben auf dem Hof, auf dem es zur Welt kam. Natürlich gibt es das auch heute noch, aber besonders im Rahmen der spezialisierten Betriebe ist dies eher zu einer Ausnahme geworden. Inhetveen vergleicht die Tiere am Hof mit „Passagieren“. Die Beziehungen haben somit einen vorübergehenden Charakter (vgl. hierzu Kapitel 4.6 der Empirie).
3. Entsubjektivierung und Entpersonalisierung: Große Tierbestände lassen eine Wahrnehmung des einzelnen Nutztieres in seiner Eigenständigkeit, Spontaneität und Individualität tendenziell weniger bis gar nicht zu. Vielmehr lässt der Umgang mit namenlosen Tieren in großer Zahl und bei ständigem Wechsel die Tiere zwangsläufig zu Objekten werden (vgl. hierzu Kapitel 4.8 der Empirie).
4. Empathieverlust: Durch immer höheren Zeitdruck und dem daraus resultierenden Stress, bleibt wenig Zeit für das einzelne Tier. Dies führt nicht selten zu einem Verlust an Empathiefähigkeit des Menschen gegenüber dem Tier. Es kommt zu einer Art „Abstumpfung“.
5. Adiaphorisierung: Mit einer zunehmenden Arbeitsteilung kommt es häufig zu einer wachsenden Gleichgültigkeit gegenüber dem Tier. Die moralische Verantwortung wird, wie bereits an andere Stelle festgehalten wurde (siehe Kapitel 3.3.2), durch fragmentierte Arbeitsstrukturen verschleiert. Auf den Menschen wirkt sich dies schlussendlich „entlastend“ aus.

Auch Borowski (2007) beschäftigt sich in ihrer Arbeit, ähnlich wie Inhetveen (1995), mit der Dimension der Zeit in der gegenwärtigen Nutztierhaltung. In einer auf Profit ausgerichteten industrialisierten Viehwirtschaft bleibt den Tieren weder Zeit noch Raum zum Leben. Natürliche Eigenzeiten und Rhythmen der Tiere werden nicht eingehalten, sondern analog zu der Auffassung, dass die Zeit eine manipulierbare Ressource ist, wird versucht, die natürlichen Zeiten der Tiere bestmöglich an die Produktionserfordernisse anzupassen. Aus Lebewesen mit Eigenzeiten und individuellen Bedürfnissen werden „Produktionsfaktoren“³¹.

Der Maxime „Zeit-ist-Geld“ folgend, sind alle Wirtschaftsbereiche, auch die Viehwirtschaft durch eine zunehmende Beschleunigung gekennzeichnet. Neben der Verkürzung der Zeitskalen geht es vor allem um eine möglichst umfassende Kontrolle und Loslösung von natürlichen Zeiten, wie etwa in der Fortpflanzung. Das steht im Widerspruch zu den

³¹Held (1995:31) meint hinsichtlich dieser Thematik: „Je mehr wir uns von den Rhythmen entfernen und die den Lebewesen und Dingen inhärenten Zeitskalen ignorieren, desto stärker entfernen wir uns damit zugleich von einer nachhaltigen Wirtschaftsweise.“ Eine aus zeitökologischer Perspektive nachhaltige Tierhaltung zeichnet sich nach Borowski (2007:95f) dadurch aus, dass die eigenen Grundlagen gepflegt werden, um sie auf Dauer zu erhalten und wiederherzustellen. Die Einnahme einer langfristigen Perspektive ist hierbei entscheidend. Die komplexen zeitlichen Zusammenhänge zwischen der Art des Wirtschaftens und den daran Beteiligten (Mensch, Tier, Pflanze, Boden, Wasser, Luft etc.) sollten beachtet und aufeinander abgestimmt werden. Der Kreis der Menschen beinhaltet nicht nur die Bauern und Bäuerinnen, sondern auch die EndverbraucherInnen, die eine nicht unerhebliche Rolle einnehmen. Sie müssen gewillt sein, ihr Konsumverhalten zu verändern und angemessene Lebensmittelpreise zu bezahlen. Ein Wandel hin zu einer nachhaltigen Tierhaltung erscheint nur dann möglich, wenn alle Beteiligten ihre Verantwortung erkennen und wahrnehmen. Anstrengungen und Veränderungen müssen sowohl auf der Ebene der Betriebe als auch im Bereich Konsumverhalten und Ernährung stattfinden. Es wäre somit im Grunde eine prinzipielle Umorientierung des Wirtschafts- und Gesellschaftssystems von Nöten (vgl. auch Kapitel 4.17 und 4.18).

Grundsätzen bäuerlichen Wirtschaftens, das sich seit jeher an den Jahreszeiten und den Reife- und Wachstumsprozessen von Pflanzen und Tieren orientiert. Diese Veränderungen im Zeiterleben der Menschen sind auch deshalb einschneidend, weil Arbeits- und Lebensform im landwirtschaftlichen System eng miteinander verknüpft sind. So haben Veränderungen im Produktionsbereich auch Auswirkungen auf den privaten und familiären Bereich.

Trotz der oben genannten Entwicklungen in der Mensch-Nutztier-Beziehung, stellt Inhetveen (2001) jedoch abschließend fest, dass die Modernisierung der Landwirtschaft die Doppeldeutigkeit der Nutztiere als Wesen und Wert, als verwunderliche Lebewesen und als „Maschinen“, nicht vollständig hat aufheben können. Vielmehr spricht sie von einer erstaunlichen Resistenz vormoderner Dimensionen des Mensch-Nutztier-Verhältnisses in der heutigen modernen Landwirtschaft, teilweise sogar in der industriellen Landwirtschaft. Das heißt, auch in der modernen Landwirtschaft lassen sich Hinweise darauf finden, dass Nutztiere ihren Subjektcharakter noch nicht auf allen Höfen verloren haben. Ohne den empirischen Ergebnissen dieser Arbeit vorgreifen zu wollen, kann Inhetveen in dieser Hinsicht zugestimmt werden.

4 Empirische Ergebnisse

Im folgenden empirischen Teil der Arbeit werden die eigenen Forschungsergebnisse präsentiert. Im Mittelpunkt stehen die subjektiven Einstellungen und Gedanken der besuchten Bäuerinnen und Bauern bezüglich ihrer Beziehung zu ihren landwirtschaftlichen Nutztieren. Auf interpretative Weise wird den Bauern und Bäuerinnen dabei selbst das Wort überlassen.

4.1 Warum überhaupt Tierhaltung und wie die Bäuerinnen/die Bauern zu ihr gekommen sind

Alle besuchten Bauernfamilien sind über das Elternhaus zur Tierhaltung gelangt. Sie haben das, was die Eltern begonnen haben weitergeführt und ausgebaut, oder wie in vereinzelt Fällen, die Tierhaltung am Betrieb wieder aufleben lassen. Aber die Grundvoraussetzungen waren in allen Fällen von Seiten des elterlichen Betriebes bereits vorhanden. Bis auf 2 Gesprächspartnerinnen, die sozusagen "eingeheiratet" haben, kommen alle befragten Bäuerinnen und Bauern aus dem landwirtschaftlichen Bereich und sind bereits seit Kindheit an, mit Tieren am elterlichen Hof aufgewachsen³². Wie die Aussagen von Bauer D und Bauer P verdeutlichen, ist es für viele der Befragten daher in gewissem Sinne eine Selbstverständlichkeit, Tiere zu halten, weil sie als fester Bestandteil des bäuerlichen Gefüges verstanden werden,

„Tiere waren schon immer da, ganz einfach.“ (Bauer P)

„Ich habe den Betrieb übernommen von den Eltern und da waren immer schon die Viecher da. Ganz einfach. Ich bin aufgewachsen mit den Tieren. Aus. Seitdem haben wir Tiere.“ (Bauer D)

weil es von vornherein bestimmt war,

„Im Großen und Ganzen ist mir das eigentlich in die Wiege gelegt worden, sagen wir mal so.“ (Jungbauer A)

weil es als Tradition angesehen wird, die es weiterzuführen gilt,

„Warum? Das ist Tradition.“ (Bauer J)

„Na ja, es war so, dass meine Eltern schon immer Tiere gehalten haben. Wie meine Eltern die Wirtschaft geführt haben, da haben sie Stiermast, Schweinezucht gehabt und die Ferkel sind ausgemästet worden und verkauft worden. Wir haben dann modernisiert und haben zuerst mehr Stiere gehabt, mit dem haben wir dann wieder aufgehört und dann haben wir halt mit der Schweinezucht weitergemacht, dass heißt die Ferkeln werden verkauft. Das heißt, wir haben das von den Eltern her weitergeführt und ausgebaut.“ (Bäuerin K)

„Na ja, die Tierhaltung, das ist einmal vom Brauchtum der Landwirtschaft her, es hat immer Tiere gegeben am Hof,...damit der Hof lebensfähig war.“ (Bäuerin E)

³²Goldberg (2003:949) stellt fest, dass im Gegensatz zu früher in der Gegenwart kaum mehr eine strikte Soziohomogenität der Heiratskreise festzustellen ist. Dies äußert sich darin, dass immer häufiger Frauen aus nicht-bäuerlichem Milieu in Bauernfamilien einheiraten. Die Auswahl der Partner erfolgt zunehmend nach subjektiven Kriterien. Passend dazu die Aussage von Bauer J, für den es keine Voraussetzung war eine Bäuerin oder eine Frau, die sich für Landwirtschaft interessiert, zu heiraten: „Also ich bin nicht der Typ, der was sagt, meine Frau muss auch in den Stall hintere gehen oder muss das machen.“

und weil man damit vertraut ist:

„Warum? Ja, das machen wir gerne, weil wir es kennen.“ (Biobäuerin G)

Für Bauer O war es eine bewusste Entscheidung mit der Tierhaltung weiterzumachen, obwohl seine Eltern damit aufgehört hatten. Nach Beendigung seiner Schulausbildung und als zukünftiger Hofübernehmer nimmt er diesen Betriebszweig wieder auf:

„Ja, meine Eltern haben eigentlich aufgehört mit der Viehhaltung. Und wie ich von der Schule nach Hause gekommen bin, habe ich wieder angefangen.“ (Bauer O)

Bauer R beschließt ebenfalls nach Beendigung seiner Schulausbildung, die Milchviehhaltung am elterlichen Hof intensiver zu gestalten und auszubauen:

„Also bei uns da am Hof..., die Eltern haben an sich mit der Milchviehhaltung angefangen. Und nachdem ich von der Schule heimgekommen bin, das war 87, haben wir gesagt, ja wir werden da ein bisschen intensiver einsteigen in die Milchviehhaltung. Es war ein Grundstock da und mich hat es auch schon immer interessiert. Und da haben wir gesagt, tun wir das ein bisschen ausbauen, das Ganze.“ (Bauer R)

Wenn die Söhne und Töchter ihre Ausbildung abgeschlossen haben, markiert das den Beginn einer neuen Lebensphase, so gesehen, den endgültigen Antritt als Bauer/Bäuerin. Der Jungbauer oder die Jungbäuerin hat sich bis dorthin meist entschieden, ob er/sie das Hoferbe antritt oder nicht. Haben sie bis zu diesem Zeitpunkt zwar in der Landwirtschaft mitgeholfen und waren sie auch fallweise in Entscheidungen mit eingebunden, so werden sie nun oft als gleichwertige Partner angesehen, die die Zukunftsausrichtung des Hofes entscheidend bestimmen.

Dennoch war nicht bei allen Befragten von Anfang an klar, dass sie die Tierhaltung einmal weiterführen werden. Im Fall von Bauer U hat sich die Milchviehhaltung, verbunden mit einem Stallumbau, erst zu einem späteren Lebenszeitpunkt zu einer wahren Leidenschaft entwickelt. Er führt das auf einen Stallumbau von Anbindehaltung³³ zu Laufstallhaltung zurück, der die Arbeitsbedingungen zwischen Mensch und Kuh positiv verändert hat:

„Also gekommen bin ich eigentlich dazu, weil es mein Vater, meine Eltern schon gemacht haben. Ja und das habe ich einfach so weiter rennen lassen. Ich habe es anfänglich ein bisschen widerwillig gemacht, weil ich halt lieber mit dem Traktor gefahren bin und das war natürlich die schönere Aufgabe. Früher, ja? Und irgendwann einmal, ja der springende Punkt war der dann, wie wir den Stall umgebaut haben, von Anbindehaltung auf Freilaufhaltung. Ab dem Punkt habe ich dann mehr, da lernt man sie dann erst richtig kennen. Da merkt man die ausgeprägten, wie soll man sagen, Persönlichkeiten. Eine jede Kuh hat eine eigene Persönlichkeit. Die eine ist ein bisschen scheuer, die andere ist zutraulicher, die nächste ist dann überhaupt aggressiv, lästiger – dass sie dich irgendwo beißt oder zuche drängt. Also es hat eigentlich eine jede Kuh eine eigene Persönlichkeit. Das merkt man dann einfach.“ (Bauer U)

³³Die Anbindehaltung stellt die traditionelle Haltungsform der Alpenländer dar (Geßl 2008:31). In Anbindehaltung können sich die Kühe nicht frei bewegen, sondern fressen, liegen und stehen in einer Reihe nebeneinander. Natürliche Verhaltensweisen sind nur äußerst eingeschränkt möglich. Im Anbindestand werden die Kühe auch gemolken. Bei der Melkarbeit in der Anbindehaltung handelt es sich, durch vieles Bücken zum Euter und Tragen der Melkwerkzeuge oder Milcheimer, um schwere körperliche Arbeit. Die Unfallgefahr für die LandwirtInnen durch die Kühe ist ebenfalls ein Nachteil. Anbindeställe werden heute nur noch äußerst selten als Neubau geplant. Laufställe haben ihren Platz eingenommen. Für Laufställe sprechen arbeitswirtschaftliche Vorteile und eine in der Regel größere Tierfreundlichkeit. In Laufställen können sich die Kühe frei bewegen und ihren Aufenthaltsort selbst wählen. Laufställe sind in Fressbereich, Laufflächen, Liegebereich sowie Melkstand unterteilt (Jungbluth et al. 2005:67ff).

Der Grundstock alleine, der von Seiten der Eltern geschaffen wurde, ist jedoch nicht als alleiniges Motiv anzusehen, warum man sich für die Tierhaltung entscheidet. Vielmehr ist dieser Grundstock als Basis zu verstehen, der mit verschiedenen Beweggründen, je nach persönlicher Einstellung des Tierhalters/der Tierhalterin, ergänzt wird. Gemeinsam fungieren der Grundstock, der vom Elternhaus mitgegeben wurde und diese Beweggründe als ausschlaggebende Motivation um Tierhaltung zu betreiben. Welche Beweggründe spielen hier nun mit ein?

Die Arbeit mit den Viechern gerne haben

Ein wichtiger Beweggrund ist sicherlich der, dass die Bäuerinnen/Bauern die Arbeit mit ihren Tieren gerne machen, es bis hin zu einer Art Leidenschaft empfunden wird:

„Die Liebe zu den Viechern war eigentlich von klein auf schon da. Das hat mich schon immer fasziniert und fasziniert mich auch heute noch – Tierzucht im Allgemeinen. Mir geht es nicht nur darum, dass ich da jetzt ein Geld verdiene großartig, sondern der Spaß an die Viecher irgendwo.“ (Biobauer T)

„Das ist eigentlich eine irrsinnig schöne Arbeit mit den Viechern.“ (Biobauer X)

„Ja, und dann bin ich eigentlich nachgekommen und mich hat das auch immer fasziniert. Also das war, ich gehe auch heute noch gerne in den Stall, stehe in der Früh auf, ich habe den Lebensrhythmus so drinnen. Und ja, ich könnte es mir leisten auch ohne Vieh wirtschaften. (...) Ich kann es mir nicht vorstellen, dass es ohne funktioniert. Obwohl es vielleicht auch ginge, aber es ist ganz einfach eine Leidenschaft. Teilweise grenzt das schon ins Fanatische hinein.“ (Bauer J)

Bauer U bezeichnet seine Kühe ebenfalls als eine „Leidenschaft“ von ihm, für die er sogar eine Allergie in Kauf nimmt und die die Ausrichtung seiner Urlaube bestimmt. Die Arbeit mit seinen Kühen versteht er als Berufung.

„Aber trotzdem [aufgrund der Allergie], ich wollte nicht damit aufhören. Ich meine, der Leidensdruck muss schon ganz gewaltig sein, dass du aufhörst, weil es wird dann irgendwann einmal eine Leidenschaft, die Rinderzucht. Wenn ich heute...ich meine auf Urlaub fahre ich sowieso nicht...das letzte Mal, wie ich fort war, das war in Norddeutschland, da sind wir von einer Molkerei in die andere. Da haben wir uns Betriebe angesehen, die sowohl Kühe als auch Hofmolkerei dazu haben, ja? Weil dass unser Gebiet ist. Und das sind eigentlich...wenn wir wohin fahren, dann muss ich mir Kühe anschauen. Das ist eine...vielleicht für einen anderen eh nicht nachvollziehbar. Diese Tiere haben einfach eine gewaltige Anziehungskraft auf mich.“ (Bauer U)

Bei Biobauer X hat sich aus einem Hobby sein Beruf entwickelt. Angefangen hat er mit 3 Schafen, heute hält er zirka 150 Tiere.

„Aus einem Spaß ist ein Hobby geworden so irgendwo und das Hobby ist Ernst geworden und des ist der Beruf worden eigentlich. Das ist – ich habe angefangen mit 3 Schafen.“ (Biobauer X)

Ähnlich ergeht es Biobauer Y. Er ist froh darüber, dass bei ihm Hobby und Beruf identisch sind, und er sich somit in dem, was er gerne macht, beruflich verwirklichen kann:

„Ich finde, es ist das Schönste, wenn, wie es bei mir auch ist, der Job den man macht, auch sein Hobby ist. Ja? Also mein Beruf ist mein Hobby. Und immer gewesen und ich habe das als Hobby begonnen. Und trotz dem, dass

ich voriges Jahr 200 Ziegen gehabt habe, war es noch immer mein Hobby."
(Biobauer Y)

Aus den obigen Zitaten geht hervor, dass die besuchten Bauern und Bäuerinnen der Meinung sind, dass eine gewisse Liebe und Freude an der Arbeit mit den Tieren Voraussetzung ist, um Tierhaltung zu betreiben. Ansonsten hätte es keinen Sinn und würde zu nichts führen, Tiere zu halten (vgl. hierzu auch Kapitel 4.5 und 4.21). Darauf deuten viele Äußerungen hin:

„Weil, wenn du keine Liebe zum Tier hast, glaube ich, kannst du dir gar keinen Tierhaltungsbetrieb aufbauen. Weil, ich glaube, wenn du jetzt sagst, ja ich will das große Geld machen mit die Sau...es hängt schon sehr viel von dir auch ab. Weil du musst genau sein, du musst...dir darf das nicht wurscht sein." (Bäuerin K)

„Ja, wenn man schon einmal reingeht und nicht weiß was man da drinnen will. Wenn es einem schon zuwider ist, wenn man reingeht. Weil, wenn man keine Liebe hat, soll man die Viecher nicht machen. Weil man arbeitet halt mit Lebewesen. Wenn man das nicht gerne macht, hat es keinen Sinn." (Biobauer H)

„Na ja, da brauchst du einmal die Einstellung, dass du sagst, mir ist die Arbeit nicht zuwider oder irgendwas. Das ist einmal die Voraussetzung. Weil wenn du eine Arbeit mit Muss machst, wird es auch nie funktionieren. Also die Voraussetzung ist einmal, dass du die Arbeit gerne machst, nicht? Für mich." (Biobauer N)

„Also nur rein wegen dem Geld glaube ich nicht...also wenn man da nicht ein bisschen mitlebt auch mit die Tiere...also nur...dann würde man am falschen Platz sein, glaube ich. Wenn man es nur wegen dem Geld machen würde. Das ist wie wenn einer sagt, er macht einen Heurigen. Und der macht es nur wegen dem Geld. Also wenn du da keine Freude an der Sache hast, glaube ich nicht, dass das lange hält. Das geht wahrscheinlich eine gewisse Zeit, aber dann ist das vorbei. Weil sonst würde man ja auch, wie da die BSE-Geschichte war oder was, wie der Preis am Boden war. Wenn man da keine Beziehung hätte zu dem Ganzen, weil finanziell war da nichts mehr zum Verdienen, hätten wir ja sagen müssen: ‚Halt! Jetzt hören wir auf!‘ Und dann fangen wir wieder in fünf Jahren an, wenn es wieder etwas bringt und so. Also, nein, da muss man eine Beziehung auch haben zu die Tiere." (Bauer M)

Zu einer Landwirtschaft gehören auch Tiere

Hatte bis vor einigen Jahrzehnten noch beinahe jeder landwirtschaftliche Betrieb in Österreich auch Tierhaltung in irgendeiner Form integriert, so ist das heute nicht mehr der Fall. Den hofeigenen Tieren kam im Sinne eines Subsistenzgedankens eine bedeutende Rolle zu. In der Gegenwart sind diese Muster nur noch rudimentär vorhanden, und manifestieren sich zum Beispiel in der Haltung von ein paar eierlegenden Hühnern für den Eigenbedarf.

Besonders im Biolandbau, aber auch vereinzelt in der konventionellen Landwirtschaft, spielt die Tierhaltung jedoch nach wie vor im Sinne einer Kreislaufwirtschaft eine bedeutende Rolle: die Tiere werden soweit möglich mit selbst angebauten Feldfrüchten gefüttert, das Stroh und Heu mitunter selbst gepresst und die Tiere stellen ihrerseits Dünger in Form von Mist zur Verfügung, der dann auf den Feldern ausgebracht wird. Auf diesen Betrieben wird viel Wert auf die Pflege der Bodenfruchtbarkeit und der eigenen Kreisläufe gelegt. Werden Tiere gehalten, so nimmt das nicht nur Einfluss auf den Arbeits- und Lebensrhythmus des Menschen, sondern auch auf den ganzen Betriebsorganismus.

Tierhaltung wird als wichtiger Bestandteil des Hofgefüges angesehen und gehört zu einem landwirtschaftlichen Betrieb einfach dazu. Biobauer F, Biobauer H und Bauer W bringen diesen Gedanken folgendermaßen zum Ausdruck:

„Und im Biolandbau ist es eben aus Gründen der Kreislaufwirtschaft, ist es sinnvoller, wenn man Wiederkäuer hat. Wegen der Düngung. So bin ich halt auf das gekommen, dass ich jetzt, dass wir jetzt Tiere halten.“ (Biobauer F)

„Warum? Tierhaltung haben wir schon immer gehabt. Die Eltern am Betrieb und wir machen halt weiter. Und auch wegen dem Biologischen her, wegen der Kreislaufwirtschaft. Dass ich den Dünger bei mir am Betrieb habe und nicht zukaufen muss.“ (Biobauer H)

„Also ich halte es eigentlich für..., von der Tradition her, gehört zur Landwirtschaft eine Tierhaltung. Also, ich könnte es mir nicht vorstellen, das ist für mich nur eine halbe Landwirtschaft. Und ich meine, die Tier-Mensch-Beziehung ergibt sich dann daraus. Es ist eben dann so, dass man damit vielleicht doch ein anderer Mensch ist, ein anderer Landwirt. Als wenn man keine Tiere hat.“ (Bauer W)

Für Bauer W ist es Teil seines beruflichen Selbstverständnisses als Bauer, Tiere auf seinem Betrieb zu halten. Er stellt sogar die Vermutung auf, dass Tierhaltung ein anderes „Bauer-Sein“ impliziert.

Bauer M und Bäuerin K sind der Meinung, dass sich Ackerbau und Tierhaltung, nicht nur im Sinne einer Kreislaufwirtschaft, sondern auch in einem anderen Punkt gut ergänzen. Im Bereich des Pflanzenanbaus orientiert sich der Mensch an einem jahreszeitlichen Rhythmus, der zur Folge hat, dass es im Winter auf den Feldern nur geringe Beschäftigungsmöglichkeiten gibt. In dieser in ackerbaulicher Hinsicht arbeitsextensiven Zeit empfinden sie es als positiv ihrer Stallarbeit wie gewohnt nachgehen zu können. Tierhaltung gibt diesen Bauern und Bäuerinnen das Gefühl kontinuierlicher Beschäftigung, unabhängig von den Jahreszeiten.

„Ja, wie gesagt, positiv ist, wenn ich mir den Winter jetzt hernehme, es ist ein bisschen weniger Arbeit in der Landwirtschaft also da. Und da bin ich froh, dass ich irgendwie eine Arbeit habe. Da denke ich mir: ‚Pah, was machen die Anderen?‘ Der sitzt zu Hause und tut Zeitung lesen ganzen Tag oder was. Weiß nicht was er machen soll. Es ist ein bisschen eine Holzarbeit auch, aber es ist, wenn ich die Tiere nicht hätte im Winter, wäre es mir wirklich fad und ich weiß es nicht, da würde ich vielleicht sagen: ‚Herst, da suche ich mir Arbeit über den Winter.‘ Und so. Also das empfinde ich als positiv.“ (Bauer M)

„Aber irgendwo lebt man da mit, und ja es ist halt so, wir sagen oft, wenn der Mann oft sagt: ‚Du, was würden wir denn im Winter machen?‘ Wann eben, mitn Rasen [Fertigrasenproduktion] ist’s im Winter eigentlich ruhig und da so auf die Felder auch. Und nur sitzen, essen, fortfahren, das alles und ja, man hat sicher andere Arbeiten auch, aber irgendwo ist das... Das [Tiere am Hof] gehört einfach dazu.“ (Bäuerin E)

Der finanzielle Anreiz

Neben anderen Beweggründen sind finanzielle Überlegungen bei allen besuchten Betrieben ständig präsent. Bäuerinnen und Bauern sehen in den von ihnen gehaltenen Tieren einen wesentlichen Bestandteil ihrer materiellen und existentiellen Ressourcen. Da mit der Tierhaltung im landwirtschaftlichen Rahmen ein Einkommen erzielt werden möchte, ist dies als logisches Faktum anzusehen, wie die folgenden Aussagen illustrieren:

„Ich finde, also man macht eigentlich das nicht nur weil es soviel Spaß macht, sondern man will auch was verdienen dabei, nicht?“ (Biobauer I)

„Ja, wir haben ja die Viecher, wir halten ja die Viecher, dass wir was zum Zahlen, was zum Anschaffen haben, dass wir was machen können. Sonst würden wir sie ja nicht einstellen.“ (Bauer L)

„Na ja, in erster Linie ist es ein Betriebszweig. Es ist ein landwirtschaftliches Einkommen. Dann ist es Tradition. Wir haben immer schon Nutztiere gehabt. Jetzt eigentlich schon in der vierten Generation.“ (Bauer W)

„Ja, man hat eine Bindung auch zu die Tiere von klein auf schon gehabt und dadurch habe ich das, mache ich das ganz gerne weiter und es ist aber sicher auch ein finanzieller Anreiz dazu.“ (Bauer M)

In diesem Zusammenhang ist es auch zu verstehen, dass manche Betriebe vor allem mit den Einkünften aus der Tierhaltung aufgebaut und vergrößert werden konnten. Mit dem Verkaufsgeld der Tiere konnten Investitionen, wie der Ankauf von Maschinen, getätigt und Felder erworben werden. Tierhaltung spielt daher in vielen Betriebsgeschichten eine nicht unerhebliche Rolle. Ihre Bedeutung in der damaligen Zeit ist den heutigen BetriebsinhaberInnen nicht vergessen:

„Es war, das ist wieder Betriebsgeschichte irgendwo, der Schwiegervater hat angefangen direkt mit fast nichts, weil sein Bruder die Landwirtschaft bekommen hat. Und jetzt, was hätte er gemacht ohne Tiere? Hätte er nicht existieren können und dass er sich einen Grundstock aufbaut.“ (Bäuerin E)

„Der Betrieb hat sich entwickelt mit der finanziellen Lage aus der Stiermast. Weil das andere immer irgendwo, wir waren abhängig von Pachtflächen. Und das [die Tierhaltung] war unsere Eigenständigkeit.“ (Bauer J)

„Wir sind von klein auf aufgewachsen [mit Tieren]...habe ich eh schon gesagt. Und wir haben sich nur was von den Viechern erwirtschaftet. Felder gekauft, das gekauft und das gekauft, Geräte gekauft und alles. Der Doktor X hat gesagt, der hat gesagt vor 30 Jahren, hat er gesagt zu mir, zu uns: ‚Der Bauer was Viecher hat, der hat ein Geld. Der was keine Viecher hat, der hat halt kein Geld.‘ Und das war wahr.“ (Bauer L)

Auch heute stellt das Einkommen aus der Tierhaltung für viele Familien eine solide Einnahmequelle dar, obgleich sie nicht mit der damaligen Bedeutung zu vergleichen ist, da sich das Preisgefüge sehr verändert hat. Dennoch kann die Tierhaltung als beständiges Standbein des Betriebes fungieren:

„Das nächste ist, dass mich das bestätigt, weil ich mir gedacht habe, na ja mit dem Weizen haben wir jetzt 2 Jahre nichts zusammengebracht, da haben wir schlechte Qualität gehabt. Vom Wetter her und so weiter. Aber das Geld was jetzt bei den Rindviechern hereinkommt, ist ja eigentlich laufend, nicht? Das ist unabhängig davon. Es ist ein Standbein.“ (Biobauer F)

Auch Bauer M und Bauer W vergleichen die Tierhaltung mit dem Ackerbau und kommen zu dem Schluss, dass in der momentanen Lage die Tierhaltung in finanzieller Hinsicht ein größeres Maß an Sicherheit bietet als der Getreideanbau:

„Und wie es momentan aussieht, geht es eigentlich mit den Rindern oder mit den Tieren besser als wie mit dem Getreide. Weil mit dem Getreide momentan hast du gar keinen Preis mehr und überall ist Überschuss.“ (Bauer M)

„Was auf die Felder passiert, da schaut es nicht so rosig aus momentan. Wie es da weitergeht. Ich meine, da wird sicherlich auch irgendetwas kommen. Aber da hat man nicht die Möglichkeit, die Produkte so wirklich, also überhaupt nicht, dass man sie direkt vermarktet. Das ist ein Rohstoff, den man irgendwie anbringen muss. Man müsste es auch wieder veredeln, aber das ist dann wiederum ein anderes Kapitel. Aber sonst, was gerade die Rindermast anbelangt, die sehe ich sehr positiv.“ (Bauer W)

Für Bauer J hat sich der besondere Status des „Stiergeldes“ von Kindheit an erhalten und diese Wertvorstellung hat bis in die Gegenwart Bestand.

„Wenn ich etwas wollen habe, es sind auch natürlich Grenzen gesteckt worden, hat er [der Vater] immer gesagt: ‚Ja, wenn wir jetzt die Partie Stier hergeben, dann kaufen wir dies und das.‘ Das war mit 16 Jahren das Moped. (...) Aber im Bezug zu dessen, wenn wir jetzt miteinander diese Tiere machen, schaut da was heraus. Und diese Richtung ist dann immer weiter. Es war dann das Auto. ‚Wenn wir im Dezember die zwei Partien verkaufen, kriegst du dann dein Auto.‘ Und so war immer der Bezug mit den Tieren, die finanzielle Lage war halt immer...es war die Grundvoraussetzung. Das habe ich bis heute noch. So hat sich das irgendwo eingebunden in den Betriebsablauf. Also es wird immer gemessen nach den Tieren, das Einkommen. Nie nach einem Getreide. Das hat alles gepasst. Aber das Stiergeld war halt das Stiergeld. Das war ganz einfach. Das habe ich noch übernommen vielleicht von früher her, nicht?“ (Bauer J)

Obwohl der finanzielle Aspekt in der Nutztierhaltung entscheidend ist, steht er in den meisten Fällen nicht für sich alleine. Vielmehr bedingen ökonomische Beweggründe und „Freude an der Arbeit haben“ einander. Eines ohne das andere wird zumeist nicht ausreichend empfunden, um sich für diesen Beruf zu entscheiden und Tierhaltung erfolgreich zu betreiben. Erfolgreich in dem Sinne, dass das erzielte Einkommen ausreicht um davon leben zu können (vgl. hierzu auch eine Interviewsequenz von Bäuerin E, S. 147).

„Man ist sein eigener Herr“

„Aber du bist dein eigener Herr. Du kannst es dir einteilen und so tun wie du willst.“ (Biobäuerin X)

„Da hinten bestimme ich selber was ich tu. Füttere ich 60, 70 Stiere, füttere ich 3 Kilo Schrott oder 3 1/2 Kilo Schrott, ich kann probieren, aber als Angestellter bist du irgendwo, ich habe zwar genug Umsätze gemacht, sehr sehr gut verdient. Aber es war immer wieder, wenn du in die Firma gekommen bist: ‚Na, warum haben wir das nicht gemacht und warum hast du das nicht gemacht? Es hätte mehr sein können.‘ Der Druck. Dann habe ich gesagt: ‚Nein, eigentlich. Das habe ich daheim nicht.‘ Mich fragt kein Stier nicht, warum er jetzt statt 600, warum habe ich jetzt nicht 700 Kilo bekommen, warum haben wir jetzt nur 630 Kilo Durchschnittsgewicht gehabt...“ (Bauer J)

Die Tierhaltung ermöglicht den Bauern und Bäuerinnen Selbstständigkeit. Selbstständigkeit nach außen, aber auch nach innen.

In der Bewertung der bäuerlichen Arbeit kommt der persönlichen Freiheit und Selbstständigkeit des Berufes eine hohe Wertschätzung entgegen³⁴. Die Bäuerinnen und Bauern schätzen ihren Status als „eigener Herr“, als „eigener Chef“, der es ihnen erlaubt,

³⁴Für einen geschichtlichen Rückblick hinsichtlich Freiheit und Selbstständigkeit des Bauerntums siehe Dirscherl 1989:31ff.

ihre Entscheidungen selbst zu treffen. Dirscherl (1989:40ff) führt verschiedene Ebenen des bauerlichen Freiheitsdenkens an:

1. Die Arbeit in der freien Natur: „Die Freude am Schaffen in der Natur ist ein Bestandteil des bauerlichen Freiheitsempfindens.“
2. Unabhängigkeit von personeller Herrschaft: „Auch in der Gegenwart schwingt dieser Stolz noch mit, wenn ein Bauer seinen Status als ‚freier Herr‘ hervorhebt“. Bauern und Bäuerinnen haben keine Vorgesetzten über sich, das heißt sie müssen von niemandem Arbeitsanweisungen annehmen und werden von niemandem ob ihres Erfolges kontrolliert. Im Gegensatz zu ArbeitnehmerInnen sind Bauern und Bäuerinnen nicht Objekte im Arbeitsprozess, sondern Subjekte: sie müssen sich nicht nach anderen, über ihnen stehenden Entscheidungsträgern richten, sondern führen aus, was sie zuvor selbst im Familienverband beschlossen haben. Es gibt keine Trennung in dispositive und ausführende Handlungs- und Verantwortungsbereiche. Der Landwirt/die Landwirtin erfüllt beides in einer Person.
3. Freie Betriebsdisposition: „Die Freiheit, durch Rechtsakte über seinen Hof zu verfügen (Übergabevertrag, Testament, Verkauf), die Freiheit, seinen Betrieb nach seinem eigenen Willen zu führen (Kombination der Produktionsfaktoren, Betriebsmittelbezug, Anbauplanung), die Freiheit, die Produkte zu verwerten, wie man, und die gewonnenen Erzeugnisse zu verkaufen, an wen man will.“ Der Betriebsinhaber/die Betriebsinhaberin verfügt über den Hof, kann den Betrieb selbstbestimmt führen und kann die Erzeugnisse nach seinem/ihrer Willen verwerten. Im Gegensatz zu anderen Berufen zeichnet sich der Beruf des Landwirts/der Landwirtin nach wie vor besonders durch Selbstbestimmungsmöglichkeit aus. Der Bauer/die Bäuerin entscheidet was wo wie gesät und geerntet wird und welche Tiere gehalten werden und was mit ihnen zu welchem Zeitpunkt geschieht. Ein hoher Autonomiegrad und ein hoher Dispositionsspielraum der bauerlichen Arbeitsgestaltung, sowohl in inhaltlicher, als auch in zeitlicher und räumlicher Hinsicht, ist die Folge. Freiheit bedeutet im bauerlichen Selbstverständnis folglich die Abwesenheit von personeller Herrschaft, aber auch die gestalterische Eigenständigkeit bei Produktionsprozessen, der Betriebsplanung und den Betriebsentscheidungen. Wenngleich sich diese kreative Eigenständigkeit im Rahmen der agrarpolitischen Vorgaben zu bewegen hat.
4. Selbstbestimmte und ganzheitliche Arbeit: „Für die bauerliche Arbeitswelt sind demnach die Vielfalt, Vielseitigkeit und Abwechslung der Tätigkeiten charakteristisches Merkmal im Gegensatz zum beschränkten eingegengten Arbeitsfeld der Industrie.“ Wo, wann, wie gesät oder geerntet wird, bestimmt kein Meister oder Abteilungsleiter, sondern der Bauer/die Bäuerin selbst. Die Arbeit ist somit personell nicht fremdbestimmt, sondern selbstbestimmt.
5. Selbstständigkeit: „Freiheit bezieht sich demnach nicht nur auf das Frei-Sein von Bindungen innerhalb hierarchischer Beziehungen, wie wir es schon als Unabhängigkeit von personeller Herrschaft vorfanden, sondern darüber hinaus auch in allgemeiner Form auf die horizontale Ebene. Man möchte prinzipiell unabhängig von anderen Menschen sein ‚eigenes‘ Leben führen.“
6. Zeitsouveränität: „Sein eigener Herr zu sein“ bedeutet, sich seine Zeit selbst einteilen zu können. Beginn, Länge, Ablauf und Dauer der anfallenden Arbeiten und die dazugehörigen Pausen können von den Bauern und Bäuerinnen selbst bestimmt werden. Die Reihenfolge der zu erledigenden Tätigkeiten ist nicht normiert, sondern unterliegt der eigenen Entscheidung. Bäuerliche Lebens- und Arbeitszusammenhänge sind somit auch durch eine hohe Zeitsouveränität gekennzeichnet.

Die Freiheit des Bauern/der Bäuerin ist dennoch nicht unbegrenzt, denn gewiss sind dieser Freiheit auch Grenzen gesetzt:

„Da ist er [der Sohn] noch ein bisschen zu klein, dass du ihm das erklärst, auch die Vorteile von dem Ganzen: wenn dir das Tier gehört, bist du dein

eigener Herr. Und du kannst dir einfach gewisse Sachen einteilen. Bist natürlich auch gebundener, wie wenn ich arbeiten gehe, habe ich meinen Urlaub...Das versteht er halt noch nicht, aber das sind alles Sachen..." (Bäuerin P)

Dennoch wird die Freiheit und Selbstständigkeit ihres Berufes von Bäuerin P subjektiv höher bewertet als ein geregeltes Einkommen, fixe Arbeitszeiten und Urlaubstage.

Eine totale, unbegrenzte Freiheit als vollständige Bindungslosigkeit existiert auch für den landwirtschaftlichen Betrieb nicht. Die Zeitsouveränität des bäuerlichen Berufes wird durch verschiedene Faktoren eingeschränkt. Gewisse Arbeitsschritte sind zeitlich vorgegeben, wie etwa das tägliche Melken der Kühe. Andere Situationen, wie Tierkrankheiten und Tiergeburten, lassen sich zeitlich nicht bestimmen. Fliege (1998:262) meint daher, „die Arbeitstage der Bauern enden nicht nach von außen bestimmten Schemata, sondern nach Maßgabe von Notwendigkeiten, Interesse und Verpflichtungen“. Die Abhängigkeit von der Natur beinhaltet somit einen großen Unsicherheitsfaktor (vgl. auch Kapitel 3.3.3). In einem Produktionsprozess, der auf lebenden Organismen aufgebaut ist, fällt die menschliche Kontrolle über den Erfolg seiner Arbeit sehr viel geringer aus, als das in anderen „nicht-lebendigen“ Produktionszweigen der Fall ist. Neben der Abhängigkeit von der Natur, ist die Landwirtschaft ebenfalls in ein Wirtschaftssystem von Angebot und Nachfrage eingebunden, dem sie sich nicht entziehen kann. Zudem ist sie abhängig von bestimmten agrarpolitischen Rahmenbedingungen, auf die sie ebenfalls geringen Einfluss hat. Auch hinsichtlich seiner Mobilität ist der Bauer/die Bäuerin eingeschränkt, denn bäuerliches Leben ist an die dingliche Umwelt, an Hof, Äcker und Tiere gebunden. „Die Freiheit der Bauern ist also nur eine relative“ (Fliege 1998:263).

Ein Leben ohne Tierhaltung vorstellbar?

Stellt sich die Frage, ob ein Leben ohne Tierhaltung für die befragten Bauern und Bäuerinnen überhaupt denkbar ist. An den Aussagen von Biobauer S und Bauer U ist erkennbar, dass ein Leben ohne Tierhaltung am Hof eigentlich nur schwer vorstellbar ist und auch nicht gewollt wird:

„Ich wollte nämlich vor ein paar Jahren aufhören, da haben wir nur mehr einen Stier gehabt. Und dann haben wir aber gesagt, wie wir gemerkt haben, dass wir den letzten nur mehr gehabt hätten, dass wir das eigentlich überhaupt nicht wollen. Und haben dann wieder weitergemacht.“ (Biobauer S)

„Wenn ich die Viecher nicht gerne hätte, und ich es nicht gerne machen würde...Weil die Rinderzucht muss man sich antun, ja? Man muss jeden Tag da sein, also wenn wir an einem Tag nichts arbeiten, dann arbeiten wir 6 Stunden, ja? Das ist das Minimum, ja? Unter 6 Stunden spielt sich nichts ab in der Regel. Egal ob Sonn- oder Feiertag, unter dem spielt sich überhaupt nichts ab. Und man muss es sich wirklich antun. Aber andererseits, ich könnte es mir nicht vorstellen ohne Kühe. Also ich hätte Entzugerscheinungen. Ich habe mit vielen Bauern gesprochen, die von heute auf morgen keine Kühe mehr haben, denen geht es ganz dreckig. Das ist einfach drinnen, da fehlt dir etwas. Da fehlt dir was.“ (Bauer U)

Die befragten Bauern und Bäuerinnen sind durch die Tierhaltung an zeitliche, räumliche und wirtschaftliche Arbeitsabläufe gebunden. Im Grunde bedeutet das für den Menschen eine Einschränkung. Wie lässt sich dennoch die Einstellung erklären, dass ein Leben ohne Tiere am Hof nicht vorstellbar erscheint? Biobauer S bringt es auf den Punkt:

„Einfach wenn man eben mit die Stiere redet, und wenn man in der Früh hineingeht und auf der Nacht wieder so die letzten Arbeit ist. Nicht immer,

aber meistens doch ist. Und das ist irgendwie, das gibt dem Leben einen Rhythmus eigentlich ein bisschen. Durch das baut man eben eine Beziehung auf." (Biobauer S)

Die Beziehung zu den Nutztieren wird als kontinuierlich, permanent und stets präsent wahrgenommen. Leben und Arbeitsalltag der Bauern und Bäuerinnen orientieren sich stark am Rhythmus der Tiere. Dieser Rhythmus wird von Seiten des Menschen verinnerlicht und schafft Kontinuität (Jürgens 2002:82). Selbst das „Angehängtsein“ ist oft soweit internalisiert, dass es zur Gewohnheit geworden ist, die vom Menschen schließlich nicht mehr gemisst werden möchte. Es erscheint daher nachvollziehbar, dass etwas im Leben „fehlen“ würde, wenn die Tierhaltung aufgegeben würde und dass betroffene Bauern und Bäuerinnen erst lernen müssten mit dieser entstandenen Leere umzugehen³⁵.

Auffallend erscheint die starke emotionale Beziehung und Bindung der befragten Bauern und Bäuerinnen zu ihrem „Arbeitsgegenstand“. Diese scheint auch einer der Gründe für die hohe Wertschätzung der bäuerlichen Arbeit zu sein.

4.2 Welche Tiere werden gehalten und warum

Für eine kommerzielle Tierhaltung im landwirtschaftlichen Rahmen kommen im Grunde nur einige Tierarten in Frage. Zu den hauptsächlich gehaltenen Nutztieren auf landwirtschaftlichen Betrieben in Österreich zählen Schweine, Rinder, Hühner, Puten, Schafe und Ziegen. Natürlich gibt es auch „Ausnahmebetriebe“, die Exoten wie Strauße halten.

War es bis vor 20-30 Jahren noch üblich, beziehungsweise noch möglich, auf einem Bauernhof alle oder einige der soeben genannten Tiere anzutreffen, so haben sich die meisten Betriebe heute auf eine Tierart spezialisiert (vgl. auch Kapitel 3.3.3 und 3.3.4). Spezialisierung wird seit den 1960iger Jahren im Rahmen der landwirtschaftlichen Beratung empfohlen, um in wirtschaftlicher Hinsicht effizienter arbeiten zu können. Durch eine Arbeitsteilung in verschiedene Produktions- und Veredelungszweige (z.B. Zucht- und Mastbetriebe) hat sich eine Vereinfachung, als auch eine Leistungssteigerung der landwirtschaftlichen Produktion ergeben. Warum welches Nutztier für die Bauern/die Bäuerinnen am geeignetsten erscheint, hängt auch hier von verschiedenen Einflussfaktoren und Beweggründen ab:

Aus wirtschaftlichen Gründen

Wirtschaftliche Aspekte spielen in der Entscheidung, welche Tierart gehalten wird beziehungsweise auf welche Tierart sich der Betrieb spezialisiert eine tragende Rolle:

*„Und dann sind wir eigentlich auf die Kühe gekommen, weil ganz einfach in der Direktvermarktung bei die Kühe mehr drinnen war als bei die Schweine.“
(Bauer P)*

*„Das ist immer, vom Geld her. Man sollte halt irgendwo was verdienen.“
(Biobauer X)*

„Na, weil ich erhofft habe, dass ich dort [in der Schweinehaltung] schon den höchstmöglichen Ertrag habe, nicht?“ (Bauer O)

Im Idealfall passen persönliche Präferenzen und wirtschaftliche Überlegungen zusammen. Bäuerin K erzählt, dass sich ihr Mann und sie, obwohl sie persönlich Rinder eigentlich

³⁵Zur Problematik des „leeren Stalls“ und der Leere die auf menschlicher Seite empfunden wird siehe Inhetveen (2000) und Jürgens (2002).

lieber mag als Schweine, dann aus wirtschaftlichen Gründen doch für die Haltung von Schweinen entschieden haben:

„Also die Schweine haben mir überhaupt nicht gefallen. Die habe ich nie mögen. Die haben immer geschrieen und waren schmutzig. Und das habe ich nicht wollen. Ich habe lieber die Rinder gehabt. Ein Rind ist ja ein einmalig schönes Vieh. Und das ist so ruhig, beim Fressen. Also ein Rind hat mir immer gut gefallen, schon als Kind. (...) Na ja, weil die Rinder, ich meine wir haben zwar investiert, wir haben 2 Silos gekauft und ganz modernisiert, aber es war halt dann so, dass der Stierpreis sehr im Keller war. Und da wollten wir dann aufhören.“ (Bäuerin K)

Weil man an dieser Tierart Gefallen findet

Im Rahmen der Wirtschaftlichkeit, wird dennoch versucht, sich mit Tieren zu umgeben, die einem auch persönlich „liegen“.

Bauer U ist zufrieden mit seinen Kühen. Er kann sich nicht vorstellen andere Nutztiere zu halten, da er besonders zu Rindern eine hohe Affinität verspürt. Seinem Empfinden nach, kann er mit Rindern auch am besten kommunizieren:

„Ja, eigentlich ich mag nur Rinder. Also man wächst immer mehr hinein. Früher Schweine, Hasen, ja gut Hühner haben wir noch, was haben wir noch gehabt? Eine Ziege haben wir auch mal gehabt, Pferd in der Urzeit, also wie gesagt, wir haben uns jetzt eigentlich nur auf Rinder spezialisiert. Einfach deswegen weil ich Rinder viel lieber habe. Ich kann mit Schweinen nicht wirklich kommunizieren. Und bei die Rinder ist das ganz anders.“ (Bauer U)

Auch Biobauer Y stellt fest, dass er sich generell nur mit Tieren umgibt, zu denen er auch ein Verhältnis aufbauen und an deren Anblick er sich erfreuen kann:

„Ich umgebe mich grundsätzlich mit den Viechern, mit denen ich auch wirklich kann. Die du auch gerne haben kannst. Sagen wir gerne in dem Sinn, ich mag die einfach, wie die sind, ich will mich freuen über den Anblick.“ (Biobauer Y)

Weil einem diese Tierart vertraut ist

Aufgrund der Spezialisierung der Betriebe gilt es auch innerhalb einer Spezies, sich zwischen verschiedenen Produktions- und Veredelungszweigen zu entscheiden. In der Schweinehaltung kann beispielsweise zwischen Zucht- und Mastbetrieben differenziert werden. Die Ausrichtung eines Betriebes auf eine Produktionssparte erfordert umsichtige Überlegungen, da einmal entschieden, nicht kurzfristig umdisponiert werden kann, beziehungsweise dies aus Kostengründen und fehlendem Erfahrungswissen nicht erstrebenswert ist. In diesem Sinne ist feststellbar, dass ein ständiges Wechseln der Tierart, von einem Großteil der befragten Bauern und Bäuerinnen als nicht zielführend angesehen wird. An einer Beständigkeit, im Sinne einer Tierart mit der der Mensch positiv wirtschaftet, festzuhalten, wird von den Bauern und Bäuerinnen als Erfolgsstrategie wahrgenommen. Dieses Denken hängt eng mit der Vorstellung zusammen, dass Tierhaltung, Landwirtschaft im Allgemeinen, nicht nur Kontinuität schafft, sondern auch nach derselbigen verlangt.

Zum einen wird aus Kostengründen davor zurückgeschreckt, sich auf etwas Neues einzulassen,

„Na ja, jetzt hätte sich vielleicht was ergeben mit Putenmast. Biologisch. Ja, aber dann habe ich wieder die Preise gesehen von den Umstellungen und vom Stall. Und da habe ich mir gedacht: ‚Nein, da mache ich lieber das, was ich kann.‘“ (Biobauer H)

„Nein, ich glaube das Probieren immer in eine andere Sparte hinein, bis man dann wieder das Know-how und das alles hat, das würde wahnsinnig viel Investitionen wieder...und bis man dann soweit..." (Bauer M)

„Und war auch bei BSE, stellen wir auf Sau um oder machen wir Hühner? Weil die Saupreise damals gut waren. Da hat aber mein Vater auch immer wieder gesagt: ‚Du, schau her. Ich zeige dir Betriebe, die was du auch kennst.‘ Der hat alles probiert in diesen Intervallen. Der hat gesehen, der Stier kostet nichts, hat er Sau eingesperrt. Hat die Sau nichts gekostet, hat er wieder Hühner gemacht. Hat er gesagt: ‚Schau hin, die Betriebe sind alle finanziell zu Schrott gefahren worden.‘ Weil sobald du jetzt im Saubereich, du kennst dich nicht aus mit dem Schwein. Du bist ein Spezialist in der Rindermast. Bis du einen Sauzyklus in 6 Monaten aufgebaut hast, kann schon wieder der Saupreis anders sein. Dann kommst du wieder daher: ‚Nein, das ist nichts. Ich tu wieder Stier einsperren.‘ Du verlierst Kapital. Nach dem alten Sprichwort: ‚Schuster bleib bei deinen Leisten‘. Entweder mache das und mache es gescheit oder..." (Bauer J)

zum anderen aber auch im Hinblick auf das bereits vorhandene Erfahrungswissen, das Sicherheit vermittelt:

„Der Vater und ich, wir sind eigentlich ziemlich der Meinung, dass wenn man eine Sache schon lange gemacht hat und da muss man ja auch das immer langfristig sehen, über einen langjährigen Schnitt. Und da waren die Schweine halt auch, ja lukrativ, sagen wir so. Keine Frage, sicher wird es in anderen Zweigen noch lukrativer gewesen sein, aber von den Schweinen verstehen wir halt ein bisschen was. Und bevor wir uns wieder in ein anderes Abenteuer stürzen, was dann vielleicht doch nicht so 100-prozentig klappt, bleiben wir lieber bei dem, das was wir eigentlich können." (Jungbauer A)

Bauer P denkt pragmatisch und sieht prinzipiell keine Veranlassung, die Tierart zu wechseln oder eine andere Tierart auszuprobieren, solange er mit den von ihm gehaltenen Tieren zufrieden ist:

„Vor allem wenn du einen Zweig gefunden hast, wo das funktioniert und wo du zufrieden bist, auch wo es vom Verdienst her, sage ich einmal passt, dann überlegst du dir gar nicht ob du was anderes machst einfach, nicht?" (Bauer P)

4.3 Was braucht es im Umgang mit Nutztieren? Von Verhaltensweisen und Einstellungen

Der Mensch wirkt im Rahmen der landwirtschaftlichen Tierhaltung sowohl direkt als auch indirekt auf die Tiere ein. Nach Rist (1979) können die Bedürfnisse der Tiere in einen physiologischen, physischen und psychischen Bereich eingeteilt werden. Indirekt nimmt der Mensch über das Management Einfluss auf alle drei Bereiche. Ihm obliegt die Gestaltung des Stallklimas oder die Bodenbeschaffenheit (**physischer Bereich**). Er entscheidet wann, was, wie und wie viel die Tiere zu fressen und zu trinken bekommen (**physiologischer Bereich**). Des Weiteren bestimmt der Mensch die Art der Haltung und der Kontaktmöglichkeit zwischen Mensch und Tier. Er entscheidet auch über die Herdenstruktur und greift somit in die sozialen Strukturen der Herde ein (**psychischer Bereich**). Direkter Kontakt zwischen Mensch und Tier ergibt sich durch die Arbeit am und mit dem Tier. Hauptwirkung dieses Kontaktes lässt sich im psychischen Bereich des Tieres festmachen.

Entscheidend ist, dass der Tierhalter/die Tierhalterin und seine/ihre Beziehung zum Tier in sämtliche Bereiche der Tiere eingreifen. Er/sie schafft die Umwelt, in denen sich die

Tiere zurechtfinden müssen und was nicht vergessen werden sollte, in der der Bauer/die Bäuerin selbst Teil davon ist (Waiblinger 1996). Denn der Mensch partizipiert in der Welt der Tiere. „This is in many ways a so far little studied aspect of man’s relationship to animals“ (Guribye 2001:1).

Der Umgang mit den Nutztieren wird durch Verhaltensweisen und Einstellungen bestimmt, die je nach Tierhalter/Tierhalterin variieren. Die Art und Weise, wie ein Tier gesehen und wahrgenommen wird, beeinflusst zu einem guten Teil die Mensch-Tier-Beziehung. Wie beschreiben die befragten Bauern und Bäuerinnen ihre Einstellung zu ihren Tieren und ihre Arbeit mit diesen? Welche Werte erachten sie als essentiell? Was braucht es ihrer Meinung nach im täglichen Umgang?

Respekt

Respekt, die Achtung gegenüber dem Tier als Lebewesen nimmt hierbei eine zentrale Stellung ein und fließt in die Beziehung zwischen Mensch und Tier mit ein:

„Ja mit einer Achtung auf jeden Fall jetzt vorm Tier und auch vorm Lebewesen überhaupt und so.“ (Biobauer S)

„Das [Nutztier] hat genauso Rechte wie jedes andere Lebewesen. Das ist kein Gegenstand, den man wegstellt.“ (Biobäuerin X)

„Das ist respektvoll zu behandeln. Egal ob es jetzt ein Käferl ist, oder ein Elefant sage ich jetzt einmal, es hat einfach wirklich jedes Lebewesen sein Recht auf Leben, und auf ein anständiges Leben.“ (Biobäuerin X)

Bauer R spricht von Reziprozität. Ihm ist eine faire Behandlung seiner Tiere wichtig. Er ist der Auffassung, dass sich das Verhalten des Menschen im Verhalten der Tiere widerspiegelt:

„Also ich möchte es an sich so haben, dass sie sich wohl fühlen, weil ich finde, das ist schon etwas. Also, dass ich mit ihnen fair umgehe. Also Schlagen oder so was, von dem halte ich nicht viel. Weil es geht ohne dem auch. Ja, und das merkt man schon, da sind die Tiere...wie man ihnen entgegen kommt so kommt das praktisch zurück, nicht? Sie sind ruhig dann und problemlos meistens.“ (Bauer R)

Bauer R und Bauer K sprechen von gegenseitigem Respekt: Respekt gegenüber dem Tier, aber auch das Tier muss Respekt gegenüber dem Menschen haben. Um diesen zu erreichen, ist es manchmal notwendig, dem Tier zu zeigen, wer der „Herr“ ist:

„Ja, ich sage eh, der Respekt muss da sein. Der Respekt vom Viech zu mir und ich muss zum Viech genauso Respekt zeigen. (...) Sagen wir, das Viech muss Respekt haben, weil es ganz einfach, wenn ich reingehe und das Viech hat keinen Respekt vor mir, spring ich raus nachher und so soll es ja nicht sein nachher ganz einfach. Man muss sie ja nicht hauen oder was, aber wenn ich reingehe, muss ein Respekt da sein.“ (Bauer P)

„Man muss ihnen das schon zeigen, dass man keine Angst hat und so. Weil das hätten sie schon heraußen. Also, das möchte ich schon, dass sie wissen, wer da der Boss ist. Das muss schon klar sein.“ (Bauer R)

Dass der Mensch hierarchisch über dem Tier steht, scheint für ein möglichst gefahrenloses Arbeiten in der Tierhaltung unerlässlich. Wird sich der Respekt des Tieres nicht verschafft, kann es für den Menschen zu unangenehmen bis sogar gefährlichen Situationen im Stall kommen, wie Biobäuerin X im Fall ihres Schafbockes anmerkt:

„Ja, da musst du dir auch den Respekt verschaffen. Wenn du das nicht tust, dann bist du aufgeschmissen beim Schafbock. Weil dann hat er das Regiment und das kannst nicht wirklich stehen lassen.“ (Biobäuerin X)

Die Unberechenbarkeit im Verhalten von Nutztieren und das Bewusstsein darüber, sind ständig im Hinterkopf zu behalten, wie die kommenden Aussagen verdeutlichen. Sie zeigen ebenfalls, dass die gehaltenen Nutztiere, selbst auch wenn der Mensch sie noch so gut kennt, dennoch wegen ihrer Instinkte Teil der „unberechenbaren, wilden“ Natur bleiben beziehungsweise dieser zugerechnet werden. Domestizierte Tiere nehmen insofern eine intermediäre Position zwischen Mensch und Natur ein, als dass sie zwar auch der Natur zugerechnet werden, aber dem Menschen vertrauter sind als wildlebende Tiere.

„Unser Stier rennt da mit bei der Herde. Hat schon über 1000 Kilo. Natürlich ist er auch ein unberechenbares Viech. Viech ist ein Viech. Weiß man nicht, was dem in den nächsten 5 Sekunden oder 10 Sekunden einfällt, nicht?“ (Biobäuerin F)

„Aber es ist gerade so, wenn man reingeht, das tun wir nicht so oft, sondern das tun wir wenn wir sie umsperrern, das heißt wenn sie in eine andere Gruppe kommen, oder wenn sie eben verkauft werden. Und das ist, sage ich einmal, zweimal in ihrem Leben. Also eh ganz selten. Da wissen sie einfach, da passiert irgendetwas. Das ist für sie etwas Besonderes und etwas Ungewohntes, dass man dann eben doch ganz hineingeht zu die Stier, auch wenn man sie am Tag 10mal streichelt. Ist es noch immer etwas anderes, wie wenn man da neben ihm steht. Das spüren die Viecher und man strahlt das auch aus. Da spürt man dann die Akzeptanz oder auch nicht. Dass man schon immer aufpassen muss. Auch wenn man glaubt, dass man das Viech noch so gut kennt.“ (Biobauer S)

„Man muss natürlich immer aufpassen, sage ich, weil Tiere an und für sich, in meinen Augen, kein Gewissen haben. Das unterscheidet sie sehr stark. Wenn er glaubt, dass er mir wehtun muss, dass er mich weghaben muss, dann tut er mich weg, ja? Das tut ihm nachher nicht weh, das stört ihn nicht, wenn ich fort bin. Das meine ich, das ist das Risiko in der Tierhaltung, und das musst du halt sehen, dass das da ist.“ (Biobauer V)

In bestimmten Situationen wird daher ein gewisses Maß an Gewalt als Notwendigkeit empfunden, um das Tier in seine Schranken zu weisen:

„In gewissen Situationen musst du dich auch wehren gegen das Viech. Ich habe es zwar noch nie gehabt den Fall, aber andere die nachher von einem Stier wo ran getuschelt worden sind...Was sollst du machen? Sollst du lustig sein zu ihm? Oder sollst du ihm gut zureden? Das geht dann einfach nicht mehr. Und das muss das Viech auch lernen. Aber wie bringst du es ihm bei? Nur durchs Zureden? Geht nicht immer.“ (Biobauer T)

„Also ich haue, wenn eine Kuh zum Beispiel jetzt überhaupt nicht...Wie soll ich sagen? Musst du ihr schon den Willen aufzwingen. Weil sonst macht sie mit dir was sie will und wenn du jetzt nicht weiterkommst, dann ja, dann wird sie geschlagen. Habe auch ein paar Mal auf eine Kuh gehaut. Aber dann merkt sie, dass das nicht geht, nicht? Aber nicht ohne Grund oder mutwillig, dass ich sage: ‚Ich haue sie einfach nur, weil mir das Spaß macht.‘ Nein, das tue ich sicher nicht.“ (Biobauer F)

Diese Gewaltanwendungen dienen, zum Ärger von Bauer P und Biobauer X, Außenstehenden, die mit landwirtschaftlichen Abläufen nicht vertraut sind, als Grundlage für falsche Interpretationen. In den folgenden Zitaten kommt ein Gefühl des

„Unverstanden-Seins“ zum Ausdruck, das durch Unverständnis von Seiten anderer Gesellschaftsmitglieder hervorgerufen wird (vgl. auch Kapitel 4.18, in dem auf diese Thematik näher eingegangen wird).

„Mutwillig schlägst du sie überhaupt nicht. Aber bei uns manchmal, bekommen wir eine neue Kalbin dazu und die anderen treiben die Kalbin bis zum geht nicht mehr. Dann gehe ich hinein und dann gib ich derer Großen eine dass die gleich weiß, dass die Herrlichkeit vorbei ist. Meistens sind das die, die was als kleiner auch getrieben worden sind. Da musst du dann ganz einfach reagieren. Das mutet man ihnen zu. Aber viel mehr...und genauso wenn ich eine Kuh wo hinaustreibe, dann muss ich sie auch ganz einfach ein bisschen anders behandeln, als wie wenn ich sie sonst rennen lasse, ja? Wenn sie dort hinausmuss, wo sie normal nicht hinausgeht, dann weiß die das nicht und dann muss ich ihr schon zeigen, wie sie da hinaus muss, und dann musst du schon ein bisschen anders dahinter sein. Ja, dann musst du oft ein Viech schrecken, dass sie nachher rausgeht. Hat mit mutwillig oder was nichts zu tun. Aber das sind oft Sachen. Wenn das einer sieht, der sagt, das ist Tierquälerei. Das haben wir eh schon immer gehabt. Weil die was das immer filmen nachher, das sind dann oft Sachen was gezeigt werden. Und da möchte ich, der was gefilmt hat, der soll einmal reingehen und sich dort re einstellen. Weil der ist schneller draußen als was er schauen kann. Da musst du ganz einfach ein bisschen reagieren.“ (Bauer P)

„Es ist manchmal notwendig, dass man gewissen Druck anwendet. Das was einer, der was das nicht weiß, oder von außen kommt, nicht versteht. Es ist manchmal ein bisschen eine Gewalt dabei, es ist einfach so. Was machst du wenn eine 300 Kilo Sau steht und nicht rauf gehen will. Was machst du dann?“ (Biobauer X)

Wenn den Tieren jedoch ständig mit Gewalt begegnet wird, bringt das mehr Schaden als Nutzen für den Tierhalter/die Tierhalterin. Bäuerin O beschreibt das exemplarisch an ihren Zuchtschweinen, die bei nicht tiergerechter Behandlung eventuell nicht empfängnisbereit würden oder in ihrer Angst die eigenen Ferkel verletzen könnten. Beides wirkt sich negativ auf die Wirtschaftlichkeit aus und ist daher aus Sicht der Landwirtin von vornherein zu vermeiden:

„Nein, eigentlich nein, ich meine, das [Gewalt] hat es auch nicht verdient. Schließlich und endlich ist es ein Nutztier und ich meine, wenn ich es traktiere und was weiß ich was alles, es bringt mir nichts mehr. Weil schlimmsten Falles kommt es nicht in die Rausche³⁶, und es ist hysterisch, beißt vielleicht auf die Ferkel hin.“ (Bäuerin O)

Biobauer T merkt zudem an, dass sich die Tiere merken, was mit ihnen angestellt wird und wie mit ihnen umgegangen wird. Er erzählt dies anschaulich anhand der gesetzlich vorgeschriebenen Kennzeichnung von Schweinen, die verlangt Ohrmarken und Schlagstempel an den Tieren anzubringen. Dass die Schweine diese Prozedur für einige Tage negativ in Erinnerung behalten, manifestiert sich für Biobauer T in ihrem veränderten Verhalten ihm gegenüber:

„Man sollte ihnen nicht dauernd eine wuchten. Weil dann kommt es retour, weil dann verlieren sie irgendwo das Vertrauen in dich. Zum Beispiel die Ohrenmarkenzwickerei: du musst ja bevor du eine Sau verkaufst, den Schlagstempel hinein hauen. Das ist auch so eine Arbeit, siehst du, dass ist so eine Arbeit, die was mir überhaupt gegen den Strich geht. Kennst du die Schlagstempel? Das sind Tätowierstempel. Im Prinzip Nadeln. So breite

³⁶ „Rausche“ bezeichnet den Zustand, in dem ein Schwein deckwillig und empfängnisbereit ist (Anmerkung der Verfasserin). Nach dem Absetzen der Ferkel reagiert die Sau binnen vier bis sechs Tagen mit einer fruchtbaren Rausche (Jungbluth et al. 2005:137).

Stempeln, deine Betriebsnummer ist da drauf. Den haust du ihnen nachher ins Schwartel hinein mit einer Farbe. Dass sie am Schlachthof wissen, von was für einem Betrieb sie ist. Wenn du dort hinein gehst in den Stall und machst das, dann kannst du dich bedanken, die gehen dir drei Tage nicht mehr zu. Da werden sie total nervös. Na ja, ich meine, du haust die Sau im Prinzip ja nachher, nicht?" (Biobauer T)

Am Verhalten der Tiere ist auch erkennbar, aus welchem Stall sie stammen beziehungsweise wie sie dort behandelt wurden. Biobauer H erzählt von einer seiner Kühe, die immer nach ihm auszuschlagen versucht, sobald er in ihre Nähe kommt. Er führt dieses Verhalten auf den Vorbesitzer/die Vorbesitzerin zurück.

„Das sieht man dann auch. Das sind dann wiederum solche Erfahrungen. Da denke ich mir, die war vorher in einem anderen Stall und ich weiß nicht was der mit dem Viech gemacht hat, nicht?" (Biobauer H)

Verantwortungsgefühl und Verpflichtung

Die Arbeit und der Umgang mit Nutztieren erfordert einen großen Verantwortungssinn. Bauer J spricht von der Notwendigkeit eines Verantwortungsgefühls gegenüber dem Tier, das stärker wiegt als die Verantwortung gegenüber der Arbeit auf dem Feld. Er begründet das mit dem bereits im vorherigen Kapitel erwähnten Lebens- und Tagesrhythmus, der sich aus der Tierhaltung ergibt:

„Du hast Verantwortung für die Tiere, mehr als wie wenn ich sage, ich bin ein spezialisierter Ackerbaubetrieb. Was auch seine Berechtigung hat, aber wenn ich Viecher habe, habe ich mehr Verantwortung und es ist auch der Lebensablauf am Betrieb ganz anders. Es ist...du musst halt auch immer da sein, was nicht immer einfach ist und ich glaube schon, dass das auch den Menschen dann prägt, dieser Kreislauf mit den Tieren am Hof. Weil das kriegen schon die Kinder ganz anders mit. Die wachsen damit auf und ich finde das...es gehört das Nutztier ganz einfach in die Nahrungsmittelkette rein. Es ist einmal so. Wir leben auch vom Fleischverzehr." (Bauer J)

Sobald Tiere gehalten werden, geht der Mensch eine Verpflichtung ein, der er täglich nachkommen muss und die somit permanenten Charakter hat. Diese Verpflichtung und die notwendigen Arbeiten, die damit einhergehen, bestimmen das Leben der befragten Bäuerinnen und Bauern auf entscheidende Art und Weise:

„Ja, es ist so, dass das Viech vorn Menschen geht. Aus. Die Einstellung habe ich halt, nicht? Wenn du hinten füttern musst oder hinten irgendetwas ist, dann muss ich da aufstehen und hintere gehen schauen. Wenn einer schreit, wenn irgendetwas ist, der Stier, dann bleibt alles liegen. Alles. Wirklich alles." (Bauer D)

„Es ist halt eine gewisse Verpflichtung, nicht? Das geht einmal bevor und dann kannst du die anderen Sachen machen. Weil das ist halt...das sind halt Lebewesen, mit die...das musst du immer machen. Als erstes machen. Ein Material kannst du auf die Seite stellen und sagen. „Ich mache es morgen." (Biobauer I)

„Das Viech braucht auch sein Recht und ja, wenn ich eines habe, dann muss ich es eben pflegen und füttern. Ja, muss ich mich darum kümmern. Muss auch an einem Sonntag in den Stall gehen. Wenn ich auch nicht will, aber das ist einmal so." (Bäuerin C)

„Man muss täglich die Arbeit machen, und das ob man krank ist, ob man gesund ist, ob man in Urlaub fahren will oder nicht. Die Frage stellt sich dann gar nicht, weil man es täglich machen muss.“ (Bauer W)

Für Bäuerin K ist eine Gewissenhaftigkeit beim Arbeiten und im Umgang mit ihren Tieren selbstverständlich. Sie kann gar nicht anders, als sich an ihrem Pflichtgefühl zu orientieren:

„Na ja, ich meine jeden Tag haben sie schon ihre Ordnung. Was weiß ich, jeden Tag ausmisten, jeden Tag füttern. Also da bin ich schon sehr genau. Da würde ich mir nicht jetzt irgendwie denken, na heute lasse ich das stehen oder heute brauche ich nicht ausmisten. Na euch ist es eh wurscht. Ihr könnt eh nicht sagen: ‚Tu es mir.‘“ (Bäuerin K)

Was in vielen Interviews auffiel, war ein nahezu fatalistischer Zug in der Einstellung zur Arbeit. Arbeit ist da und muss gemacht werden. Es hat keinen Sinn, sich über Arbeitspräferenzen oder lästige Arbeiten Gedanken zu machen, denn auch diese gehören erledigt.

Analog dazu werden die anfallenden Arbeiten von Bauer P aus pragmatischer Sicht beurteilt. Die Arbeiten im Stall gehören an jedem Tag im Jahr gemacht, ob man sie nun mag oder nicht:

„Das sind Arbeiten, die gehören ganz einfach gemacht, und die macht man halt ganz einfach. Wenn man keine Freude hätte, ja, dann hätten wir sicher schon was anderes gemacht. Hätten wir die ganzen Viecher draußen und wären arbeiten gegangen. Möglichkeiten zu Arbeiten ist ja nicht das große Problem hier. Aber man hat das ganz einfach. Man hat nicht immer eine Freude, das ist schon klar, uns ist es auch manchmal lieber wir sind woanders als im Stall draußen. Aber wenn du keine Freude hast, machst du es ganz einfach nicht. Positiv denken musst du da, weil wenn du immer negativ denkst nachher, dann gehst du gar nicht mehr hintere nachher. Wird's nix nachher. Das ist ganz einfach so. Du musst Arbeiten machen. Ja wenn etwas nicht so rennt wie es rennen sollte nachher, da hast du dann mehr Arbeit, du hast zwar keine Freude damit, aber du weißt dass es gemacht gehört und machst es auch ordentlich nachher. Weil man weiß, dass es gemacht gehört, ganz einfach, ja?“ (Bauer P)

An Sonn- und Feiertagen in den Stall zu gehen, gehört ebenso dazu. Obwohl Biobauer I nicht immer eine Freude damit hat, auch an Sonntagen nach seinen Hühnern sehen zu müssen, ist ihm bewusst, dass er die Verantwortung für seine Tiere auch diesen Tagen wahrnehmen muss:

„Ja, grundsätzlich...ich sehe das als...es muss gemacht werden. Jetzt hast du es angefangen, jetzt musst du es machen. Sicher würdest du was anderes am Sonntag...mache ich nicht gerne...aber das ist halt...Tiere, da musst du am Sonntag auch was arbeiten.“ (Biobauer I)

Bauer M versucht auch an solchen Tagen das Positive zu erkennen:

„Ja, wenn man, eigentlich an und für sich gehe ich gerne hintere. Das Füttern, das macht mir nichts eigentlich. Das ist sogar an einem Sonntag, denke ich mir oft, jetzt warst du länger aus oder irgendetwas, denke ich mir aber trotzdem: ‚Ah das ist angenehm. Man macht eine Bewegung am nächsten Tag.‘ Und da muss man das Positive sehen, da darf man sich nicht ärgern, warum die Anderen noch schlafen bis um 10 Uhr und du musst schon um 6, halb 7 draußen sein. Da denke ich mir, das ist, man macht Bewegung und kriegt frische Luft.“ (Bauer M)

Bauer L vergleicht die Verpflichtung gegenüber Tieren mit der Verpflichtung gegenüber Kindern. Entweder man entscheidet sich welche zu haben mit all den dazugehörigen Konsequenzen oder man lässt sich erst gar nicht darauf ein.

„Wenn du Viecher hast, sind genau wie Kinder. Entweder hast du Kinder, dann hast du sie wie es sich gehört, und genauso ist es bei den Viechern. Ist dasselbe. Entweder habe ich Viecher oder habe ich keine.“ (Bauer L)

Das Tier braucht seine Aufmerksamkeit beziehungsweise Pflege, damit es die von ihm erwartete Leistung³⁷ erbringen kann. Damit das Tier die Leistungserwartungen erfüllen kann, sollte der Mensch de facto in seinem eigenen Interesse bestrebt sein, beste Haltungsbedingungen zu gewährleisten und seiner Verantwortung gegenüber dem gehaltenen Tier nachkommen:

„Obwohl das eh, ja, ich meine, es ist eh jeder bedacht darauf, dass es ihnen gut geht, weil man hält sie sich ja eigentlich auch aus dem Grund, dass sie eine gewisse Leistung bringen. Ob es jetzt Fleischleistung, Milchleistung, Legeleistung oder was auch immer ist...Und wenn ich meine Tiere nicht pflege, dann habe ich halt auch kein Einkommen.“ (Biobauer Q)

Bauer R und Biobauer X empfinden es ähnlich:

„Also ich versuche auf die Bedürfnisse der Tiere einzugehen, was sie haben. Vor allem punkto Haltung und Fütterung und so. Dass es keine Probleme gibt. Und versuche ihnen das Leben so angenehm wie möglich zu machen, weil ich erwarte mir ja was von ihnen, nicht? Sie sollen ja eine Leistung bringen und das geht nur, wenn es ihnen gut geht.“ (Bauer R)

„Umso besser es deinem Viech geht, umso mehr, man sagt zwar ‚danken‘ dazu, aber umso mehr leistet es. Also der Spruch ist einfach so: wenn es dem Viech gut geht, dann dankt es dir es mit einer guten Leistung. Aber das hat nichts mit danken zu tun, sondern einfach wenn es dem Tier gut geht, dann gibt es dir das auch wieder zurück.“ (Biobauer X)

Dieser Ansatz, dass die Beziehung zwischen Mensch und Tier in der Landwirtschaft als eine Art Symbiose verstanden werden kann oder zumindest symbiotische Elemente in sich trägt, wird auch von Lund (2006:48) in ihrem Artikel angesprochen. Symbiose insofern, dass beide Seiten einander etwas geben und folglich voneinander profitieren. Lund merkt jedoch kritisch an, dass dem von einem ethischen Standpunkt aus nicht zugestimmt werden kann. Denn, „humans have used their intellectual advantage over animals to exploit the weaker partner and make it a relationship of constraint.“

Das Tier respektvoll behandeln, dabei aber den Status eines Tieres nicht mit dem eines Menschen verwechseln, erscheint den befragten Bauern und Bäuerinnen wichtig. Eine „gesunde“ Einstellung zum Tier beinhaltet die richtige Relation zwischen Mensch und Tier, wie die folgenden Aussagen auf unterschiedliche Art und Weise veranschaulichen:

³⁷ „Leistung ist Ausdruck von Gesundheit“. Dieser alte Merksatz hat vielleicht früher gegolten. Jedoch heute lassen Schweine, die in weniger als sechs Monaten ihr Schlachtgewicht, und Kühe die bis zu 12.000 Liter Milch im Jahr geben, ihn ein wenig paradox erscheinen (Idel 2001).

Auch Schneider (1992) merkt an, dass man sich davor hüten sollte, die hohen Leistungen der Tiere als Indikator für deren Wohlbefinden herzunehmen. Dieses Argument wird oft in der Diskussion vorgebracht und es erscheint auf den ersten Blick sogar plausibel. Man übersieht jedoch, dass die meisten Nutztiere heute bereits durch Züchtung so vorprogrammiert sind, dass sie gar nicht anders können, als hohe Leistungen zu erbringen. Dieses „Hochleistungsparadigma“ rächt sich dahingehend, dass sich die Nutzungsdauer vieler Tiere frappant verkürzt hat. Wenn man den Vergleich mit dem Menschen nicht scheut, so wie Schneider, dann können im Bezug auf Leistung durchaus Parallelen zwischen Mensch und Tier gezogen werden. Denn ein Mensch, der viel leistet muss deswegen nicht automatisch auch zufrieden und glücklich sein.

„Wenn das Viech einmal mehr wert wird, wie der Mensch, dann denke ich mir, das kann nicht ganz das Richtige sein. Und das ist teilweise schon, das taugt mir nachher überhaupt nicht.“ (Biobauer T)

„Ich war jetzt erst vor kurzem beim Tierarzt auch drüben und da habe ich das so ganz stark mitverfolgt, weil ich eine halbe Stunde warten habe müssen. Da muss ich ehrlich sagen, da krampft es mich schon zusammen ein bisschen, muss ich sagen. Das ist nicht so meines, weil ich ja ein Kindernarr bin und ganz stolz auf meine Kinder bin. Und dann denke ich mir, hoffentlich haben die Kinder auch, die was sie so behandeln oder ist es ein Kinderersatz. Da tröste ich mich darüber hinweg, aber da spielen sich Szenarien ab, wenn die da in das Katzenkörperl hineinredet. Da kann ich mich nicht identifizieren.“ (Bauer J)

Biobäuerin X hat ähnlich Bauer J manchmal das Gefühl, dass Tiere mehr Wertschätzung erfahren als Kinder. Für sie und auch Biobäuerin S ist das nicht nachvollziehbar:

„Ich meine es ist total furchtbar, finde ich, wenn man wo hinkommt, und sagt: ‚Ich habe vier Kinder oder so.‘ Und die Reaktion ist: ‚Ahhhh, vier Kinder‘. Und einer mit vier Hunden: ‚Mei bist du tierlieb‘. Das tut dann schon ein bisschen in der Seele weh. Sagen wir mal so. Da finde ich auch doch, dass Tiere unterzuordnen sind. Da hört es sich auf. So wie ‚Hunde Willkommen im Hotel‘, aber ‚Kinder lieber nicht‘. Da geht es am Sinn des Lebens, glaube ich, vorbei.“ (Biobäuerin X)

„Dass die Überbewertung von manchen Tieren, manchen Rassen, viel zu hoch ist eigentlich, nicht? Für den einzelnen ist es vielleicht in Ordnung, es kann jeder selber denken was er will, nicht? Aber für die Masse, dass manchen Menschen die Tiere wichtiger sind als eigene Kinder, ist dann halt schon arg.“ (Biobäuerin S)

Ruhe und Vertrautheit

Im Allgemeinen schätzen die Nutztiere laut Aussagen der Bauern und Bäuerinnen im Umgang vor allem eine ruhige Ausstrahlung und Vorgehensweise von Seiten des Menschen:

„Umso ruhiger mit die Viecher umgegangen wird, umso leichter geht alles nachher.“ (Bauer P)

Die LandwirtInnen sind mit ihren Tieren vertraut, aber auch die Tiere sind mit den LandwirtInnen als Bezugspersonen vertraut, wie Bauer M erklärt. Nicht nur der Mensch kennt seine Tiere, sondern auch die Tiere kennen „ihre“ Menschen.

„Wenn ich sehe, dass sie unruhig sind, dann sage ich meistens: ‚Seids brav!‘ Oder ich spreche mit ihnen beruhigende Worte, weil die Tiere sind schon gewöhnt auf den, der was sie füttert und auf den, der was sie betreut. Sie kennen das schon extrem auseinander, nicht? Wenn da ein Fremder kommt, werden sie nervös und fangen zum Raufen an. Und wie gesagt, sie kennen die eigenen Leute schon. Bei den Kleinen ist es kein Problem nicht, aber je älter sie werden, desto empfindlicher werden sie gegenüber irgendwelchen äußeren Einflüssen. Also wenn da im Hof irgendetwas ist, oder wie gesagt, hauptsächlich auch fremde Leute durchgehen, fangen sie an zum Raufen und zum Plärren. Und wenn man da mit ihnen spricht beruhigend und so, also dann lassen sie sich eher beruhigen.“ (Bauer M)

Eine Ruhe und Vertrautheit im Umgang mit den Tieren hat vor allem praktische Aspekte. Bauer D beschreibt wie leicht es ihm dadurch fällt, seine Stiere einzufangen:

„Na, siehst du eh. Es hat ja einen Sinn auch. Ich kann sie ja dann einfangen mit dem Strick, nicht? Er kommt her, kann ich mich spielen oder ich kraule ihn ein bisschen. Und habe ihn schon.“ (Bauer D)

Stimmungen des Menschen übertragen sich auf die Tiere im Stall. Der Mensch als handelndes Subjekt wird somit zum Stimmungsträger für den gesamten Stall:

„So wie der Tierhalter ist, glaube ich, dass das auch übertragbar ist auf die Tiere dann. Also wenn der ein bisschen nervöser ist oder was, dann sind die Tiere auch gleich nervöser.“ (Jungbauer A)

In Stresssituationen oder bei schlechter Laune überträgt sich die Unausgeglichenheit auf die Tiere und die Arbeit als Ganzes:

„Ja, man darf auf keinen Fall schreien, nervös sein, hektisch. Also das ist das, was sie... Weil das geht dann auf die Viecher über und dann hat man einen Murks beieinander. Man muss ruhig, aber bestimmt, glaube ich, sollte man damit umgehen. Das ist am allerbesten.“ (Bauer R)

„Aber wenn man im Umgang mit dem Tier vielleicht einmal einen Fehler macht, manche Tiere verzeihen das nicht. Ganz ganz schlecht ist, schreien und schrill – also das wollen sie nicht. Man muss immer schauen, dass man eine Ruhe ausstrahlt. Man schafft es halt nicht immer, nicht?“ (Bauer U)

„Und vor allem es gibt Zuchten, die sind so sensibel, wenn du da ein lautes Wort sagst, keppeln sie zurück und werden total nervös. Obwohl das eine ruhige Zucht ist normalerweise. Aber wie du anfängst dort zum nervös werden, da kommt das genauso retour. Eine Sau ist nicht blöd. Die sind äußerst intelligent.“ (Biobauer T)

„Also wir haben manchmal Schweine. Die gehen nicht so recht. Die sind Sturschädel. Mein Mann ist auch ein Sturschädel. Und wenn die dann nicht geht und er narrisch wird, dann geht sie überhaupt nicht. Und ich sage: ‚Bitte geh! Lass mich das alleine machen.‘ Dann stellt er sich irgendwo auf die Seite. Also wenn man ruhiger ist, oh ja das merkt man. Dann gehen sie ganz anders. Als wie wenn man jetzt sagt: ‚Ich habe keine Zeit. Geh schnell, weil ich muss fertig werden.‘ Dann gehen sie garantiert nicht. Dann tun sie garantiert nicht was wir wollen.“ (Biobäuerin G)

Gerade wenn die Arbeit besonders schnell erledigt werden will, trotzen die Tiere allem Anschein nach der vorgegebenen Hektik:

„Ja, schon. Weil wenn du es dann gnädig hast oder so, dann geht das überhaupt nicht. Wenn du sagst, es sollte schnell, schnell fertig werden, und dann geht es erst recht nicht.“ (Biobauer F)

„Und eine Kuh mit ihrer Ruhe, die sie ausstrahlt, hat natürlich auch keinen Stress wenn ich einen habe. Das heißt, wenn ich jetzt einen Termin habe und müsste schon dort und dort sein, und die Kuh will einfach nicht von A nach B gehen. Dann wird es ein bisschen ungut. Weil dann wird es echt stressig. Eine Kuh, wie gesagt, wenn dann eine Hektik drinnen ist, dann reagieren die Tiere eigentlich, ja so wie sie nicht reagieren sollten, sie trotzen dem überhaupt. Wenn eine Kuh nicht will, das ist fast so wie bei einem Elefanten. (...) Wenn ich keinen größeren Stress habe, dann bin ich eigentlich, dann passt das eigentlich alles, ja? Dann passt es für mich und dann passt es für die Kühe.“

Wenn ich einen Stress habe und schon wo anders sein müsste, da passt es für beide nicht. Da passt es für mich nicht und für die Kühe auch nicht. Da habe ich eine Unruhe drinnen und die Viecher wollen das einfach nicht. Die reagieren dann auch entsprechend. Also man sollte wirklich immer genug Zeit haben. Altes chinesisches Sprichwort: ‚Wenn du es eilig hast, lasse dir Zeit.‘ So auf die Art, weil umso hektischer als was du bist, umso weniger funktioniert das so wie du willst. Und umso weniger tun die Kühe das, was du gerne hättest. Ein Zeitdruck ist das allerschlechteste. Wenn der Zeitdruck nicht da ist und man kann in Ruhe arbeiten, dann ist das was Schönes. Und dann habe ich was davon und sie haben was davon.“ (Bauer U)

4.4 Sozialisation in Bauernfamilien und ihre Auswirkungen auf das Mensch-Nutztier-Verhältnis

Inhetveen (1995) erkennt in der Landwirtschaft nicht nur eine Produktionsform, sondern auch eine spezielle Lebensform. Im bäuerlichen Alltag gehen Familienalltag, Mithilfe im elterlichen Betrieb und Freizeit oft ineinander über. Integriert in den bäuerlichen Lebenszusammenhang erleben die Kinder von klein auf, wie der eigene Lebensrhythmus täglich und jährlich vom Rhythmus der bäuerlichen Arbeiten auf dem Hof bestimmt wird. Damit wird ein spezieller Typus bäuerlicher Sozialisation³⁸ geprägt, aus dem heraus sich Mentalitäten, Werthaltungen und Lebensperspektiven entfalten.

Aufgrund der Interviews besteht die Annahme, dass die Sozialisation auf einem bäuerlichen Betrieb das Verhältnis zwischen Mensch und Tier entscheidend prägt und dies anders als bei Menschen, die nicht im bäuerlichen Umfeld aufwachsen. Das vor allem, da Tiere in der Landwirtschaft in einem wirtschaftlichen Kontext gehalten werden und daher andere Bedingungen vorherrschen als in der Hobbytierhaltung. Genauere Studien, die sich mit dieser Thematik auseinandersetzen fehlen bis dato, wären aber sicherlich wert durchgeführt zu werden.

Die Einstellung gegenüber Tieren ist eine individuelle Angelegenheit, die eng mit der Lebensgeschichte eines Menschen verwoben ist. Verschiedene Einflussfaktoren, vor allem der von der Familie, Freunden und KollegInnen vermittelte Umgang mit Tieren, aber auch frühere Erfahrungen mit Tieren beeinflussen und prägen das Mensch-Tier-Verhältnis. Bei den befragten Bauern und Bäuerinnen wurden die Eltern und die Kindheit auf einem Bauernhof als die am prägendsten empfundenen Elemente eingestuft, wie die folgenden Äußerungen verdeutlichen:

„Bei mir sicher mein Vater, weil ich mit dem einfach schon als Kind im Stall war immer. (...) Bei den Stieren habe ich selber in Erinnerung, dass es immer schön war. Zum Beispiel beim Vater drinnen sitzen im Stall und zuschauen einfach auch. Von klein auf, das war immer so. Eigentlich. Dass man sich während dem Füttern kurz hingesetzt hat und dann ist es eh weitergegangen.“ (Biobauer S)

„Bei mir waren es auch meine Eltern. Ich bin von klein auf mit Kühen aufgewachsen. Dafür sage ich, mir sind Rindviecher lieber wie Schweine. Obwohl Schweine auch lieb sind, aber mir sind Rindviecher irgendwie lieber.“

³⁸ „Sozialisation heißt jener zweiseitige Vorgang der ‚Sozialwerdung‘ und ‚Sozialmachung‘, durch den einerseits ein Individuum lernt, sich seiner sozialen Umwelt anzupassen, und andererseits ein Individuum in ein soziales System funktional eingefügt wird, indem es mit den kulturellen Werten und Symbolen vertraut gemacht wird, Normen und Verhaltensmuster vermittelt bekommt und in den Kenntnissen und Fertigkeiten zur Ausübung bestimmter Rollen ausgebildet wird. Ziel der Sozialisation ist es, Menschen zu befähigen, bestimmte Positionen einzunehmen und die dazu gehörenden Rollen erwartungsgemäß auszuüben. (...) An der Sozialisation wirken alle Menschen mit, mit denen eine Person in direkten Kontakt kommt, außerdem alle indirekten Kontakte mit der Kultur. Auch die soziale Wirklichkeit der erlebten Umwelt, zum Beispiel des Dorfes oder des Betriebes, ist in hohem Maße sozialisationsrelevant. Der Sozialisationsprozeß [sic!] dauert das ganze Leben lang, ist aber im Kindes- und Jugendalter besonders eindringlich.“ (Planck/Ziche 1979:140)

Ja, von klein an...alles machen, alles mithelfen. Mir hat das gefallen." (Biobauerin F)

„Na ja, das kommt einfach, glaube ich, von den Eltern her, oder? Wenn du es immer gesehen hast. Oder ich weiß nicht, denke ich mir, nicht? Wir haben daheim auch Viecher gehabt. Ich komme auch aus einer Landwirtschaft heraus, und da kriegst du schon irgendwo eine Beziehung für die Viecher mit. Und bei ihm [dem Ehemann] war es dasselbe, nicht? Waren immer da, nicht? Also ich glaube, das kriegst du einfach von daheim mit.“ (Bäuerin P)

„Wie du es immer lernst von daheim weg. Viecher waren immer da. Es hat mich immer fasziniert, wenn ich hinten im Stall gestanden bin und zuschauen habe können, wie die kleinen Ferkeln auf die Welt kommen oder so. Da habe ich mich stundenlang auch reinstellen können und zuschauen können. Ich habe eigentlich immer gesagt, ich will eh Bauer werden.“ (Biobauer T)

„Na ja, eigentlich mein Vater. Weil der hat auch schon für das gelebt. Und das habe ich eigentlich anfangs nicht verstanden, dass man so sein kann. Jetzt bin ich selber so.“ (Bauer U)

„Na, sicher meine Mutter. Ich meine ich habe oft einen Aufsatz vorlesen oder Gedichte lernen müssen, am Strohhallen sitzend. Meine Mutter hat gemolken mit der Hand, ja? Also das...und wenn ich irgendwo schlimm war oder ich habe mich verlesen, hat sie gleich herüber gehalten und hat mich angespritzt. Hat sie mir das gleich korrigiert, habe ich gleich gewusst, habe ich irgendetwas falsch gesagt. Also sicher die Mutter sehr viel. Natürlich gezwungenermaßen, ich meine wo hast du Zeit verbracht? Wir waren am Nachmittag ein bisschen uns selber überlassen, wenn wir von der Schule kommen sind. Und am Abend, wenn die Mutter praktisch daheim war, haben wir die Mutter die einzige Zeit wirklich für uns gehabt, wenn sie bei der Kuh gesessen ist. Weil sonst war sie am Acker.“ (Biobauer Y)

Mithelfen im Stall, seit Kindheit an, die täglichen Arbeiten mit und an den Tieren miterleben, das Tier mitunter von Geburt an kennen – all diese Gegebenheiten wirken sich entscheidend auf die Einstellung zum Tier aus.

Bauer P beschreibt das Mitwachsen mit den Tieren und die Begleitung in allen Lebensphasen von Geburt an. Die Tiere werden mit einem selbst älter:

„Mit die Kälber hast dich immer gespielt nachher und dann hast du sie immer als große Kuh auch kennt nachher. Und das ist ganz einfach, da ist eine Beziehung mitgerennt nachher, weil das einfach nicht lange dauert bis sie eine Größe haben.“ (Bauer P)

Eine hohe Arbeitsbelastung machte es vor allem in der Vergangenheit auf manchen Betrieben notwendig die Kinder als Arbeitskräfte zuzuziehen (vgl. zu dieser Thematik auch Kapitel 4.21). Bauer D wurde bereits in jungen Jahren in den Arbeitsprozess am elterlichen Hof eingebunden. Seine Arbeitseinstellung hat das entscheidend geprägt und sich bis heute erhalten:

„In der Jugendzeit fängt es an. Die Mama ist früh krank geworden. 6 Kühe melken mit 14 Jahren. Da bekommst du Muskeln wie ein...Und es muss immer wer da sein. Erst kommt das Viech und dann der Mensch. Wenn wer hereinkommt und was will, muss warten. Es kommt zuerst das Viech.“ (Bauer D)

Auch Bäuerin C musste schon sehr früh im Stall mithelfen. Sie macht die Arbeit bis heute gerne:

„Na, eigentlich mache ich das eigentlich schon gerne. Ich habe es eigentlich daheim immer gerne gemacht, mit meiner Mutter immer, weil der Vater zeitlich gestorben ist und damals war ich 14 Jahre und wir haben eigentlich immer mithelfen müssen. Und ich habe es eigentlich gerne gemacht und mache es eigentlich heute noch gerne.“ (Bäuerin C)

Dennoch erinnert sie sich an die damit verbundenen Zwänge und Entbehrungen in der Kindheit:

„Eigentlich haben wir halt immer müssen füttern gehen und die anderen Mädchen haben können spielen gehen und sonst was. Wir haben müssen helfen. Oder im Sommer sind sie baden gefahren, und dann hat es halt geheißen: „Na ja, kannst heute nicht, weil musst daheim bleiben und musst uns helfen.“ (Bäuerin C)

Bereits im Kindheits- und Jugendalter kristallisiert sich unter den Geschwistern heraus, wer Freude an der Bauernhofarbeit hat und sich als mögliche Bäuerin/möglicher Bauer eignet und wer nicht. Bäuerin E erlebte ihre Mitarbeit am elterlichen Hof und die an sie gestellten Anforderungen im Gegensatz zu ihrer Schwester als weniger belastend:

„Ok – ja als Kind sind wir freiwillig in den Stall gegangen – ja, es war lustig, ja? Und dann später hat es geheißen, ok, wir sind im Weingarten draußen und bis wir kommen, na ja, da könnt’s daweil gefüttert haben. Ja? Kein Problem, für mich war’s eher weniger ein Problem. Für die Schwester, na ja, die hat schon manches Mal ein Schnoferl³⁹ gemacht. Die hat es nicht immer so gerne gemacht, ja?“ (Bäuerin E)

Als Kind ist der Zugang zu einem Tier ein anderer als Erwachsener. In der Kindheit werden Tiere oftmals als Spielgefährten wahrgenommen und die Tiere werden in einem größeren Ausmaß personifiziert. Kinder neigen eher dazu den Tieren einen Namen zu geben und sich mit ausgewählten Tieren intensiver zu beschäftigen:

„Und die kleinere Tochter, die ist eine zeitlang intensiver gekommen und wenn sie da war, die ist jedes Mal wenn sie rein gegangen ist in den Stall, die hat immer dasselbe Hendl wieder heraus gebracht. Also irgendwas muss schon dran sein. Es war halt...es ist aufgefallen das Hendl. Das war nicht rot, das war halt mehr weißlich. Gesprenkelt, nicht?“ (Biobauer I)

„Unsere Kinder haben immer ganz liebevolle Namen ausgesucht. Die haben gleich den Bruder auch genommen als Namen. Wo der keine Freude gehabt hat, aber da ist immer irgendwer, ein Namen ausgesucht worden, den sie kennen, nicht? So haben sie ihre Namen ausgesucht, nicht? Wie sie klein waren, gell? Die haben sich da wirklich Gedanken gemacht.“ (Bäuerin P)

Bäuerin K hat bereits in der Kindheit eine Vorliebe für Kühe entwickelt. Dennoch haben sich ihr Mann und sie aus wirtschaftlichen Gründen später für die Schweinezucht entschieden, da diese als gewinnbringender erachtet wurde:

„Ja, geprägt. Na ja wir haben schon immer Tiere gehabt. Wie ich gesagt habe, meine Eltern haben immer Tiere gehabt und als Kind habe ich mich nicht so besonders...Also die Schweine haben mir überhaupt nicht gefallen. Die habe ich nie mögen. Die haben immer geschrieen und waren schmutzig. Und das habe ich nicht wollen. Ich habe lieber die Rinder gehabt. Ein Rind ist ja ein einmalig schönes Viech. Und das ist so ruhig, beim Fressen. Also ein Rind hat mir immer gut gefallen, schon als Kind. Wenn wir ein Kalb bekommen haben, hat mir das immer gefallen. (...) Da haben wir immer Namen gegeben. Also da

³⁹ „Schnoferl“ bedeutet trotzig schmallen, eine beleidigte Miene machen (Anmerkung der Verfasserin).

haben wir immer, wenn sie ausgeschüttet haben, die Kühe...Da haben wir dann immer getauft, wie am Kalender der Tag war. Also wer da gerade der Namensheilige war. So haben wir immer getauft. Das weiß ich von meiner Mutter." (Bäuerin K)

Im Rahmen der Sozialisation am Bauernhof ereignen sich vielfältige Situationen mit Tieren, die zu prägenden Erinnerungen der Kindheit beziehungsweise der Jugend werden. Biobauer Y erinnert sich mit Bewunderung daran, wie sein Vater souverän mit den großen und schweren Stieren umzugehen gewusst hat. Er führt das darauf zurück, dass sein Vater stets eine gute Beziehung zu seinen Tieren aufgebaut hat:

„Der Vater ist auch, das war bei uns eine große Sache, ich meine, wir haben immer ein paar Stiere gehabt, ja? Und zu den Stieren hat der Vater immer schön zuche gehen können, ja? Das hat mich immer fasziniert. Obwohl das riesige Stiere waren. Die haben, was weiß ich, 700 Kilo oft gehabt. Ich meine, der Vater war ein relativ kleiner Mann. Und der hat zu den Stieren locker zuche gehen können. Und wenn die Fleischhacker gekommen sind, der Fleischhacker der was doppelt so schwer war wie der Vater und Muskeln gehabt hat, weil der Vater hat den oft an einer Schnur hinausgeführt. Ja? Und der Fleischhacker war nicht im Stande, den Stier zu führen, ja? Also das zeigt auch oder hängt auch mit dem Umgang zusammen." (Biobauer Y)

Biobauer H beschreibt Momente der Furcht und Besorgnis als Kind, wenn sich ein angebundener Stier von der Kette losgerissen hatte:

„Ja ungern eher, wann früher wie es im Stall war, da haben wir die Stier weggesperrt im Stall. Wenn die abgerissen sind mit der Kette und der ist herumgelaufen. Na, da hat man dann schon höllische Angst gehabt, dass da irgendetwas passiert. Da waren ja alle Generationen drinnen, kann man sagen. Von der alten Kuh bis zum alten Stier, bis zum kleinen Kalb. Und wenn dann ein großer Stier herumrennt, da habe ich schon eine Angst gehabt. Dass den Kälber was passiert oder den Kühen." (Biobauer H)

Bauer M und Bauer U erinnern sich an die Geburten von Kälbern als bedeutsame Ereignisse im Stall:

„Das war halt noch was, wenn eine Kuh ausgeschüttet hat oder was, also wenn sie ein Kalb bekommen hat, das abreiben mit Stroh...sicher wenn sie klein sind, ist es halt für ein Kind halt auch noch interessant. Haben ihnen Namen gegeben und so Sachen. Das war halt mit den Kälbern die Geschichte." (Bauer M)

„Und natürlich, früher das war eine Sensation, wenn du ein Kalb bekommen hast. Ich meine, jetzt ist es so, wenn du 30 Kühe hast, dann kriegst du permanent Kälber. Das ist einfach, das ist heute nicht mehr sensationell. Und die meisten, durch den Freilaufstall, die sind einfach da, und du hast eigentlich nichts damit zu tun. Früher durch die Anbindehaltung war es so, dass der Großteil der Geburten, nur mit menschlicher Hilfe möglich war, weil ja die Tiere so ungesund gehalten worden sind, dass sie alleine gar nicht abkalben haben können. Da war eigentlich eine jede Geburt ein Menschenauflauf, wo du auch 4-5 Leute immer gebraucht hast. Zum Anziehen, einer der sich auskennt, weil irgendeine Verdrehung war meistens da, dass nichts gegangen ist. Der Vater war da nicht sehr, also der war ein bisschen patschert⁴⁰ in der Richtung und da hat er immer, was weiß ich wie viele Leute gebraucht. Dann hat er natürlich auch immer die Panik gehabt, weil da ist es ja um etwas gegangen. Wenn da eine Kuh draufgegangen ist.

⁴⁰ „Patschert“ bedeutet unbeholfen, tollpatschig (Anmerkung der Verfasserin).

Das war damals ein Vermögen. Es ist ja so, heute ist ja das Tier sowieso nichts mehr Wert." (Bauer U)

Biobauer Y hat die Geburten im Stall weniger gut in Erinnerung, weil er damals den Eindruck hatte, dass sie für die Kühe eine vom Menschen herbeigeführte Tortur darstellen:

„Ich meine, ich habe das in meiner Kindheit, mit Grausen, mit Schrecken denke ich da immer zurück – wenn es Geburten gegeben hat im Stall, und sieben Leute haben der Kuh mehr oder weniger das Kalb herausgerissen. Ich meine das ist schrecklich." (Biobauer Y)

Biobäuerin S beschreibt wiederum das Gefühl, das sie als Kind beim Zusehen der Schlachtung empfunden hat:

„Nein, da war ich noch sehr klein, erst ein paar Jahre alt, da war es halt noch so üblich, dass man im Hof, bevor man sie sticht die Schweindln, im Hof rennen lässt, und dann sucht man sie aus quasi. Und dann ist es halt abgestochen worden, gleich im Hof direkt, nicht? Und das war halt als kleines Kind total arg, nicht? Die haben total geschrieen. (...) Ja überhaupt ist nichts erklärt worden. Ich habe eine Angst gehabt, weil die waren so groß wie ich zu dem Zeitpunkt, nicht? Das war einfach die Schreierei und das alles." (Biobäuerin S)

Wenn der Stall aufgrund einer Seuche beziehungsweise Krankheit ausgeräumt werden muss, sind die betroffenen Bauern und Bäuerinnen mit einer plötzlichen Leere im Stall konfrontiert. Bauer U und Bauer W haben das als einschneidendes Ereignis wahrgenommen⁴¹:

„Na ja, für mich war eigentlich das Prägendste in der Kindheit, wie sie uns den Stall ausgeräumt haben. Weil wir Tuberkulose gehabt haben. Das war so, das war im 64iger Jahr glaube ich, oder im 62iger Jahr, haben die Tuberkuloseuntersuchungen angefangen, die was es heute aber zum Beispiel nicht mehr gibt. Seit wir in der EU sind. Alle die positiv reagiert haben, die sind praktisch, die hast du verkaufen müssen. Die haben sie abgeholt und da haben sie, eben außer 2 Tiere sind am Betrieb verblieben, 14 oder was haben sie weggeholt. Von heute auf morgen ist der Stall leer, nicht? Für die Eltern war das ein Mordsschock und für mich eigentlich auch. Wenn du auf einmal keine Viecher mehr hast." (Bauer U)

„Na ja, ein prägendes Ereignis war sicher die Maul- und Klauenseuche. Also wie der gesamte Hof ausgeräumt worden war, waren meine Eltern am Boden zerstört. Das ist, was mir jetzt noch in Erinnerung ist. Na ja, das war damals schon ziemlich arg. Weil, wir haben sehr viele Jungrinder gehabt und auch damals noch mit den Ferkeln, wir haben damals noch Zuchtsauen gehabt mit Ferkeln. Und die sind halt, obwohl sie eigentlich alle gesund waren, im Prinzip, sind alle weggeräumt worden damals." (Bauer W)

Bauer J wurde als 14-Jähriger von einem Stier schwer verletzt und musste daraufhin ins Spital. Dieser Unfall ist ihm in bleibender Erinnerung, hat jedoch nicht, wie man eventuell vermuten könnte, dazu geführt, dass er sich von der Tierhaltung abgewandt hat:

„Mit 14 Jahren haben sie [die Stiere] mir in einer großen Box, haben sie mir beide Füße schon gebrochen. Das war auch so eine Nebengeschichte. Der Vater hat das immer so gemacht, er ist rein gegangen und hat die Strohballen

⁴¹Karin Jürgens (2002) hat sich in ihrem Buch „Tierseuchen in der Landwirtschaft“ eingehend mit den psychosozialen Folgen auf Seiten der betroffenen Bäuerinnen/Bauern befasst, wenn alle Nutztiere plötzlich getötet beziehungsweise weggebracht werden müssen.

aufgeschnitten und hat das verteilt das Stroh. Und ich bin da hineingegangen und sicher total falsch verhalten gehabt. Also nachweislich. Das sage ich heute auch schon meinem Sohn: ‚Bitte nicht ein Viech wenn es frisst, gehe hinein und wenn du eventuell angefressen bist.‘ Ich habe keine Angst gehabt, nie, ich bin mit dem aufgewachsen. Ich bin, glaube ich, mit 5, 6 Jahren schon unter die Viecher herumgegangen. Für mich war das... ich war die Respektsperson und das hat gepasst. Nur ich bin dann nicht dort wo der Opa immer hineingeht, über die Gitter, wo die Stier gefressen haben und daweil die gefressen haben, hat sich der da hinten mit seine Strohbällen unterhalten können, was er will. Den haben sie nicht mehr angesehen. Und ich bin so direkt zum Futtertisch hingegangen. Habe einmal 5, 6 weggescheucht...so a la ich bin da jetzt der große Chef. Und habe da Unruhe erzeugt. Und da war ein Stier, dem hat das nicht gepasst. Ich sehe das heute. Und nicht mit Absicht, also dass er wild ist. Es ist, ein Stier selber geht keinen Menschen an, an und für sich, weil er hat immer Angst eher noch. Das muss man auch beobachten. Ich meine, man kennt dann seine Viecher. Ich habe da keine Angst gehabt, bin da hinein gegangen zu den Strohbällen hin, und der hat mich...habe ich die Sichel genommen und wollte die Schnüre aufschneiden. Ist einer her gekommen und hat eigentlich nur so zu den Strohbällen hingeschnüffelt. Und ich habe den mit dem Fuß, gleich so wie wenn ich auf einen Fußball draufhau, eine am Kopf gehaut. ‚Geh weg da!‘, nicht? ‚Ich bin da der Chef!‘ Das hat er dann auch gemacht, dass er ein paar Meter zurückgegangen ist, aber er ist dann gleich mit mir an die Mauer gefahren. So volle Breite. Die waren 2 Monate vorm Verkauf, so 600, 700 Kilo. Und natürlich war der eine Oberschenkel war doppelt gebrochen und beim Zweiten war eine Muskelquetschung. Das hat mehr wehgetan wie der Bruch fast. Ich habe zum Glück eine hautenge Jean angehabt, sonst wäre es ein offener Bruch gewesen. Und meine Mutter hat mich dann herausgezogen. Da hat man auch immer geglaubt, die Oma hat dann immer gesagt oder meine Mutter: ‚Hoffentlich geht der dann jemals wieder in einen Stall hinein.‘ Aber ich bin heimgekommen und war schon wieder drinnen. Habe auch Glück gehabt bei dem Ganzen, dass ich das überstanden habe.“ (Bauer J)

Was möchten die besuchten Bauern und Bäuerinnen nun den eigenen Kindern im Umgang mit Tieren und im Bereich der landwirtschaftlichen Tierhaltung vermitteln?

Bauer A und Bäuerin P sind der Meinung, dass vor allem der tagtäglich miterlebte elterliche Umgang mit den Tieren die Kinder maßgeblich prägt. Es bedarf daher keiner gesonderten Erziehungsmaßnahmen:

„Ich weiß nicht, aber ich glaube, das braucht man ja niemandem lernen oder was. Das sieht das Kind oder die Kinder nachher eh von den Eltern, nicht? Wie es die Eltern tun, wird es dann meistens nachgespielt. Irgendwo, nicht?“ (Bauer A)

„Ich glaube, wenn du es selber machst, dann brauchst du ihnen einfach nicht viel tun, dass du ihnen das versuchst beizubringen. Die machen das automatisch, nicht? Wie sie es sehen.“ (Bäuerin P)

Die Sozialisation im bäuerlichen Familienbetrieb ist vor allem für diejenigen Kinder, die Interesse daran zeigen, geprägt durch eine Einbindung in den Arbeitsprozess. Bauernkinder wachsen durch die Arbeit und die praktischen Anleitungen der Eltern direkt in ihre Arbeitsrolle hinein. Das Spezifikum der Bauernfamilie, als Besitz- und Produktionsgemeinschaft bewirkt ein Hineinwachsen der Kinder, insbesondere des Hofnachfolgers/der Hofnachfolgerin, in Lebens- und Arbeitszusammenhänge, in bestimmte Arbeitstätigkeiten, -rhythmen und -rollen, in dörfliche Interaktionsmuster, spezifische soziale Rollen und Weltanschauungen. Die Sozialisation und der Wissenserwerb erfolgt zu einem großen Teil durch eine unmittelbare Teilnahme. Das

„Miteinander-Arbeiten“ setzt auch den Rahmen, in welchem Normen und Werte vermittelt und weitergegeben werden. Wobei die landwirtschaftliche Tätigkeit zu einem immer größeren Grad professionalisiert ist und neben der Weitergabe von Erfahrungswissen eine adäquate Fachausbildung in den Vordergrund rückt. Der Beruf des Bauern/der Bäuerin wird heute in einer Kombination aus schulischer und praktischer Ausbildung erlernt (Fliege 1998:184f).

Neben dem Erfahrungswissen, möchten die Bauern und Bäuerinnen vor allem Werte vermitteln, wie die Liebe zu den Tieren,

„Na ja, dass sie [die Kinder] es artgerecht, sagen wir, behandeln tun. Nicht, dass ich da so umhaue und hintrete, dass man schon irgendwo eine Liebe auch dazu hat. Weil sonst brauche ich das gar nicht machen. Da brauche ich kein Viech nicht halten, wenn ich nicht irgendwo ein bisschen eine Liebe dazu habe. Und die möchte ich eigentlich meinen Kindern schon...weil ich sage immer: ‚So wie du zu den Viechern bist, so bist du dann zu den Menschen auch.‘“ (Bäuerin C)

die Achtung vor anderen Lebewesen,

„Also sicher Respekt. Egal wie groß das Tier ist, auch wenn es klein ist.“ (Biobäuerin S)

„Na auf jeden Fall eine Achtung vor einem Tier. Man kann nicht sagen: ‚Du bist ein Viech und ich darf dich hauen!‘ Das kann man nicht. Eine Achtung vor einem Lebewesen.“ (Bäuerin K)

„Ein Viech respektieren. Aber die sind sowieso mehr wert wie wir. Weil wenn ich sie [die Kühe] schimpf, dann krieg ich schimpfen von den Kindern nachher. Soweit sind wir schon.“ (Bauer P)

dass man Tiere nicht quält,

„Also unsere Kinder haben von klein auf mitbekommen, dass man Tiere nicht quält. Sie quälen auch keine Tiere. Nicht einmal eine Fliege. Eine Fliege vielleicht gerade noch, dass wir sie erschlagen. Aber sonst, jeder Regenwurm wird von der Strasse getragen. Jede Schnecke wird von der Strasse getragen. Also ich glaube, sie haben mitbekommen, dass man Tiere nicht quält. Sie gehen auch in den Stall streicheln. Wir haben zwei Hunde, eine Katze ist herinnen, drei sind draußen. Sie haben auch relativ viele Tiere um sich und dadurch, also ich glaube, sie haben einen achtsamen Umgang gelernt.“ (Biobäuerin G)

dass Tiere auch Gefühle besitzen,

„Dass das ein Lebewesen ist. Dass es auch ein Recht hat zum Leben. Dass man halt einfach...das sage ich zu unserem Sohnmann. Der tut gleich immer hinhauen und so. Dass man das nicht darf, dass das Viech genauso Gefühle hat. Dass ihm das weh tut.“ (Biobäuerin F)

ein gewisses Maß an Verantwortungsgefühl und Verpflichtung,

„Was soll man weitergeben? Das Kümern um das Viech, dass man immer da ist für das Viech. Weil es ist ja eingesperrt, es ist ja irgendwo arm. Es kann sich nicht wehren, es kann sich nicht helfen. Gar nichts. Und das muss bewusst sein, dass man da immer helfen muss. Zu jeder Tages- und Nachtzeit. Da wird dich keiner danach fragen. Das müssen auch die Kinder einsehen, das müssen sie mitbekommen. (...) Und das sind die Werte, die was

man vermitteln muss: wenn man ein Viech hat, hat man so lange das Viech lebt, die Verpflichtung." (Bauer D)

„Aber Pflichtbewusstsein will ich ihnen vermitteln. Dass man mit den Viechern gewisse Pflichten übernimmt, ohne die es nicht geht." (Biobauer T)

eine „gesunde“ Einstellung zum Tier, das heißt es nicht zu „vermenschlichen“,

„Na ja, ich will ihnen das vermitteln, dass man so eine Beziehung haben sollte, dass man sich gegenseitig achtet, aber die Tiere doch nicht vermenschlicht. Also das ist etwas, was ich nicht will, nicht? Also ich stehe dazu, das sind Tiere, die wir nutzen und wenn sie halt nicht mehr sind, dann bekommen sie kein Gnadenbrot oder was, sondern dann werden sie halt geschlachtet. Es soll für mich eine gewisse... Eine normale Einstellung wollte ich ihnen da vermitteln, ja?" (Bauer R)

dass man diesen Beruf gerne machen muss, um erfolgreich zu sein,

„Und im Tierbereich ist es dasselbe, also wenn du dich zwingen musst, dass du das machst, bitte Hände weg. Egal in welcher Größenordnung, groß oder klein. Mache das, was, wo du einen Erfolg haben willst und was dir Spaß macht. Dann ist der Erfolg vorprogrammiert. Das sage ich immer wieder zu meinem Sohn auch." (Bauer J)

und schlussendlich Achtsamkeit, aber natürlich auch Freude an der Arbeit:

„Einfach, dass Tiere immer auch gefährlich sein können. Und dass es aber auch etwas total Schönes ist, wenn man mit Viechern zusammenarbeiten kann und Viecher am Hof hat." (Biobauer S)

„Na ja, ich versuche es den Kindern vorzumachen. Dass es eigentlich ein sehr schöner Job ist. Und dass man eigentlich sehr viel profitieren kann durch den Umgang mit den Tieren." (Bauer U)

4.5 Positive und negative Aspekte der Tierhaltung

„Damit stehen wir vor der zentralen Frage der persönlichen Bewertung des Berufes. Jeder Beruf hat seine Besonderheiten, seine negativen und positiven Seiten. Wenn man das Positive nicht mehr sehen kann, ist man arm bei höchstem Wohlstand.“
(Pribe 1985:205)

Von entscheidender Bedeutung für die Einstellung zur Arbeit ist die Art und Weise, wie diese erlebt wird und in welchem Ausmaß sie aus dem Selbsterlebnis der Arbeit das Gefühl einer positiven Daseinserfüllung vermitteln kann. Ausdruck einer positiven Daseinserfüllung ist das Bekenntnis von Freude und Zufriedenheit in der Arbeits- und Lebenssituation eines jeden Menschen (Müller 1964:149).

Wie jede andere Tätigkeit, so birgt auch die Arbeit mit Tieren positive, aber auch negative Aspekte in sich. Was als positiv und was als negativ eingestuft wird, ist je nach Mensch individuell. Dennoch kristallisieren sich anhand der Antworten der befragten Bäuerinnen und Bauern Gemeinsamkeiten heraus:

Positiver Aspekt: Tier ist etwas Lebendiges

Für die Existenz von Familie und Betrieb in der modernen Industriegesellschaft sind gerade die im Geldwert messbaren wirtschaftlichen Werte der Erzeugung von höchster

Bedeutung. Doch würde die einseitige Beurteilung des Arbeitserfolges nur nach den errechenbaren wirtschaftlichen Werten dem Wesen der bäuerlichen Arbeit widersprechen. Denn das Grundprinzip der bäuerlichen Wirtschaftsweise ist nach Inhetveen (1995), dass die in der Landwirtschaft tätigen Menschen mit *Lebendigem* arbeiten. Die Natur bestimmt den Gegenstand, Medium und Rahmenbedingungen der Produktion. Das Werden, das Sein, das Vergehen und deren Übergänge (Passagen) sind typische Phasen alles Lebendigen. Der Bezug zum Lebendigen und die Eingebundenheit in natürliche Prozesse werden von vielen Bäuerinnen und Bauern bewusst wahrgenommen und geschätzt (Inhetveen 1995). Im Vergleich zum toten, unbeweglichen und nicht selbst entwicklungsfähigen Arbeitsgegenstand in der Industrie, haben es die LandwirtInnen mit lebendigen Naturwesen zu tun, die eine eigene Entwicklungsdynamik in sich tragen (Dirscherl 1989:45).

Die Arbeit mit Tieren bedeutet die Beschäftigung mit etwas „Lebendigem“, mit lebendigen Interaktionspartnern. Diese Lebendigkeit teilen Mensch und Tier. Von Bäuerin D, Biobauer H und Biobäuerin X wird das bewusst positiv erlebt:

„Ich finde positiv, dass sie [die Nutztiere] leben. Nicht?“ (Bäuerin D)

„Positiv finde ich, dass es Lebewesen sind und da glaubt man immer, der Mensch ist höher in der Hierarchie gestellt bei dem Vieh, aber das ist nicht so, weil du tust sie ja füttern. Der Mensch macht das quasi. Ja, ich denke mir, weil es ein Lebewesen ist.“ (Biobauer H)

„Für mich ist zum Beispiel auch total positiv, ich habe mit Lebewesen zu tun. Ja, ich habe eine Beziehung zu den Viechern, ich habe jetzt keine stupide Arbeit, es ist jeden Tag abwechslungsreich, es ist jedes Mal anders. Du bist eigentlich voll integriert in den Ablauf, eben wie es jetzt ist, dass du siehst, wenn wieder die neuen auf die Welt kommen, das finde ich total schön.“ (Biobäuerin X)

Lebendiges steht auch immer in direktem Zusammenhang mit Weiterentwicklung und Wachstum. Es bereitet Freude, den Tieren beim Wachsen zusehen und die ständige Entwicklung mitverfolgen zu können:

„Ja, ich sage mal so, man kann mehr oder weniger den Fortschritt sehen, wie die Schweine wachsen und das macht ja auch eine große Freude, nicht?“ (Jungbauer A)

Bauer D schätzt es, dass auf seinem Betrieb ständig Jungtiere auf die Welt kommen und somit der Zyklus des Lebens für ihn immer wieder von neuem mitverfolgbar ist:

„Dass immer etwas Neues zuke kommt.“ (Bauer D)

Durch ihre Arbeit sind LandwirtInnen auf spezifische Art und Weise mit der Natur verbunden. Bäuerinnen und Bauern haben es mit dem Wachsen und dem Gedeihen von lebenden Wesen zu tun, sie begleiten einen lebenden Organismus in den unterschiedlichen Lebenszyklen, „vom Beginn des Lebens über verschiedene Wachstumsstadien bis hin zum Ende einer Generation und dem Entstehen der folgenden“ (Dirscherl 1989:45). Dabei wird das Wachstum und Gedeihen der Tiere nicht nur als Voraussetzung für ein später monetär messbares Ergebnis gewertet, sondern auch emotional als sicht- und fassbare Bestätigung eines persönlich befriedigenden Arbeitserfolges empfunden.

Darin, dass man es in der Arbeit mit Tieren, mit Lebewesen zu tun hat, manifestiert sich für Bäuerin E auch der Unterschied zur Feldarbeit. Denn ein Tier ist keine Maschine, die je nach belieben funktioniert, die man verschieben oder abstellen kann, wie beispielsweise einen Traktor. Die Arbeit am Feld kann verschoben werden und andere dringend zu erledigende Aktivitäten können eingeschoben und vorgezogen werden. In

der Tierhaltung ist das nicht möglich. Denn Tiere fordern tägliche Pflege und Umsicht ein. Auch das Tier selbst funktioniert nicht wie eine Maschine. Bäuerin E versucht dies manchmal ihrem Ehemann verständlich zu machen:

„Sondern ich muss das wirklich mit einer Ruhe das Ganze angehen und mit einer Menschlichkeit irgendwo auch, dass ich die auch als Lebewesen sehe. Ja? Sicher es ist ein Wirtschaftszweig irgendwo, weil es in der Landwirtschaft ist, und es ist auf Ertrag irgendwo ausgerichtet. Aber ich sehe das anders, wie wenn ich jetzt mit dem Traktor mein Feld bestelle. Ja? Sicher, da muss ich auch schauen, dass kein Ungeziefer kommt und das und das, ja? Klar, aber es ist glaube ich anders, wie wenn ich mit Maschinen arbeite. Weil wenn ich sage: ‚Weißt eh, ein Viech ist keine Maschine!‘ [Verstellt die Stimme, um ihren Mann nachzuahmen] ‚Die geht nicht weiter die Sau!‘ Sage ich: ‚Die ist keine Maschine. Weil du [gemeint ist der Ehemann] setzt dich rauf, Startschlüssel, Gang rein und du fährst.‘“ (Bäuerin E)

Positiver Aspekt: Beruhigende Arbeit mit den Tieren

Biobauer S und Bauer U stellen einen beruhigenden Effekt in der Arbeit mit ihren Tieren fest. Die Tiere strahlen eine gewisse Ruhe aus, die sich auf den Menschen überträgt. Bauer U gewinnt schöpferische Energie aus dieser Ruhe.

„Positiv ist einfach, dass es etwas Angenehmes ist. Dass es beruhigend ist irgendwo.“ (Biobauer S)

„Positiv ist eigentlich die Ruhe, die die Tiere ausstrahlen, nicht? Also, wie soll ich sagen, ich bin zum Beispiel Kabarettist, ich schreibe so Kabarettprogramme, und ich habe die Texte eigentlich alle aus dem Kuhstall. Ich werde einfach kreativ dabei. Ich kann mich nicht einfach hinsetzen und sagen: ‚Jetzt schreibe ich ein Lied.‘ Das geht nicht. Da muss ich im Stall sein. Wenn ich die Kühe um mich habe, dann werde ich kreativ. Und das ist eigenartig, aber bei mir ist es halt so. Und ja, wie gesagt, ich genieße diese Ruhe, ich versuche sie auch künstlerisch ein bisschen umzusetzen. Was mir immer besser und immer mehr gelingt, eigentlich. Ja?“ (Bauer U)

Positiver Aspekt: Abwechslung

Zu den Vorzügen landwirtschaftlicher Arbeitsbedingungen zählt ein hoher Erlebniswert, der sich aus dem Umgang mit lebenden Tieren und Pflanzen ergibt (Planck/Ziche 1979:208). Das Arbeiten und Zusammenleben mit Tieren ist kein starres Gebilde. Es ist begleitet von Höhen und Tiefen. Jeder Tag kann etwas Neues und Unerwartetes mit sich bringen - in positivem, wie in negativem Sinn:

„Hören Sie, wenn man Viecher hat, ist das immer so, es gibt schöne Sachen und es gibt schlechte Sachen. So sehe ich es. Also es gibt nicht immer das Schöne im Leben. Man ist mit allem konfrontiert wenn man Viecher hat. Man ist mit allem konfrontiert. Mit allen Situationen. Wo du sagst, du musst handeln, wo du selber handeln musst.“ (Biobauer N)

Die Arbeit in der Nutztierhaltung wird als sehr komplex wahrgenommen mit vielfältigsten Aufgaben und Handlungsanforderungen. Sie richtet sich nach den jeweiligen Erfordernissen und ist daher nicht jeden Tag ein und dasselbe:

„Aber wir haben eigentlich sehr viel Freude, gell? Und es ist jeden Tag eine andere Arbeit, nicht?“ (Bäuerin D)

*„Ja. Jeder Tag ist ein neues Ding. Eine neue Herausforderung für mich.“
(Biobauer N)*

Da jeder organische Prozess, mit all seinen Unwägbarkeiten und Unregelmäßigkeiten, komplex und einmalig abläuft, nicht standardisiert und nur schwer standardisierbar ist, ist die menschliche Arbeit, die sich damit auseinandersetzt, sehr vielfältig. Dennoch wiederholen sich die Arbeiten ständig und haben repetitiven Charakter, da die Natur selbst die Prozesse gewissermaßen standardisiert, indem sie ihnen einen zyklischen Charakter aufprägt. Viele natürliche Prozesse laufen nicht linear in Raum und Zeit ab, sondern in besonderer Weise regelmäßig und periodisch, das heißt rhythmisch (Inhetveen/Blasche 1983:126).

Hinsichtlich der Zeitstruktur des bäuerlichen Arbeitstages und -jahres unterscheiden Inhetveen und Blasche (1983:207ff) zyklische Verläufe und punktuelle Ereignisse, lang- und kurzzyklische Rhythmen, sowie zeitpunktfixe und zeitpunktvariable Arbeiten.

Mit zyklischen Verläufen sind die relativ konstanten Grundrhythmen gemeint, die naturbedingt sind und als solche als festgelegte Zeitspannen zu verstehen sind, die sich an den zyklisch äuernden Lebensbedürfnissen von Menschen, Tieren und Pflanzen als auch an natürlichen Rhythmen wie Tageslänge, Vegetationsperioden und Jahreszeiten orientieren. Da alle rhythmischen Arbeiten regelmäßig anfallen, kann sich der Mensch auf sie einstellen. Jeder Zyklus ist von endlicher Dauer, wenngleich er sich nach einer bestimmten Zeit wiederholt und somit im Grunde eine gewisse Endlosigkeit in sich trägt. Im Rahmen des rhythmischen Arbeitsflusses kommt es gelegentlich zu punktuell anfallenden Unterbrechungen. Hierbei kann es sich zum Beispiel um einen Krankheitsfall im Stall handeln. Solche Ereignisse passieren unregelmäßig und treten meist plötzlich ein. Sie stören den normalen Lauf der Dinge und nehmen auf keine Arbeitskonstellation Rücksicht. Sie drängen sich – meist mit einem starken Handlungsbedarf – der Bäuerin/dem Bauern förmlich auf.

Alle zyklischen Arbeiten wiederholen sich nach einer bestimmten Zeit, wobei diese Zeit unterschiedlich lang sein kann. Es gibt daher relativ kurzzyklische Arbeiten, wie das sich täglich wiederholende Füttern der Tiere. Andere Arbeiten fallen hingegen in längeren Zyklen an, jährlich oder im Abstand mehrerer Wochen. Als Beispiel ist die Holzarbeit im Winter zu nennen.

Die bäuerlichen Arbeiten lassen sich auch danach unterscheiden, ob sie auf einen genau festgelegten Zeitpunkt bezogen sind, das heißt zu einem bestimmten Zeitpunkt begonnen oder beendet sein müssen, oder ob sie eher zeitpunktvariabel sind, das heißt zwar gemacht werden müssen, aber dem Menschen in ihrer Ausführung einen gewissen Spielraum ermöglichen. In die erste Kategorie würde beispielsweise das Melken der Kühe fallen, in die zweite Kategorie das Ausmisten des Stalls. Zeitpunktfixe Tätigkeiten fordern eine höhere Dringlichkeit ein und setzen den Bauern/die Bäuerin eher unter Druck als zeitpunktvariable Arbeiten.

Die Synthesaufgabe der LandwirtInnen besteht nun darin, dass sie alle objektiv anstehenden oder ihrem subjektiven Empfinden nach dringlichen, die regelmäßig anfallenden sowie die punktuell auftauchenden Arbeiten in einer geeigneten Reihenfolge und einem passenden Rhythmus unter einen Hut bringen. „Insbesondere geht es darum, die zeitflexiblen oder plötzlich anfallenden Tätigkeiten in die durch zyklische Notwendigkeiten gesetzten zeitlich mehr oder weniger dehnbaren Arbeits`spiel`räume einzupassen“ (Inhetveen/Blasche 1983:209).

Positiver Aspekt: Freude wenn alles gut läuft und Erfolgserlebnisse

Es wird als positive Genugtuung empfunden, wenn die Nutztiere gesund sind und sich gut entwickeln. Daran misst sich der persönliche Erfolg der LandwirtInnen und die daran gebundene Zufriedenheit mit ihrem Handeln und Tun. Erfolgserlebnisse werden gesucht, bieten Bestätigung und geben Antrieb. Darauf deuten viele Äußerungen hin:

„Also von Geburt an, das ist eine Freude! Also für mich ist das eine Freude, wenn man weiß, jetzt schütten wieder die Sau aus, jetzt muss man die wieder umsperrern, dann kommen sie auf die Welt, und dann wachsen sie, fangen zum Fressen an. Und nach 4, 5 Wochen werden sie dann von der Mutter weg und das ist halt eine Freude. Ja, und wenn man die dann alle gut davon bringt, nicht? Das ist ja auch nicht so einfach.“ (Bäuerin D)

„Oder es ist auch eine Freude wenn man einen schönen Wurf hat und man bringt dann..., sehr viele Ferkel wachsen dann schön weiter. Das ist dann auch schwierig, dass sie dann schön weiter wachsen. Das ist dann schon auch ein Erfolgserlebnis auch, wenn ich sehe, die hat einen schönen Wurf bekommen oder die haben keinen Durchfall bekommen.“ (Bäuerin K)

„Ich sehe es immer wieder gerne, wenn ich Erfolg habe im Stall, sprich keine kranken Viecher drinnen sind und die Ferkel gesund bleiben.“ (Biobauer T)

„Ja, positiv, es ist sicher eine schöne Arbeit schon, wenn man sieht, es klappt alles und funktioniert alles, den Viechern geht es gut. Und dann ist das irgendwo eine befriedigende Arbeit finde ich.“ (Bauer R)

„Na ja Arbeiten, ich meine von meiner Sicht, wenn ich durch den Schweinestall gehe und es wird gefüttert, es geht eh automatisch über'n Computer auch, und sie fressen alle so und man kontrolliert durch und es passt alles, und es sind alle gesund, das macht eine richtige Freude, nicht? (...) Ja das hat mit Befriedigung zu tun, ja? Ich weiß nicht, wie man das sagen soll. Das ist super.“ (Bauer A)

„Und irgendwo, wenn dann der Erfolg da ist, hat man die Bestätigung: ‚Aha, du bist am richtigen Weg! Aha super.‘ Und so baut man dann auch den Bezug zu dem Ganzen noch mehr auf und hat man dann eine Freude damit. Dass das klappt und so ist das eigentlich entstanden. Wo ich irgendwo eine Selbstbestätigung gebraucht habe, und ich denen gezeigt habe, wie es geht, ja?“ (Bäuerin E)

Das Ergebnis der Arbeit ist bei jeder Geburt oder jedem durchgebrachten Nachwuchs konkret erfahrbar und fassbar. Der Erfolg der Arbeit wird durch die Beobachtung der naturbedingten Entwicklungsvorgänge vom Tier vor allem optisch erlebt: Wachstum und Gedeihen ihrer Tiere wird vom LandwirtInnen als sichtbares Zeichen erfolgreicher Arbeit wahrgenommen. Im Anblick von Wachstum und Gedeihen der Tiere wird, nach unsicherer Erwartung, die eigene Arbeitsleistung bestätigt und gibt Anlass zu echter Arbeitsfreude. Wie die obigen Zitate aufzeigen, verweisen Wachstums- und Entwicklungsprozesse der gehaltenen Tiere nicht nur auf einen betriebswirtschaftlich messbaren Erfolg, sondern auch auf eine unmittelbare gefühlsmäßige Betroffenheit mit dem „Arbeitsgegenstand“. Idealisierungen, Romantisierungen und Naturschwärmerei liegen den LandwirtInnen jedoch fern. Sie erfahren die Natur auch über harte Arbeit, die nicht immer leicht zu bewältigen ist (Fliege 1998:265).

Erfolg und Versagen liegen in der Tierhaltung oft nah beieinander. Biobauer F veranschaulicht das exemplarisch an der Geburt von Kälbern:

„Ja schon, wenn zum Beispiel eine Geburt funktioniert. Also, wenn man sieht, dass eine Kuh Probleme hat beim Ausschütten, und man kann ihr helfen. Und das ist gut gegangen. Und das ist schon ein schönes Gefühl. Genauso, wenn es nicht gut geht, ist es ein schlechtes Gefühl. Also das haben wir auch gehabt. Also wir haben schon an einem Kalb gezogen und da haben wir zuviel gezogen und das hat das Kalb nicht überlebt. Das ist dann...“ (Biobauer F)

Negativer Aspekt: Angebunden sein

Unter „Gebundenheit an den Betrieb“ wird die ständige Verpflichtung verstanden, die vom Lebensrhythmus der Pflanzen und Tiere des bäuerlichen Produktionsbetriebes diktierten Arbeitsaufgaben termingerecht zu erfüllen, dabei aber persönliche Wünsche gegebenenfalls weitgehend zurückzustellen (Müller 1964:241).

Wobei sich die beiden Arbeitsbereiche Feld- und Stallarbeit in einigen Aspekten voneinander unterscheiden. Bei ersterem arbeitet der Bauer/die Bäuerin mit Pflanzen, bei letzterem mit Tieren. Beide haben differenzierte Bedürfnisse und stellen daher andere Ansprüche an den Menschen. Pflanzenwachstum ist im höheren Ausmaß als tierisches Wachstum von wechselnden Naturkräften abhängig. Es ist auf den Boden als Standort und Versorgungsreservoir angewiesen, ebenso auf die Sonnenenergie und den Regen als Triebkräfte des pflanzlichen Wachstums. Diese starke naturgebundene Abhängigkeit der Pflanzen hat eine ausgeprägte Eigenständigkeit und Anspruchslosigkeit dem Menschen gegenüber zu Folge: auf der einen Seite sind seinen Einflussmöglichkeiten auf das Wachstum der Pflanzen Grenzen gesetzt, die er zwar teilweise umgehen kann, aber niemals beseitigen kann. Auf der anderen Seite ist das Wachstum damit auch unabhängiger von der Pflege des Menschen. Auch der Arbeitsrhythmus auf dem Feld differiert vom Rhythmus der Stallarbeit. Während sich in der Arbeit mit den Tieren eine Abfolge von Pflegehandlungen tageszyklisch wiederholt, muss in das Wachstum der Pflanzen jahreszyklisch eingegriffen werden. Die Feldarbeit erlaubt den LandwirtInnen einen breiteren zeitlichen Einteilungs- und Planungsspielraum als die Stallarbeit. Arbeiten können hier mitunter auch verschoben werden. So kann zum Beispiel der Zeitpunkt der Aussaat, der Pflegehandlungen und der Ernte in gewissem Rahmen zeitlich hin- und hergeschoben werden, ohne dass einschneidende Schäden zu befürchten wären. Die Bedürfnisäußerungen der Pflanze erfolgen in einer eher unaufdringlichen Art und Weise (Inhetveen/Blasche 1983:171). Das Gefühl „angebunden und verpflichtet“ zu sein, drängt sich hier daher seltener auf, als das in der Tierhaltung der Fall ist. Folglich wird ein Gefühl der Gebundenheit an den Betrieb im Wesentlichen durch die Verpflichtungen in der Tierhaltung verursacht.

Wie oben bereits erwähnt wurde, erfordern Tiere als Lebewesen tägliche Aufmerksamkeit, auch an Sonn- und Feiertagen. Urlaube und andere Abwesenheiten müssen daher gut geplant, abgestimmt und koordiniert werden, da eine Ersatzperson die Pflege der Tiere übernehmen muss.

„Angebunden“ zu sein, wird von den besuchten Bauern und Bäuerinnen als zentraler Bestandteil von Tierhaltung empfunden,

„Es ist 365 Tage im Jahr Anwesenheitspflicht. Das ist was Negatives, oder? Also die Freizeit ist eingeschränkt.“ (Biobäuerin X)

„Na, negativ ist dran, ja, man kann halt nie weg. Man muss wenn man irgendwo hinfahren muss, einen Tag oder so, muss man halt wen suchen, der es macht. Das ist halt das Einzige was mich stört dran. Oder vor allem zurzeit ist es halt noch ein Problem, weil die Kinder noch recht klein sind, dass ich wirklich immer alleine da bin. Oder jeden Tag da sein muss.“ (Biobauer Q)

„Na ja, es ist so. So einfach fährst du nicht in den Urlaub. Ich weiß genau, wir sind mit meine Eltern nie in den Urlaub gefahren. Weil Großeltern waren keine da. Wer hätte uns die Viecher gefüttert? Da waren 1-2 Tage schon einmal schön, wenn wir gefahren sind. Jetzt tue ich mir leichter, weil jetzt kann mir die Mutter da ein bisschen aushelfen.“ (Biobauer T)

wobei diese „Angebundenheit“ je nach „Produktionszweig“ unterschiedliche Ausprägung haben kann. Generell herrscht die Meinung vor, dass Bauern und Bäuerinnen, die Tiere zur Milchgewinnung halten, im Vergleich zu den anderen BerufskollegInnen, am meisten an einen strengen zeitlichen Rahmen gebunden sind. Kühe, Schafe und Ziegen müssen zweimal am Tag – in der Früh und am Abend – zu relativ fixen Zeiten, gemolken werden.

Bei Tieren, die „nur“ gefüttert werden müssen, ergibt sich für den Menschen eine größere zeitliche Flexibilität, da nicht jeden Tag ein genauer Zeitplan eingehalten werden muss:

„Das kommt drauf an wie man es sich einteilt. Es ist sicher schwieriger, du bist nicht so frei, wie wenn du keine Viecher hast. Das ist halt so. Nein, es ist sicher schwieriger, aber ich sage in der Schweinehaltung ist man da freier, weil wenn ich sehe ein Milchbauer ist nicht so frei. Weil wenn ich jetzt weiß, ich muss jetzt um sechs meine Kühe schon wieder melken und ich möchte schon wieder heimfahren und alles, das ist sicher arg.“ (Bäuerin E)

„Bei Kühen ist man schon angehängt, aber bei Stier sage ich nicht. Weil wenn ich heute um acht heimkomme, gehe ich auch in den Stall und haue ihnen ein Heu rein und tu da zusammen beuteln.“ (Bauer L)

„Du bist angehängt, das ist vollkommen richtig. Ja. Das ist so. Speziell natürlich mit die Kühe. Da musst du zweimal am Tag melken. Da kann ich nicht, wie bei die Sau, in der Früh einmal das Futter reinhauen. Das geht einfach nicht, nicht?“ (Bäuerin P)

„Mit Stier noch dazu ist es auch überhaupt einfacher, die kann ich auch einmal um 6 in der Früh füttern und am nächsten Tag kann ich sie auch um 10 in der Früh füttern. Dann ist ihnen das auch wurscht, wenn sie halbwegs genug Futter haben. Aber die Kuh muss ich wirklich jeden Tag pünktlich eben melken und wenn einer dann zum Beispiel keine Aushilfe hat, dass er einmal fortgehen kann oder einmal nicht da ist, kann ich mir schon vorstellen, dass das sehr extrem ist sicher mit Kühen.“ (Biobauer S)

Biobauer H, selbst Milchbauer, bestätigt die obigen Aussagen seiner KollegInnen. Jedes Tier, das gemolken wird, fordert eine rigide zeitliche Regelmäßigkeit von Seiten des Menschen. Er vergleicht seine Betriebsform mit einer ohne Milchtierhaltung:

„Also Arbeit ist es vielleicht auch nicht weniger, aber du musst nicht pünktlich sein. Du kannst halt sagen, ich füttere sie halt heute einmal weniger. Weil das Melken musst du halt doch zweimal am Tag. 365-mal im Jahr.“ (Biobauer H)

Bäuerin C gibt zu Bedenken, dass gerade aus diesem Grund der „Angebundenheit“, mögliche Jungbauern und Jungbäuerinnen davor zurückschrecken, den Hof zu übernehmen und sich im Gegenzug für eine Arbeitsstelle mit geregelten Arbeitszeiten entscheiden:

„Und viele Junge wollen ja so oder so gar nicht in der Landwirtschaft irgendetwas machen. Weil denen gefällt ja das gar nicht, in den Stall gehen und das Ganze, Samstag musst, Sonntag musst, auf Nacht. Und dann sagt dann ein jeder: „Du, da gehe ich arbeiten. Da komme ich heim.““ (Bäuerin C)

In dieser Aussage kommt auch zum Ausdruck, dass Bäuerinnen und Bauern sich in einem verstärkten Ausmaß als früher mit Angehörigen außerlandwirtschaftlicher Berufszweige bezüglich Arbeitsbedingungen, Lebensstandard, Einkommensverhältnis, Freizeit und Urlaub vergleichen und die Vor- und Nachteile ihres eigenen Berufes direkt reflektieren.

„Ja, ich meine mittlerweile hat man sich schon gewöhnt daran. Man akzeptiert das so, und es ist im Prinzip so, dass man 2-3 Tage fortfahren kann, aber nicht länger. Ich meine, es ist halt so, wenn die Urlaubssaison anfängt und ein jeder redet vom Urlaub, und dann denkt man, es wäre schon schön, wenn man auch fortfahren könnte. Aber im Prinzip, das ist kein so großes Problem.“ (Bauer W)

Landwirtschaft als Berufs- und Lebensfeld bringt spezielle Lebens- und Beziehungskonstellationen mit sich, die sich von denen der lohnabhängigen Mitmenschen stark differenzieren. Die soziale Umwelt hat meist andere Arbeits- und Freizeitrhythmen. Heute sieht der Bauer/die Bäuerin die geregelten Arbeitszeiten, das feste Einkommen und den Lebensstandard anderer Berufsgruppen und kommt mitunter zu der Vorstellung, dass es diese in mancher Hinsicht leichter und angenehmer haben.

Biobauer Q meint jedoch, dass man dieses „Angewunden sein“ auch positiv sehen kann. Nämlich dann, wenn einem die Arbeit Freude bereitet und dadurch eine emotionale Befriedigung erfahren wird.

„Aber man kann das positiv auch sehen. Wenn man sie gerne hat, die Viecher. Weißt eh! Wenn nicht, ist es natürlich negativ.“ (Biobauer Q)

Auch Bauer U relativiert das „angewunden sein“ ein wenig, denn einerseits weiß der Mensch im Vorhinein auf was er sich einlässt und andererseits gibt es auch andere selbstständige Berufe, die mit ähnlichen Problemen zu kämpfen haben:

„Man ist irgendwo sein eigener Sklave. Das ist klar. Aber man sucht es sich selber aus. Aber wenn ich denke, ein Gastwirt, der ist auch angehängt. Wenn der zwei Tage Ruhetag hat, hat er auch keine Ruhe. Da muss er Buchführung machen, muss er Einkaufen, muss er wieder alles sauber machen. Also hängt genauso dran, und ich habe die wesentlich angenehmeren Gäste als der. Das ist der Unterschied.“ (Bauer U)

Für Biobäuerin F und Biobauer Y war immer klar, welche Konsequenzen die Tierhaltung mit sich bringt. Durch eine frühzeitige Arbeitssozialisation am elterlichen Betrieb haben die meisten der besuchten Bauern und Bäuerinnen von Anfang an das Gefühl der Angewundenheit mitbekommen, sind damit vertraut und empfinden es daher auch nicht als „Problem“:

„Ich finde, es sollte auch nur Derjenige Viecher haben, der sie auch wirklich haben will. Das ist logisch, dass das Zeit in Anspruch nimmt.“ (Biobäuerin F)

„Klar, wenn man Viecher hat, hat man eine Verantwortung. Ist man natürlich auch angehängt. Ich meine, das ist aber eine Frage der innerbetrieblichen Organisation. Ich meine, man muss wissen mit was man sich befasst. Ich meine, für mich war das klar.“ (Biobauer Y)

Wie in den vorherigen Zitaten zum Ausdruck kommt, reagieren die Bauern und Bäuerinnen trotz objektiver Gebundenheit nicht immer mit einem subjektiven Abhängigkeitsgefühl auf die Gebundenheit. Vielmehr setzen sie positive Werte und Erfahrungen dem entgegen. In Anlehnung an Inhetveen und Blasche (1983) möchte ich diese mittels der folgenden Abbildung zusammenfassend darstellen:

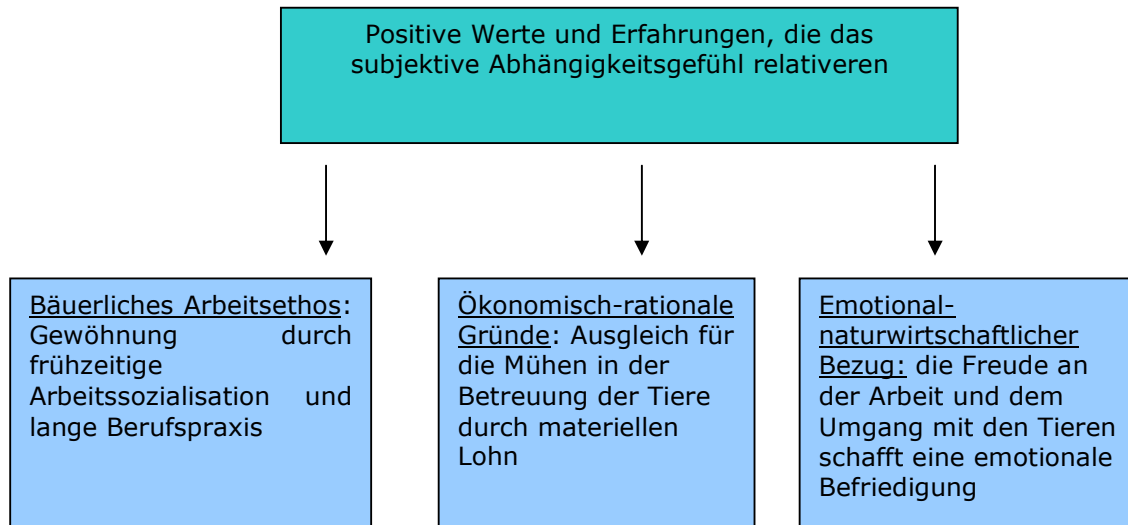


Abbildung 1: Positive Werte und Erfahrungen, die das subjektive Abhängigkeitsgefühl relativieren

In Betrieben, in denen auf ein Familiennetzwerk zurückgegriffen werden kann, verringert sich die Arbeitsbelastung und das Gefühl „ständig hier sein zu müssen“ erheblich. Der Familienverband bietet je nach Größe mehr oder weniger Flexibilität. Durch die Möglichkeit über verschiedene Arbeitskräfte verfügen zu können, verringert sich die Arbeitsbelastung:

„Das ist von unserer Sicht her schwer zu sagen, weil wir viele Leute in der Familie sind, wo wir uns gegenseitig halt sehr aushelfen. Und wenn wir mal 3 Tage wegfahren wollen, dann ist der Vater da und umgekehrt. Jetzt tun wir uns da relativ leicht. Mit Stier noch dazu, ist auch überhaupt einfacher, die kann ich auch einmal um 6 in der Früh füttern und am nächsten Tag kann ich sie auch um 10 in der Früh füttern. Dann ist ihnen das auch wurscht, wenn sie halbwegs genug Futter haben. Aber die Kuh muss ich wirklich jeden Tag pünktlich eben melken und wenn einer dann zum Beispiel keine Aushilfe hat, dass er einmal fortgehen kann oder einmal nicht da ist, kann ich mir schon vorstellen, dass das sehr extrem ist sicher mit Kühen. Da musst du immer um 16 und 17 Uhr, sage ich jetzt einmal eine Hausnummer, daheim sein. Auch wenn du einen Wochenendausflug machen willst oder so, kannst du das auch nicht wirklich machen. Hingegen bei uns, wenn wir fortfahren wollen, ich kann aufstehen und um 6 füttern, wir können dann Skifahren fahren oder sonst irgendetwas, und ich kann dann um 10 auf Nacht auch noch füttern gehen. Wenn es nicht schon der andere gemacht hat. Wir sind da sehr flexibel und da geht es uns eigentlich sehr gut.“ (Biobauer S)

In dem Zusammenwirken zweier oder sogar dreier Generationen ist ein wesentliches Charakteristikum vieler bäuerlicher Familien zu sehen. In Österreich leben rund 80 Prozent der BauernpensionistInnen bei dem/der HofübernehmerIn (Rauch-Kallat 1994). Wobei Goldberg (2003:122f) zufolge, seit zirka zwanzig Jahren eine Tendenz zu getrennten Haushalten bemerkbar ist. Besonders die junge Generation versucht trotz üblicher Familiensolidarität getrennte Haushaltsführung durchzusetzen. Diese Aussage kann von mir bestätigt werden. Auch einige der von mir besuchten Bauern und Bäuerinnen teilen sich dasselbe Haus oder dasselbe Grundstück mit den Eltern, bewohnen jedoch getrennte Haushalte.

Die unterschiedlichen Generationen sind somit oft als Wohn-, Arbeits-, Besitz- und Produktionsgemeinschaft miteinander verbunden und verflochten. Ein wesentlicher

Vorteil ist die Möglichkeit zu wechselseitigen Hilfeleistungen, als Nachteile sind etwaige innerfamiliäre Spannungen und zwischenmenschliche Konflikte zu sehen, wenn etwa unterschiedliche Auffassungen und Wertorientierungen aufeinanderprallen. Beispielsweise in den Bereichen Arbeitseinstellung, Arbeitsmethoden, Betriebsführung und Kindererziehung können intergenerationale Bruchstellen zwischen traditionell-bäuerlichen und modernen Werthaltungen entstehen (Goldberg 2003:114).

„Es ist, wie es halt in den meisten Betrieben ist, was ein Problem ist, ist dann halt der Generationskonflikt. Wenn die ältere Generation Chef spielt und du glaubst, du bist so irgendwo der Stallknecht. Na, das ist sicher ein großes Problem, weil wennst nur hörst: ‚Das kann nur ich und das gehört ganz anders gemacht!‘ Irgendwo, na denkst da: ‚Hab mich gern! Na, mach dir den Dreck selbst!‘ Ja? Aber, Gott sei Dank, hat sich das durch einen Krankheitsfall von der Schwiegermutter irgendwo dann schlagartig geändert. Sie hat dann nicht mehr in den Stall gehen können. Lungeninfarkt.“ (Bäuerin E)

Während in nicht-landwirtschaftlichen Familien alte Menschen häufig aus dem Familienverband ausgegliedert und damit Generationskonflikte beiseite geschoben werden, ist das in vielen Bauernfamilien so nicht der Fall. Vielmehr kommt es dort zu einer mehr oder weniger intensiven Auseinandersetzung des Generationsverhältnisses (Fliege 1998:198f). Die HofübergeberInnen arbeiten in der Regel, soweit es die Gesundheit zulässt, weiterhin am Betrieb mit. Viele Jungbauern und -bäuerinnen sind nach der Hofübernahme in einem erheblichen Ausmaß auf diese Mitarbeit der Eltern, sei es am Betrieb, im Haushalt oder in der Kinderbetreuung, angewiesen.

Auch am Betrieb von Biobauer N hilft der 73-jährige Vater noch fleißig mit. In seiner Pension widmet sich dieser ausgiebig der Betreuung der Mutterkuhherde. Biobauer N bezeichnet es als eine Art Hobby von seinen Vater, das ihm große Freude bereitet.

„Das macht eigentlich hauptsächlich, das Füttern und Betreuen macht eigentlich hauptsächlich mein Vater. Aus dem Grund, weil wir ja, das ist so sein Aufgabenbereich. Und das macht er. Und da ist er recht glücklich damit. Mir ist auch geholfen, weil ich mich nicht, ich nicht laufend draußen sein muss.“ (Biobauer N)

„Für die Kühe ist es gut. Ja, sie kennen ihn schon. Die Bezugsperson ist eigentlich der Opa, muss man sagen, nicht?“ (Biobäuerin N)

In den Gesprächen entstand der Eindruck, dass sich die Mithilfe der pensionierten Altbauern/Altbäuerinnen, falls möglich, auf Arbeiten konzentriert, die von diesen gerne gemacht wurden und werden. Bäuerin E erzählt von ihrem Schwiegervater, der im Alter von 85 Jahren noch immer mit dem Traktor fährt und bei der Feldarbeit mithilft. Den Stall hat er hingegen seit Antritt seiner Pension nicht mehr betreten, da ihm die Stallarbeit im Grunde nie wirklich Freude bereitet hat. Ganz anders seine Ehefrau, die auch in der Pension weiterhin im Stall mithilft:

„Es hat immer geheißt, also wenn wir, wenn die Oma nicht mehr in Stall geht, wird das nicht mehr sein. Der Opa ist nicht gegangen, der hat nie eine Liebe zu Tieren gehabt, der hat das nur gemacht, weil er es gebraucht hat. Der ist...das hat man richtig gemerkt, der ist mit 60 in Pension gegangen, und ist nicht mehr in den Stall gegangen. Mit 85 sitzt er sehr wohl heute noch am Traktor, da geht er mit seinem Stecken zum Traktor. Aber nur, er hat nie eine Liebe zu einem Tier gehabt, der hat das rein nur gemacht, der hat das braucht, um existieren zu können und das hat man da richtig gemerkt. Der hat der Oma nicht ein einziges Mal geholfen, irgendwas. Wenn wir jetzt ein paar Tage weggefahren, auf Urlaub sind, hat sie alleine das gemacht. Und das ist schon irgendwo, da merkt man, na ja, ‚ich mache das nur weil ich es muss.‘ Ja?“ (Bäuerin E)

Die Grundform der bäuerlichen Arbeitsorganisation in Österreich war und ist bis heute die Familie⁴². Hierin besteht ein direkter Bezug zu den Überlegungen zur bäuerlichen Familienwirtschaft im Rahmen der Peasant Theory, die in Kapitel 3.1.1 behandelt wurden.

Arbeit und Familie, Arbeitszeit und Freizeit sind eng miteinander verbunden und räumlich wie zeitlich schwer trennbar (Sandgruber 1993). Während der moderne Bauernhof der Gegenwart in technologischer Hinsicht deutlich industrielle Merkmale aufweist, ist er soziologisch und organisatorisch dem familienbetrieblichen Strukturtyp vorindustrieller Zeit treu geblieben. Die Familie hat in dem Sinne sogar eine stärkere Ausprägung erfahren, als dass den früher auf einem Bauernhof tätigen Mägden, Knechten und ErntehelferInnen beinahe keine Bedeutung mehr zukommt. Das heißt, heute werden die anfallenden Arbeiten hauptsächlich von den einzelnen Familienmitgliedern erledigt. Die bäuerliche Familie ist daher bei der Bewältigung des betrieblichen Arbeitsanspruches im Wesentlichen auf sich selbst gestellt.

Neben dem Begriff der „Familie“ nimmt der Begriff der „Arbeit“ ebenfalls eine zentrale Rolle in der bäuerlichen Lebenswelt ein. „Arbeit ist bäuerlicher Alltag und Alltag ist das soziale Konstrukt, aus dem Lebenswelt und soziale Eingebundenheiten resultieren“ (Wonneberger 1995:127). Jede Veränderung im Produktionsbereich zieht Folgen im familiären Bereich nach sich. Umgekehrt gilt dies natürlich ebenso. Veränderungen werden daher von den handelnden Menschen genau abgewogen, bevor sie in die Tat umgesetzt werden (Inhetveen 1995).

Landwirtschaftliche Planungen müssen nicht nur den Familienverband, sondern ebenso den Naturkreislauf berücksichtigen und werden meist generationsübergreifend gedacht (zum Beispiel das Anlegen von Baumkulturen oder Weingärten). Das Schaffen von Werten weist über den Augenblick, über die Lebensspanne des einzelnen Individuums hinaus (Fliege 1998:422). In der Landwirtschaft sind die zeitlichen Dimensionen daher andere und kurzfristiges Profitdenken ist für einen landwirtschaftlichen Betrieb in der Regel nicht geeignet (vgl. auch Kapitel 4.2).

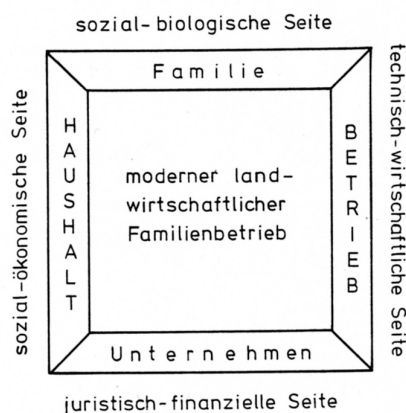


Abbildung 2: Modell des landwirtschaftlichen Familienbetriebes (Quelle: Planck und Ziche (1979), S.297)

Planck und Ziche (1979:297) sprechen von vier Komponenten des landwirtschaftlichen Familienbetriebes, die in enger Wechselwirkung und Abhängigkeit zueinander stehen. Es sind dies Familie, Haushalt, Betrieb und Unternehmen. Verändert sich eine dieser Komponenten, so hat das Auswirkungen auf die anderen. Ein gutes Zusammenspiel aller Komponenten erscheint den Autoren essentiell, um zu gewährleisten, dass „das Unternehmen gedeiht, der Betrieb reibungslos läuft, der Haushalt in Ordnung ist und die Ansprüche der Familie erfüllt werden“. Entscheidend ist auch, dass über die vier Komponenten verschiedenartige äußere Kräfte auf den landwirtschaftlichen Familienbetrieb einwirken: „über die Familie generative Leitbilder der Gesellschaft, über den Haushalt steigende Lebensansprüche und bestimmte Verbrauchergewohnheiten,

⁴²Zur geschichtlichen Entwicklung des bäuerlichen Familienbetriebes in Österreich sei auf Bruckmüller (1985) verwiesen.

über den Betrieb der technische Fortschritt und über das Unternehmen die Wirtschaftslage.“

Das bäuerliche Leben ist nicht um Freizeit oder andere Bedürfnisse herum organisiert, sondern um die Erledigung bestimmter Arbeiten. „Arbeit ist unverändert zentrale Erfahrung und Inbegriff bäuerlichen Lebens; zur Arbeit haben Bäuerinnen und Bauern weder räumliche noch zeitliche Distanz, und damit letztlich auch kaum intellektuelle oder emotionale. Die Omnipräsenz der Arbeit erschwert einerseits Distanz und Reflektion, sie verleiht andererseits Erfahrung und Sicherheit; sie gibt Handlungsweisen und Entscheidungsfähigkeit und –berechtigung, legitimiert familiäre und öffentliche Positionen. Werthaltungen und Deutungsmuster sind unverändert von der Allgegenwart der Arbeit besetzt. Selbst wenn sich im Lauf der Zeit die Art der bäuerlichen Arbeit verändert hat, so bleibt der Bezug zu ihr, bleibt ihre lebensweltliche Funktion doch unverändert“ (Fliege 1998:212).

Durch die fast täglich bedingte Anwesenheit am „Arbeitsplatz“ kommt es bei den besuchten Bauern und Bäuerinnen selten zu ausgedehnten Urlauben oder längeren Zeiten des Faulenzens. Die Tiere jeden Tag versorgen zu müssen, schafft ein Gefühl der Unabkömmlichkeit. In Familien, in denen die Arbeitslast aufgeteilt wird, ist dieses Gefühl nicht so stark präsent, wie in Familien, wo sich die Arbeit mit den Tieren auf eine einzige Person konzentriert. Ein paar Tage wegzufahren, bedeutet die Obhut der Tiere in andere Hände zu geben – dies erfordert auch ein großes Maß an Vertrauen, denn nicht alle Menschen verstehen etwas von Tieren beziehungsweise können richtig mit ihnen umgehen. Es ist daher nachvollziehbar, dass viele Bauern und Bäuerinnen im Urlaub nicht gänzlich abschalten und ihn genießen können, da sie sich Gedanken um ihre zu Hause gebliebenen Nutztiere machen. Hier kommt auch wieder zum Ausdruck, dass es sich um Lebewesen handelt, bei welchen immer unerwartete Dinge, wie Krankheiten oder andere Probleme, eintreten können.

„Ja, wie gesagt das Negative, das ist halt, wenn du Skifahren willst oder irgendetwas. Wie es schon in den letzten Jahren, ist es noch gegangen, da hat das alles noch funktioniert. Da waren meine Eltern noch aktiv und der Vater war vor 3, 4 Jahre, hat er eigentlich, da hat man ihm noch sagen können: ‚Herst, wir würden gerne ein paar Tage Skifahren. Übernimmst du das?‘ Und der hat das gemacht. Und jetzt ist halt, jetzt ist er schon ein Pflegefall. Und es ist das Problem, wenn man wirklich einmal 2, 3 Tage irgendwohin fahren will, immer jemand, wie gesagt, zu fragen oder wie gesagt, das ist nicht so leicht, dass man jemanden findet, der was sich auch, die Arbeit ist nicht so...weil, sagen wir, das Ganze überwachen. Und dann ist das Tier krank oder was. Das sieht nicht ein Jeder.“ (Bauer M)

Von vielen Bauern und Bäuerinnen, vor allem der jüngeren Generation, wird ein Dasein nur für den Hof längst nicht mehr als selbstverständlich hingenommen, vielmehr besteht ein Anspruch auf eine zeitweilige Loslösung vom Betrieb in Form von Freizeit und Urlaub. „Die traditionelle Einheit von Betrieb und Familie in der Landwirtschaft verlangt immer auch vom einzelnen, sich zeitweilig den ‚Bedürfnissen‘ des Betriebes unterzuordnen. Diese Notwendigkeit der Unterordnung eigener oder der Interessen der Familie unter die ‚Bedürfnisse‘ des Betriebes wird jedoch von den meisten Landwirten, insbesondere den jüngeren, nicht mehr fraglos als naturgegeben hingenommen“ (Kölsch 1990:113). Ob man sich vom Betrieb „loslösen“ kann, ist oft eine Einstellungssache, wie Bauer J und Biobauer Q meinen. Bei manchen Bauern und Bäuerinnen verhindert oft ein Gefühl der totalen Unabkömmlichkeit, sich arbeitsfreie Tage zu gönnen:

„Es soll keiner sagen, wenn einer Viecher hat, er muss Tag und Nacht...es ist schon ein Job. Aber, dass man sich dann ausgrenzt aus der normalen Gesellschaft ist nicht notwendig. Klar, es gibt diese Milchviehbetriebe, die sind noch intensiver. Aber die Mast ist nicht so intensiv, dass ich nicht sagen könnte, ich kann die zwei Eltern nicht daheim lassen.“ (Bauer J)

„Wobei halt aber viele das Problem haben, dass sie glauben, sie müssen immer selber da sein. Das ist auch bei viele der Zwang, wo sie sagen... Ja, ich meine sicher, es ist bei mir auch so, dass ich sage, wenn ich nicht da bin, ist es nicht, ist es nicht so gut gemacht wie...Es ist natürlich anders. Klar, wenn jetzt wer anders kommt, der was nicht soviel Erfahrung hat damit und das nicht so oft macht, dann ist natürlich die Arbeit schon anders gemacht als wie es macht einer, der was es ständig macht. Aber irgendwann kann es ja passieren. Es mag nicht das Schlimmste passieren, aber was tut man, wenn man krank ist? Man kann nicht immer da sein. Ich meine sicher, ich kann den Urlaub reduzieren und ich kann meine Freizeit zurückschrauben. Aber ich kann nicht sagen, ich bin jetzt 30 Jahre lang jeden Tag gesund. Das geht nicht. Da muss ich sowieso wen haben, der was es statt mir machen kann. Das ist halt oft das Problem. Weil viele sagen, sie müssen immer da sein.“ (Biobauer Q)

Bauer M meint, dass Einteilung eine große Rolle spielt und durch sie vieles relativiert werden kann:

„Ich meine, das Leben kann man sich einteilen. Und es hat jeder Beruf seine Vor- und Nachteile auch.“ (Bauer M)

Bauern und Bäuerinnen, vor allem jene mit Tierhaltung, haben einen anderen Bezug zu Urlaub und arbeitsfreien Tagen als Menschen, die jeden Tag ihr Haus oder ihre Wohnung verlassen, um ihren Arbeitsplatz aufzusuchen. Für Bauern und Bäuerinnen sind Arbeitsplatz und Wohnstätte identisch. Da der Landwirt/die Landwirtin, sobald er/sie am Hof ist, sich auch gleichzeitig immer am Arbeitsplatz befindet, gibt es für ihn/sie keine klare Abgrenzung zwischen Anwesenheit und Abwesenheit vom Arbeitsplatz – folglich auch keine klare Trennung zwischen Arbeitszeit und Freizeit (Dirscherl 1989:311).

Bäuerin E kommt auf ebendiese Problematik zu sprechen. Ist sie eine zeitlang einer außerlandwirtschaftlichen Tätigkeit nachgegangen, hat sie diese später aufgegeben, um sich um Familie und Betrieb kümmern zu können. Anfangs hat sie dieses „rauskommen“ und „einmal abschalten können“ vermisst:

„Die Umstellung wieder auf das Leben nur in der Landwirtschaft...die Tiere haben mir eigentlich nichts gemacht. Was für mich das Problem war, dass mir der Tapetenwechsel fehlt. (...) Und das Ganze muss ich sagen, haben wir irgendwo, ja hat sich geändert durch das mit, ja im Winter mehr Ruhe, aber von Frühling bis Herbst den ganzen Tag da irgendwo Bewegung ist durch den Fertigrasen und jetzt ist das dann hinfällig gewesen. Aber die ersten Jahre wäre ich schon gerne wenigstens Teilzeit arbeiten gegangen. Wenn man das gewohnt ist und ok, jetzt gehe ich außer Haus, jetzt schalte ich den einen Bereich ab oder ich komme wieder und jetzt ist der andere Bereich abgeschaltet.“ (Bäuerin E)

Negativer Aspekt: unerwartete Krankheitsfälle und andere Geschehnisse, die den „normalen“ Ablauf stören

Bäuerliches Wirtschaften ist gekennzeichnet durch einen naturgebundenen Arbeitsrhythmus. Viele bäuerliche Arbeiten beziehungsweise „Produktionsprozesse“ orientieren sich am jahreszeitlichen Rhythmus der Natur oder sind eng mit ihm verbunden. Die Arbeit verteilt sich entsprechend nicht linear über den Tag und das Jahr, sondern weist Schwankungen auf. Perioden der intensiven Arbeit wechseln mit Perioden der erzwungen, relativen Untätigkeit. Die Zeit wird nicht ökonomisch bewertet, sondern unterliegt den jeweiligen Arbeitserfordernissen, die der Mensch oft nicht beeinflussen kann. Unregelmäßigkeiten und Zwischenfälle sind Teil natürlichen Wachstums. Sie verlangen unvorhergesehen nach menschlicher Aufmerksamkeit und Arbeit, auch an jenen Tagen, an denen es vielleicht gerade an Zeit mangelt. „Der bäuerliche Zeitbegriff

unterwirft sich der Natur, der Charakter der Zeit ist durch den Charakter der Arbeit vorgegeben" (Fliege 1998:215).

Unerwartete Krankheitsfälle können in der Tierhaltung jederzeit auftreten und belasten in der Regel den Arbeitsalltag und das Gemüt des Bauern/der Bäuerin erheblich. Sie werden daher in jedem Fall als negativ empfunden:

„Was ist negativ daran, wenn sie krank werden, dann leidest du nachher mindestens genauso mit.“ (Biobauer T)

„Da ist man selber krank. Bei den Kälbern ist das furchtbar. Da denkst du tagelang nach, was kann ich noch machen?“ (Bauer D)

Erschwerend kommt hinzu, dass Tiere sich dem Menschen verbal nicht mitteilen können, was Biobauer Q sehr schade findet:

„Also das mit Krankheiten bei den Viechern sehe ich als riesengroßes Problem, weil sie es nicht sagen können, was sie haben. Also das wäre natürlich eine super Einrichtung gewesen, wenn man die Viecher auch reden hätte lassen. Dass sie sagen können, wenn sie was haben oder nicht. Wenn ihnen etwas weh tut.“ (Biobauer Q)

Kranke Tiere stehen für Rückschläge, vor denen ein Tierhalter/eine Tierhalterin nie gefeit ist und mit denen er/sie im Normalfall unvorhergesehen konfrontiert wird. Krankheitsfälle stellen insgesamt betrachtet ein großes Unsicherheitsmoment in der Tierhaltung dar und werden im Ernstfall von den Bauern und Bäuerinnen mitunter als Existenzbedrohung wahrgenommen. Ein krankes Tier erbringt keine Leistung, braucht ein erhöhtes Maß an Aufmerksamkeit und Pflege und birgt eine Ansteckungsgefahr in sich. Sofortiges Handeln wird daher von Bäuerin K und Biobauer I als absolute Notwendigkeit empfunden:

„Na ja, es ist ja so...Es ist ja nicht so, dass ein Nutztier wie ein Mensch ist. Wenn ich jetzt Kopfweg habe, na ja, warte ich, dass es alleine gut wird. Das kann ich bei einem Nutztier nicht. Wenn die Ferkel Durchfall haben, das gehört sofort behandelt. Weil sonst stehen sie eine Woche. Und wenn eine Zuchtsau jetzt Fieber hat, muss man sie auch gleich behandeln.“ (Bäuerin K)

„Weil du musst ja schauen, dass du das wieder schleunigst hinbekommst.“ (Biobauer I)

Der finanzielle Mehraufwand im Krankheitsfall eines oder mehrerer Tiere wird als große Belastung empfunden und wenn möglich vermieden:

„Es ist wahnsinnig zuwider wenn irgend so eine Grippeepidemie kommt, wo sie alle husten, und dann fressen sie 10 Tage nichts. Und man kann sie aber nicht impfen. Das kann man nicht erzählen.“ (Bauer D)

Das Handeln im Krankheitsfall wird stark nach wirtschaftlichen Aspekten ausgerichtet. Wirtschaftliches Denken spielt auch im Krankheitsfall eine entscheidende Rolle. Um ihre Betriebe rentabel zu führen, sind viele LandwirtInnen zumindest bei einigen Entscheidungen gezwungen, ohne Gefühle zu ihren Tieren, nach rein betriebswirtschaftlichen Kriterien zu agieren. Ob tierärztliche Hilfe in Anspruch genommen wird, hängt meist davon ab, ob es wirtschaftlich rentabel ist. Die etwaigen Tierarztkosten werden an dem ökonomischen Wert des jeweiligen Tieres gemessen. In der Regel übersteigen die Kosten den realen Wert des Tieres, daher erscheint es in vielen Fällen aus rationaler Sicht sinnvoller, auf den Tierarzt/die Tierärztin zu verzichten:

„Bei einer Kuh, wenn die Kuh selber 500 Euro wert ist und die Operation oder die Behandlung kostet mir 400 Euro, dann muss ich Nein sagen. Also irgendwo muss es wirtschaftlich sein, weil sonst gehe ich zugrunde dabei. Das

heißt, ich muss es mir dreimal überlegen, bevor ich einmal den Tierarzt anrufe. Sobald der kommt, dann wird es teuer. Durch die jetzige wirtschaftliche Situation, speziell in der Rinderzucht, Milchviehhaltung, dadurch dass das alles schon ganz, ganz knapp ist, die Kalkulation, wird das auch immer schwieriger. Du musst schon oft überlegen, rufst jetzt den Tierarzt an oder den Fleischhacker, wenn eine Kuh krank ist. Weil irgendwo...man ist gezwungen, dass man wirtschaftlich denkt, weil sonst geht man zugrunde dabei." (Bauer U)

„Und im Grunde genommen, belästige ich keinen Tierarzt, wenn mit einer Ziege wirklich ein Problem ist. Weil der Wert einer Ziege, der wirtschaftliche Wert, ja? Ist sehr gering und meistens nicht viel höher als ein zwei- oder dreimaliger Besuch vom Tierarzt." (Biobauer Y)

„Der Tierarzt rechnet sich nicht mehr. Der Tierarzt ist mehr oder weniger beim Schaf so teuer, du kriegst für ein Schaf 700 Schilling – wir haben ja Euro – also, wenn der Tierarzt kommt, dann kommt der von weit her, der verrechnet dir dasselbe. Entweder sehe ich...außerdem wenn ein Schaf nicht mehr frisst, dann ist es vorbei. Also dann brauchst du nichts mehr probieren. Wir haben schon gewisse Sachen, wie wenn sie einen Gebärmuttervorfall haben, dann hole ich auch den Tierarzt, weil da weiß ich, das funktioniert. (...) Außer es ist ein Schafbock, wenn der irrsinnig wichtig ist. Das ist etwas anderes. Aber da kommt es halt ein bisschen auf die wirtschaftliche Denkweise halt an." (Biobauer X)

Eine Kuh hat marktwirtschaftlich betrachtet einen höheren Wert als ein Mastschwein. Ihr Verenden richtet daher auch einen größeren Schaden an:

„Und negativ ist, haben wir auch schon gehabt, haben wir voriges Jahr so eine Serie drinnen gehabt, wo die ganzen Kühe krank waren. Nicht aufstehen haben können und wir den Schlachter anrufen haben müssen. Das war dann auch nicht fein. Das ist wieder negativ. Ja, ich meine...Je größer das Viech ist, desto größer ist der Schaden, nicht? Ja, das ist aber nicht lustig, wenn du so was erlebst. Aber wenn du Viecher hast, bist du vor dem nicht gefeit." (Biobauer H)

„Und hin werden lassen kann man es [das Kalb] nicht. Weil zuviel Geld drinnen steckt, nicht? Bei einer Sau ist es wurscht, weil die kostet 100, 150 Euro oder eine Zuchtsau kostet 150 Euro. Also das ist lächerlich. Aber das kostet 600 Euro. Also da schaut man dazu. (...) Bei einer Sau tun wir fast nichts mehr. Ist billiger wenn sie hin wird. Da schaut man schon auf das Geld." (Bauer D)

Dennoch wird nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen, beziehungsweise aus eigenem Interesse, mit einem erkrankten Tier „mitgeföhlt“. Auch Emotionalität spielt hier eine entscheidende Rolle, was in der Erzählung von Bäuerin K gut zum Ausdruck kommt. Würde diese Bäuerin nur der Logik rationaler Produktion folgen, hätte sie dem Zuchtschwein nicht geholfen.

„Wir haben unlängst eine gehabt, die hat einen Blasenvorfall gehabt und das war furchtbar. Die hat mir so leid getan. Wenn ich da gekommen bin und die war eh so tapfer. Und da haben wir dann den Tierarzt geholt, der hat das dann raus gezogen und wieder reingedrückt. Und wir haben sie dann durchgebracht. (...) Ich meine von der Kosten-Nutzen-Rechnung hat es eigentlich nichts gebracht. Weil wir haben ihr dann die Ferkel weggenommen und zu einer anderen Sau gegeben. Und der Tierarzt hat viel Geld verlangt. Und die Sau haben wir dann verkauft. Ich meine, im Endeffekt, viel hat nicht

rausgeschaut. Aber ich meine, man kann sie dann ja auch nicht verenden lassen." (Bäuerin K)

Im Fall einer Krankheit wird nicht gerne in den Stall gegangen. Was sonst gerne gemacht wird, kehrt sich im Krankheitsfall um:

„Ja, es ist eigentlich eine schöne Arbeit. Und das negative ist, wenn sie halt krank sind. Da geht man dann halt gar nicht gerne." (Bäuerin C)

„Nein, ja solange alles funktioniert, macht man alles gerne. Sobald man irgendwie Krankheiten, was es natürlich auch gibt, Grippewellen drinnen hat...da macht man gar nichts gerne. Weil da denke ich mir: „Ich will gar nicht hintere gehen.“ (Bauer J)

Den erkrankten Tieren Medikamente zu verabreichen, gestaltet sich mitunter mühsam und wird als anstrengende und unangenehme Arbeit wahrgenommen:

„Wenn Tiere krank werden, das ist schon einmal eine von den zwidersten Aufgaben. Das haben wir da um Weihnachten herum gehabt. Großartige Lungenentzündung. Und dann Doktor gehabt und unter Anleitung des Doktors darf man sie selber weiterbehandeln und allerhand so Sachen. Und da reingehen in so einen Stall, die Tiere sind nicht angehängt, die laufen frei herum, die soll man abfangen. Dann die sind, haben oft schon, was weiß ich, da waren größere dabei mit 400, 500 Kilo. Also das ist, das geht schon in die Lebensgefahr hinein, so Sachen. Und natürlich ist das gar nicht angenehm und auch den Kleinen dann nachlaufen und die irgendwann einmal abfangen und dann bist du schmutzig bis hinauf und schwitzt und alles. Nein, das sind dann schon so Sachen, die was man eigentlich nicht unbedingt gerne tut." (Bauer M)

Im Krankheitsfall entscheiden TierärztInnen oder Tiergesundheitsdienste über geeignete Maßnahmen und weitgehend nicht mehr das Erfahrungswissen der Bäuerinnen und Bauern (Inhetveen 2001). Bohler und Hildenbrand (1990:74) verweisen darauf, dass mit der Zurückdrängung von Traditionen und traditionellem Wirtschaften, sowie der Einbindung der rationellen Landwirtschaft in eine von spätkapitalistischen Marktgesetzen beherrschte Gesellschaftsstruktur, eine „Entwertung bäuerlichen Erfahrungs- und Traditionswissens und seine Ersetzung durch szientifische [sic!] Wissenspartikel“ zur Folge hatte. Mit der Modernisierung der Landwirtschaft ist das bäuerliche Erfahrungswissen auf weite Strecken hin abgewertet und überflüssig geworden. Diese Entwicklung vollzog sich im Grunde von einer Generation zur nächsten:

„Nein, die Sachen sind in die letzten 50 Jahre ziemlich verloren gegangen." (Biobauer X)

Früher mussten sich die LandwirtInnen selbst einen Reim auf Krankheiten von Pflanzen und Tieren machen, mussten Ursache-Wirkungshypothesen aufstellen, Ähnlichkeiten und Unterschiede herausarbeiten, vor allem aber Krankheiten und Schäden selbstständig heilen und beheben lernen. Vor die Notwendigkeit gestellt, meist aus eigenen Kräften heraus zu handeln, wurde auf Ressourcen zurückgegriffen, die Natur, Haus und Hof zur Verfügung stellten. Erfolg oder Misserfolg der durchgeführten Behandlungen lieferten Rückschlüsse auf die Richtigkeit der Diagnose beziehungsweise die Angemessenheit des Hausmittels. Diese Mittel wurden in der Praxis vielfach erprobt. Ihre Wirkungsweise schien durchschaubar, die Wirkung erfahrbar und die Nebenwirkungen kontrollierbar (Inhetveen 1983:128).

Bauer R ist sich des Wissensverlustes durchaus bewusst und sieht diese Entwicklung kritisch. Er stellt die Omnipotenz der Naturwissenschaften in Frage und räumt ein, dass auf moderne Medikamente auch nicht immer hundertprozentig Verlass ist:

„Da ist jetzt schon so viel verloren gegangen. Schlimm. Leider machen das eh zu wenige. Die, die was viele Hausmittel gewusst haben, die gibt es jetzt leider nicht mehr, nicht? Die sind schon gestorben, nicht? Bei meiner Elterngeneration da ist das abgekommen mit Hausmitteln. Da ist dann der Fortschritt gekommen und da war das momentan nicht mehr interessant. Da hat man gesagt: ‚Das brauchen wir nicht und...‘ Nur man merkt halt nur, dass es mit diesen ganzen Arzneimitteln und so auch nicht immer funktioniert.“ (Bauer R)

Bauer A hingegen vertraut im Krankheitsfall nur auf die Schulmedizin. Alles andere würde die Gefahr in sich bergen, nicht effizient genug vorzugehen:

„Wie soll ich das sagen? So wie wir Schweine produzieren oder Tierhaltung haben, wir sind intensiv. Da können wir uns auf solche Sachen da, ich meine, ich habe meine eigene Meinung über solche Sachen. Unter Anführungszeichen. Ich will nicht sagen, dass das schlecht ist. Aber wir können uns auf das Hokuspokus nicht verlassen. Da muss man Nägel mit Köpfen machen, nicht?“ (Bauer A)

Sein Sohn, Jungbauer A, stimmt dem zu und verweist auf das Risiko und die dahinter stehende Befürchtung, dass eine Krankheit „eskalieren“ könnte:

„Es ist ja nicht gesagt, dass dann nur das eine Schwein krank ist. Es kann ja das andere anstecken. Und das muss dann ziemlich schnell gehen und das muss ziemlich schnell gesund werden und da muss man das ziemlich sehr gut beobachten, dass das nicht eskaliert, nicht?“ (Jungbauer A)

Eingebunden in die scharfe Konkurrenz, kann sich der Bauer/die Bäuerin dem Zwang zur Produktivitätssteigerung und damit dem Druck, neue Verfahren anzuwenden und die hierfür vorgesehenen „ExpertInnen“ zu konsultieren, nicht vollkommen entziehen. „Dort wo die Landwirtschaft auf der Höhe der Zeit arbeitet und dem technisch-wissenschaftlichen Fortschritt gefolgt ist, müssen pflanzen- und tiermedizinisches und –hygienisches Wissen, und somit im wesentlichen [sic!] die Experten, den Normalfall anleiten und im Störfall eingreifen. Traditionelles Wissen ist dort nahezu gegenstandslos geworden“ (Inhetveen/Blasche 1983:142).

Dem heute vorherrschenden rationalistischen, am Paradigma der exakten Naturwissenschaften angelehnten Weltbild zufolge, gelten Bauernregeln als Inbegriff von „irrationalen magisch-religiös gefärbtem Umgang mit der Natur“ (Inhetveen/Blasche 1983:131). Wer modern sein will, muss sich von solchen Irrationalismen frei gemacht haben.

Einige der besuchten Bauern und Bäuerinnen wiederum müssen sich eher aus einer Not heraus, oft auf ihre eigenen Fähigkeiten und Kenntnisse stützen und diese aktiv zum Einsatz bringen. Ihrer Meinung nach fehlt es an qualifizierten TierärztInnen, die sich mit landwirtschaftlichen Nutztieren eingehend beschäftigen und in diesem Bereich viel Erfahrungswissen vorweisen können.

„Da ist man selber krank. Bei den Kälbern ist das furchtbar. Da denkst du tagelang nach, was kann ich noch machen? Der Tierarzt gibt es auf. Der empfiehlt dir einen anderen Tierarzt, der kennt sich noch weniger aus. Also es gibt keinen Tierarzt mehr, der was sich noch auskennt.“ (Bauer D)

Andere Bäuerinnen und Bauern beschäftigen sich mit alternativen Heilmethoden⁴³, wie der Homöopathie:

⁴³Bezüglich alternativer Heilmethoden entstand in den Gesprächen der Eindruck, dass Biobäuerinnen/Biobauern größeres Interesse an diesen zeigten als ihre konventionellen KollegInnen. Das liegt sicherlich auch daran, dass der Einsatz von Medikamenten, den Bestimmungen der biologischen Landwirtschaft gemäß, nur eingeschränkt erfolgen darf und daher andere Möglichkeiten der Krankheitsbehandlung stärker wahrgenommen werden.

„Also wir wenden viel Homöopathie an, was eigentlich zu 90 Prozent hilft. Eigentlich, die Medikamente haben weniger geholfen bis gar nicht.“ (Biobäuerin G)

„Das ist das was mich interessiert. Homöopathie und so. Es gibt ja dann Kurse nachher. Das interessiert mich schon. Irgendwann möchte ich das sicher einmal machen.“ (Biobauer T)

Auch Biobauer F hat diesen Trend bemerkt,

„Es gibt ja viele, die was sagen, ok, jetzt machen wir mit Homöopathie weiter.“ (Biobauer F)

fügt aber gleichzeitig kritisch hinzu, dass die Behandlung mit homöopathischen Mitteln, Zeit und einer gezielten Auseinandersetzung bedarf:

„Ich meine, es funktioniert sicher, aber nur ich glaube, da brauchst du auch soviel Zeit und...bis du draufkommst, was für ein Mittel funktioniert und weiß ich nicht...“. (Biobauer F)

Ebenso die Meinung seiner Frau Biobäuerin F „da musst du dich auch schon gut auskennen“, die im Krankheitsfall eher befürwortet den Tierarzt zu holen, „weil wenn man lange herumdoktert, dann wird das, finde ich, noch schlechter.“

Dennoch erzählen die beiden von einem Erlebnis mit einer Kuh, die ihr Kalb nicht annehmen wollte, und der sie versucht haben mit alternativen Heilmethoden zu helfen:

„Wir haben sie sogar geströmt. Das gibt es...sie [die Ehefrau] hat den Kurs gemacht. Shiatsu. Das gibt es bei den Viechern auch. Und das haben wir probiert bei der Kuh. Das hat eigentlich funktioniert. Ja, aber nur, es war halt einfach zu mühsam, wenn ich da jeden Sonntag zweimal raus muss und nur mit der einen Kuh schauen, dass die das Kalb saufen lässt. Ich meine, da brauche ich nichts anders mehr machen.“ (Biobauer F)

In diesem Zitat kommt der mit einer Krankheit/Störung immer in Verbindung stehende erhöhte Zeitaufwand für das Tier zur Sprache. Wie sich das auf die Beziehung zum Tier auswirkt, wird in den kommenden Kapiteln 4.6. und 4.7 behandelt.

Neben Krankheitsfällen gibt es auch andere Geschehnisse, die den normalen Ablauf im Stall verzögern beziehungsweise verändern. Wenn nicht alles nach Plan läuft, wird das als negativ empfunden. Bäuerin K beschreibt das anhand eintretender Verzögerungen, wenn ein Schwein nicht zum vorhergesehenen Zeitpunkt aufnimmt. Im modernen Betrieb sind Geburt und Fruchtbarkeit einem strengen Reglement und Zeitregime unterworfen (vgl. Kapitel 3.3.4). Von den Tieren wird erwartet zu „funktionieren“, ist dem nicht so, dann erzeugt das Unannehmlichkeiten und Stress für den Bauern/die Bäuerin. Eigenzeitlichkeit, -rhythmik und -dynamik der Tiere kommen einer Zeitvergeudung gleich (Jürgens 2008:57).

„Was mir nur zuwider ist. Wenn eine Sau nicht rauschig⁴⁴ wird, das ist mir zuwider. Aber das ist jetzt nicht die Arbeit, sondern wenn jetzt alle sind und die eine nicht und dann muss ich warten. Und wann wird die? Und dann fällt sie in die nächste Gruppe oder gar nicht. Das mag ich nicht. Wenn das nicht rennt. Das mag ich nicht.“ (Bäuerin K)

Jedoch werden Tiefschläge oder schwierige Phasen durch Erfolgserlebnisse wieder ausgeglichen. Eine gute Marktbewertung seiner Stiere macht etwaige erlebte Strapazen für Bauer J wieder wett:

⁴⁴ „Rauschig“ bezeichnet den Zustand, in dem ein Schwein deckwillig und empfängnisbereit ist (Anmerkung der Verfasserin).

„Überhaupt die Kälteperiode, wie sie jetzt war, da geht man auch ungern in den Stall. Weil eben die Tränker eingefroren sind...da hast du manchmal irgendwo einen Frust. ‚Hast du das alles notwendig?‘ Aber das deckt das dann wieder ab, wenn du wieder eine Partie hast, die was sich...Und du kriegst dann das Fax in der Nacht herein von einer Partie und du hast nur hochwertige Qualitätsstiere, also das macht das dann wieder gut, nicht?“ (Bauer J)

4.6 Intensive und schöne Momente in der Beziehung zwischen Mensch und Nutztier

Gefragt nach schönen und intensiven Momenten mit den gehaltenen Nutztieren, kommen vor allem Antworten, die mit dem Lebenszyklus der Tiere in enger Verbindung stehen. Die Chronologie des „Produktionsvorganges“ beginnt bei der Geburt der Jungtiere auf dem Hof. Die Geburt eines Tieres ist nicht nur ein ökonomisch bedeutendes Ereignis. Sie wird auch als eine elementare und emotional stark besetzte Begebenheit empfunden, bei der sich der Bauer/die Bäuerin dem Muttertier und den neugeborenen Jungtieren besonders nahe fühlt, vor allem dann, wenn der Mensch helfend eingreifen kann. Durch die praktische Mithilfe bei der Geburt kommt es zu körperlichem und sinnlichem Kontakt zwischen Mensch und Tier.

„Ja, besonders intensiv ist es vielleicht dann bei Geburten. Das ist an sich schon eine eher intensivere Geschichte, wo wir gemeinsam halt das Kalb auf die Welt bringen, sozusagen. Wenn wir dabei sind. Wir sind nicht immer dabei. Aber wenn es sich gerade ergibt, sind wir schon dabei.“ (Bauer R)

„Bei der Geburt. Weil da sind wir doch sehr dabei. Da streichelt man den Bauch oder den Kopf. Dann bekommen sie, wenn sie sie brauchen, homöopathische Mitteln für die Milch oder dass die Geburt leichter geht. Und da sitzt man dann doch auch drei, vier Stunden bei der Sau. Das sind sicher die intensivsten Momente.“ (Biobäuerin G)

„Bei der Geburt. Jetzt die Zeit, also da freust du dich irgendwie jedes Jahr drauf. Wenn das auf die Welt kommt und rauskommt, und nach 10 Minuten steht und sauft.“ (Biobauer W)

„Ja, sicher ist die Geburt ein sehr großes Erlebnis. Ja? Die Geburt ist immer ein sehr sehr großes Erlebnis. Wenn man jetzt zwei gesunde Kitze herbringt und man kann ihr helfen dabei. Und die Ziegen sind da auch, muss ich sagen, ist auch das Vertrauen zum Menschen da. Ich meine die Ziegen kennen mich ja, weil ich jeden Tag in der Herde selber bin. Und ich meine, grundsätzlich ist das sicher der schönste Moment, ja.“ (Biobauer Y)

Die Vermehrung des Tierbestandes durch die Geburt erleben viele Bäuerinnen und Bauern einerseits als Geschenk der Natur, andererseits wird das erfolgreiche Zutun des Menschen belohnt. Zugleich stellt das partizipierende Geburtserlebnis selbst einen ersten intensiven Kontakt mit dem Tier dar und kann mitunter für die spätere Intimität eine wichtige Rolle spielen. Stetig wachsen diese Tiere heran und werden, wenn alles gut geht, zu „schönen Kälbern“, „schönen Schweinen“ oder „schönen Kühen“. So entsteht ein sichtbares Resultat der bäuerlichen Arbeit mit den Tieren, das auch mit gewissem Stolz und einer Freude wahrgenommen und kommentiert wird (vgl. auch Kapitel 4.5).

Hierbei ist es wichtig, zwischen den verschiedenen Produktionssystemen zu unterscheiden. Ein Mastbetrieb, der die Ferkel von einem anderen Betrieb zukaufte, hat nicht die Gelegenheit die Geburt mitzerleben. Durch die Zerlegung der Arbeitsprozesse in der Nutztierhaltung sind existentielle Ereignisse, wie die Geburt, auf solchen Betrieben

nicht mehr erfahrbar und somit bedeutungslos. Inhetveen (2001) spricht von einer „Fragmentierung“ der gemeinsamen Zeit (vgl. Kapitel 3.3.4). Biobauer T erzählt vom „Wiedererleben“ dieses bedeutenden Ereignisses, als er mit der Haltung von Zuchtschweinen (Muttertieren) beginnt. Vormalig nur auf die Haltung von Mastschweinen konzentriert, konnte er am Lebenszyklus der Schweine nicht vollständig teilnehmen. Denn von der Geburt war er ausgeklammert, da sie auf einem anderen Betrieb stattfand.

„Die Kinder haben es noch nie gesehen gehabt, wie kleine Ferkel auf die Welt kommen. Wie die erste Sau ausgeschüttet hat voriges Jahr, sind wir gesessen zu, weiß ich nicht. Ich habe 4 Kinder, die Frau und die Großmutter, zu 7 sind wir drinnen im Stall gesessen und haben zugeschaut wie die Ferkel auf die Welt kommen. War lustig, ja.“ (Biobauer T)

Nicht nur die Geburt an sich, sondern auch die Momente mit den Jungtieren werden als intensiv und schön erlebt:

„Bei die kleinen Kälber halt. Wenn du zuhause gehst mit dem Kübel und der schleckt dich ab und wartet bis du ihn streichelst. Wenn sie größer werden, da musst du vorsichtig sein, dass du keine in die Rippen bekommst mit den Hörnern.“ (Bauer L)

„Beim Tränken der kleinen Kälber und so Sachen. Also das was in Großbetrieben alles nur über Maschinen läuft, das wird bei uns eigentlich viel noch mit der Hand gemacht. Die kriegen da ihre Milch, dann kommen sie her und saugen und das ist eigentlich wirklich irgendwie so eine...Man baut dadurch ein bisschen eine Beziehung auf.“ (Bauer M)

Zeit mit den Tieren verbringen, sie beobachten und sich mit ihnen befassen wird von Biobauer T, Biobäuerin V und Biobauer X besonders erfüllend wahrgenommen.

„Ja, was mache ich gerne? Einfach hineingehen und sich mit die Ferkel befassen. Wenn ich Zeit habe, dann setze ich mich auch einmal gerne hinein zu die Kleinen und lasse mich abkrabbeln. Merkst du eigentlich erst, ja dass die genauso den Bezug suchen, so wie ich ihn suche. Dass die auch mit dir wollen. (...) Das ist eigentlich schon die befriedigende Sache irgendwo daran, dass dich die Viecher nachher auch akzeptieren.“ (Biobauer T)

„Das sieht man auch immer wieder, wenn man Stroh in den Unterstand hinein gibt, also da teufeln sie da durch die Gegend. Und der Jumbo [der Stier] hat sich da letztens am Futterstand irrsinnig angehaut, also es hat irrsinnig gescheppert. Ich habe mir gedacht: ‚Na super‘, aber das ist ihm natürlich wurscht gewesen. Oder wie ich von der Tischlerwerkstatt die Sägespäne hingebraucht habe, ich habe die Sägespäne auf einen Haufen geschüttet. Und er ist richtig mit dem Schädel hinein, völlig voll mit Sägespänen, total hinein, dann hat er sich noch so richtig hineinfallen lassen. Da hat man so richtig gesehen, wow das hat ihm jetzt so richtig getaugt. Das war echt lieb, ja...“ (Biobäuerin V)

„Ich habe früher, die ersten 2-3 Jahre, also da bin ich oft um 2 in der Früh aufgestanden, und bin ich 2-3 Stunden drinnen gesessen und habe ihnen zugeschaut, den Lämmern. Das ist einfach was schönes, wennst ihnen da zuschaust.“ (Biobauer X)

Das Beobachten der Tiere, das werden im Laufe der Arbeit auch andere Interviewsequenzen belegen, ist nicht nur Zeitvertreib, sondern zählt vielmehr zu einer der wichtigsten Aufgaben eines Tierhalters/einer Tierhalterin. Um Krankheiten oder

andere Probleme rechtzeitig zu erkennen, ist es notwendig ein „gutes Auge“ für seine Tiere zu haben.

Biobauer Q beschreibt schöne Momente mit seinen Hühnern folgendermaßen:

„Ich tue sie im Sommer gerne beobachten, wenn sie draußen sind. Das schon. Ja. Das mache ich schon gerne. Und sie fangen auch an, wenn ich dann, ich mache nämlich...jetzt im Winter mache ich das nicht so oft, dass ich die Freilauffläche abgehe. Weil ich natürlich schaue, ob das Gitter untergraben wird oder so. Ich meine, man kann nicht wirklich etwas dagegen machen, aber ich weiß es dann wenigstens. Und da fangen sie schon an, da gehen sie dann mit und so. Und das ist schon schön. Weil sie fangen dann an, wenn man jetzt hinausgeht, gehen sie dann schon eine Runde immer mit. Da gehen sie halt Runden im Kreis mit. Und das ist halt schon Klasse. (...) Da gehen sie, marschieren sie mit. Das ist schon schön.“ (Biobauer Q)

Diese Aussage erscheint bemerkenswert, zeigt sie doch, dass auch Biobauer Q schöne Momente mit seinen Hühnern kennt. Denn die beiden besuchten Geflügelbauern taten sich in den Interviews sichtlich schwer, die Beziehung zu ihren Hühnern zu thematisieren. Hühner erlangen allem Anschein nach schwerer als andere landwirtschaftliche Nutztiere die Zuneigung des Menschen. Simantke (2005:16) spricht davon, dass in der Beziehung zwischen Mensch und Huhn der Kuschelfaktor fehlt. Sie versucht zu erklären, warum das so ist: „Das Huhn hat es heute nicht leicht mit der Wertschätzung als Individuum. Eine Mensch-Tier-Beziehung lässt sich nur schwer aufbauen, da in der Regel kaum eine Unterscheidung von Einzeltieren möglich ist, wenn man von wirtschaftlich relevanten Bestandesgrößen ausgeht, also mindestens von 500 Tieren je Gruppe. Als Kuschel- oder Streichtier ist es kaum begehrt, es fehlen ihm die dafür typischen Attribute – runder Kopf, große Augen, plüschiges Fell (Kindchenschema). Einzeltiere werden im Krankheitsfall selten behandelt, typisch ist Bestandsbehandlung. Die heute übliche Nutzungsdauer von nur einer Legeperiode unterstreicht den Charakter als ‚Wegwerfprodukt‘, der ethische (und der finanzielle) Wert des Tieres ist gering.“

„Meine Hendlin haben eine begrenzte Lebensdauer. Die leben 12- 15 Monate. Vorher sind sie 17, 18 Wochen alt. Also das kommt dazu. Aber das ist begrenzt, weil sie einfach nachher...Wenn du 10 Hendlin hast und die sterben. Oder die fallen irgendwann um und sterben, nicht? Das geht bei mir halt nicht. Ja, das ist halt eine Rechnerei.“ (Biobauer I)

Das Einzeltier geht mit großer Wahrscheinlichkeit in der Masse unter. Auf diese Thematik wird in Kapitel 4.9 noch eingegangen.

Niebuhr et al. (2007) betonen jedoch, dass der Mensch-Tier-Beziehung auch in der Hühnerhaltung, vor allem in alternativen Haltungssystemen, eine bedeutende Rolle zukommt. Probleme mit der Herde, wie Panikreaktionen, die zu Verletzungen der Tiere oder zu Verlusten durch Erdrücken führen können, werden erheblich vom Verhalten und der Einstellung der Betreuerin/des Betreuers beeinflusst. Aktive und positive Kontaktaufnahme (Reden mit den Tieren, sanftes Berühren, Futtergaben per Hand) mit den Hühnern verbessert deren Beziehung zum Menschen deutlich. In der Praxis empfehlen Niebuhr et al. daher eine tägliche Beschäftigung mit den Hühnern für ein paar Minuten, damit sich Mensch und Tier aneinander gewöhnen. Die AutorInnen gehen davon aus, dass insbesondere der Vermittlung von Wissen um die Mensch-Tier-Beziehung und von möglichem Verhalten den Hennen gegenüber in Zukunft verstärkt Bedeutung geschenkt werden wird.

Intensive Momente ergeben sich des weiteren paradoxerweise in Krankheitsfällen, die an und für sich zu Ausnahmesituationen führen, beziehungsweise die tägliche Routine stören und von den Bäuerinnen und Bauern daher negativ bewertet werden. Wenn ein Tier erkrankt oder Anzeichen für auffälliges Verhalten gegeben sind, erfordert es eine erhöhte

Aufmerksamkeit und Pflege auf Seiten des Menschen. Daraus ergeben sich meist jene Augenblicke, die viel Körperkontakt beinhalten, sei es in Form von Medikamenten verabreichen, streicheln, festhalten oder verarzten.

Die LandwirtInnen stehen in ihrem eigenen Interesse unter „Zugzwang“, sich mit dem erkrankten Tier intensiver zu beschäftigen. Die Wirtschaftlichkeit steht im Hinterkopf, denn jedes Tier hat einen ökonomischen Wert und würde bei Verenden einen Gewinnverlust bedeuten, sind Bemühungen notwendig, damit das Tier wieder gesundet.

„Na ja, wenn irgendein Tier krank ist, dann wird die Beziehung ein bisschen intensiver, weil man sich darum kümmern muss. Im Prinzip, wenn man merkt, es fühlt sich ein Tier nicht wohl, dann geht man halt ein bisschen öfters in Stall und schaut auf das Tier, wie es sich entwickelt, ob man was machen muss.“ (Bauer W)

„Wenn sie [die Sau] krank ist und wenn sie nicht frisst. Da schaut man sehr wohl ganz genau, was jetzt ist, was sie macht.“ (Bauer D)

Bei Auffälligkeiten im Fressverhalten der Tiere wird Biobauer N von einer Unruhe erfasst, da er noch nicht absehen kann, ob sich eine Krankheit anbahnt oder nicht:

„Wenn irgendetwas ist. Wo du dann sagst, wirklich, da gehst du dann halt einmal öfters nachschauen zum Beispiel. Wenn einer ein bisschen weniger frisst oder was weiß ich. Zuviel gefressen hat oder was. Du kennst ja die Viecher. Ich meine, du siehst es ja, wenn du alle Tage draußen bist. Und da bist du halt unruhig, nicht?“ (Biobauer N)

Bauer U empfindet die Behandlungen, die er im Krankheitsfall durchführen muss, als belastend. Für beiden Seiten, Mensch und Tier, bedeutet die ungewohnte Situation Stress. Gleichzeitig haben Mensch und Tier gerade in solchen Situationen besonders engen Körperkontakt:

„Oder wenn eine Kuh krank ist, und ich muss ihr was eingeben. Das ist an und für sich eine unangenehme Tätigkeit, für mich ist es eine unangenehme Tätigkeit, für die Kuh ist es unangenehm, wenn sie ein Flascherl bekommt, was sie eigentlich nicht will. Ist für keinen von uns beiden schön, aber das muss einfach sein, das gehört einfach dazu. Ja und man ist dann dem Tier besonders nahe.“ (Bauer U)

Die kranken Tiere bleiben Bauer J, durch die „erzwungene“ intensivere Auseinandersetzung, im Vergleich zu den anderen normalen, gesunden Tieren, stärker in Erinnerung. Zu den ersteren baut er seiner Meinung nach auch eher eine Beziehung auf, wenngleich diese nicht unbedingt positiv behaftet ist:

„Aber direkt eine Beziehung schon, wenn ein Tier krank ist. Da baut man intensiv, aber kommt das aus dem Bereich heraus, dass man schaut, dass er gesund wird, dass man ihn halbwegs verkaufen kann. Die Entscheidung kann ich selber gar nicht, da stehe ich auch im ‚Wigl Wagl‘ – interessiert man sich, weil man ein Geld hineingesteckt hat? Aber man betreut ihn intensiver und verfolgt das Tier dann auch anders. Die merke ich mir. Also die merkst du dir dann von der Krankheitsphase bis zum...bis der nicht am LKW oben ist. Und ich weiß haargenau, wenn ich heute einen Ausdruck vom Fax herausnehme, weiß ich sicher von den 9 Nummern 2, 3. Aha, das war der Bursche, der hat uns damals eine schwere Lungenentzündung oder eine schwerere Verletzung gehabt. (...) Da lebt man dann schon ein bisschen mit dem Viech mit. Wenn ich sehe, der fiebert schon den zweiten Tag oder hat Schmerzen. Das sind gewisse Phasen. Aber im normalen Bereich, wenn alles gut rennt, baust du wenig auf.“ (Bauer J)

Bäuerin E erzählt von einer Begebenheit mit einem Zuchtschwein, das sich schwer verletzt hatte und um das sie sich gekümmert hat. Aufgrund der Behandlung fand nicht nur auf Seiten der Bäuerin eine Annäherung an das Tier statt, sondern auch das Tier hat sich an die verstärkte Zuwendung und den Körperkontakt der Bäuerin gewöhnt und Vertrauen gefasst. Die Bäuerin, als auch das Zuchtschwein, haben infolge der gemeinsam verbrachten Zeit eine Beziehung zueinander aufgebaut:

„Und na ja, es gibt halt da auch irgendwo so welche, die ein bisschen stänkern und so, nicht? Und ich lasse da so eine zum Eber rein und die stupft ihn so, ja? Und der lasst sich das nicht bieten und gibt ihr so einen Remppler. Und hat sie am hinteren Schenkel soweit aufgeschlitzt mitn Zahn, ja? Na Jees na, das arme Viech tut mir leid, na ich gleich verarzten und alles, ja? Und jedes Mal wenn ich gekommen bin, geschaut und das ist dann...ja nach zwei Wochen total verheilt. Trotzdem, jedes Mal, wenn ich gekommen bin, hat sich die am Rand hingestellt und hat gewartet auf ihre Streicheleinheiten. Die war das schon so gewohnt, dass ich jedes Mal reingehe, dass ich sie gestreichelt habe und das wirklich...also die hat gewusst, ich mache die Tür auf, und sie ist schon dort gestanden und hat schon gewartet. Ich habe sie gestreichelt und dann ist sie wieder gegangen, war sie zufrieden. Also das sind schon...also die merken sich so was schon solche Viecher.“ (Bäuerin E)

Die Verbundenheit mit dem Tier basiert auf dem Erleben derselben und dem Nachvollziehen ihrer Empfindungsmöglichkeiten. Der Mensch fühlt sich in das Tier hinein, hat die Möglichkeit mit ihm mitzufühlen.

Auch Bauer O erinnert sich an einen verletzten Eber besonders gut:

„Wie wir draußen im Stall angefangen haben, haben wir einen Eber bekommen, der war schon ein bisschen älter. Der was ihn vorher gehabt hat, hat den scheinbar traktiert regelrecht. Der war aggressiv, also der hat mich regelrecht zweimal durch den Stall verfolgt, nicht? Habe ich gesagt: ‚Den behalten wir uns nicht. Den geben wir her.‘ Weil ich meine, meine Frau tut immer relativ viel herum damit, und wie gesagt, bis am Schluss war das Viech...Ich meine, das hat von Geburt, zumindest wie ihn wir bekommen haben, hat der irgendwann einmal eine Klauenverletzung gehabt, nicht? Der ist zwar immer so ein bisschen gehatscht, aber wie gesagt, sonst recht vital und alles. Und hat aber, die Klauenverletzung, der hat drinnen ein gebrochenes Beinstück gehabt, nicht? Und das hat mit der Zeit immer wieder zum Arbeiten angefangen, nicht? Und das haben wir entsprechend mit so einer Lösung immer wieder eingeschmiert. Das haben wir eigentlich über eineinhalb Jahre halbwegs im Griff gehabt. Und am Schluss war der Bär wirklich wie ein Lamperl. Nicht? Weil er gesehen hat, man hilft ihm, nicht? Und der ist eigentlich liegen geblieben und hat mich da herum arbeiten lassen. Ich meine, weil er genau gewusst hat, man hilft ihm dabei, nicht? (...) Und wie er dann gegangen ist, war uns recht leid um ihn.“ (Bauer O)

Bäuerin O erinnert sich ebenfalls lebhaft an diesen Eber, der den Namen „Zorro“ bekommen hat und den sie sogar „dressiert“ hat:

„Ich meine, eben was wir schon gesagt haben, beim Zorro. Zu dem habe ich gesagt: ‚Geh Zorro, mach ein Schorcher!‘ Der ist ein bisschen in die Knie gegangen und umgefallen. Und hat die Augen zugemacht. Ja, ich meine, das hätte er bei meinem Mann nie gemacht. Das hätte er auch nicht getan. Ich meine, der ist einfach umgefallen und hat die Augen zugemacht.“ (Bäuerin O)

Die behandelten Tiere spüren, dass der Mensch ihnen helfen will, gewöhnen sich an den Körperkontakt und den verstärkten Umgang mit ihm, und werden im Zuge der Behandlung nicht selten zutraulich. Auch wenn die Tiere bereits wieder gesund sind, bleibt die Vertrautheit oft bestehen.

Bedeutend im Zusammenhang mit diesem Kapitel erscheint für mich die Tatsache, dass auch in intensiv geführten Betrieben (zum Beispiel Familie O), das Element des Gefühls und des Mitfühlens gegenüber dem Tier, nicht gänzlich abhanden gekommen ist. Tierhaltungsformen in der industrialisierten Landwirtschaft stehen im Gegensatz zu Erkenntnissen über artgerechte Tierhaltung und vor allem moralisch-ethischen, tierschützerischen und rechtlichen Vorstellungen zum Umgang mit landwirtschaftlichen Nutztieren (Idel 2001). Als Effekt dieser Modernisierung innerhalb der landwirtschaftlichen Tierhaltung gehen viele AutorInnen von einem vollständig entfremdeten und instrumentellen Verhältnis zwischen Tierproduzent und dem Produktionsfaktor „Tier“ aus. So hat zum Beispiel Müller in ihrer Untersuchung folgendes festgestellt: „Mit dem modifizierten Naturverhältnis, speziell mit dem geänderten Verhalten gegenüber Nutztieren ist ein wesentlicher Schritt aus dem traditionellen bäuerlichen Handeln und der mit ihr unmittelbar verknüpften bäuerlichen Orientierung heraus gemacht worden. Und zwar nicht nur angesichts der allgemeinen Bedeutung, die ein anderes Naturverhältnis hat, sondern auch, weil damit das Element der Gefühle und des Mitfühlens endgültig aus der Landwirtschaft entfernt wurden. (...) Die flächendeckende Durchsetzung der industriellen Massentierhaltung führt zur Abschaffung des (Mit-) Gefühls in der Landwirtschaft (1997:166f).“ Jürgens (2000:44) fand jedoch heraus, dass die Beziehung zum Tier als lebendes Wesen nicht nur in der traditionellen bäuerlichen Tierhaltung ihren Ort hat, sondern zumindest punktuell auch in der industriellen Landwirtschaft. Auch für diese Bauern und Bäuerinnen kann der Umgang mit dem Tier und die Arbeit mit etwas Lebendigem nach wie vor Bestandteil ihres beruflichen Selbstverständnisses sein.

4.7 Selektive Distanzierung: „Lieblingstiere“ und Tiere, die was „auffallen“

Im Laufe des Zusammenlebens entwickeln sich Gefühle der Sympathie, Gleichgültigkeit oder Antipathie, nicht nur zwischen Mensch und Tier sondern auch zwischen Tier und Mensch. Selektive Distanzierung ist bei allen besuchten Bäuerinnen und Bauern erkennbar. Das heißt, es gibt immer wieder Tiere, die, sei es durch Krankheit, Gutmütigkeit oder besondere Leistung für den Menschen auffälliger erscheinen als die anderen gehaltenen Tiere. Zu diesen Tieren baut der Bauer/die Bäuerin eher eine Einzelbeziehung auf, und diese Tiere sind es auch, die in Erinnerung bleiben. Tiere, die den regelmäßigen Ablauf stören, etwa durch Krankheit oder besondere Klugheit, und über einen längeren Zeitraum die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, heben sich von den anderen Tieren ab und bleiben dem Bauer/der Bäuerin dadurch in positiver oder aber auch negativer Erinnerung:

„Eben wenn irgendeiner irgendwie auffällig ist. Das ist dann immer etwas Besonderes einfach, nicht?“ (Biobauer S)

„Die was sich behaupten. Dann die, was ewig ein Problem sind, die kennt man.“ (Bauer D)

„Du kennst die Auffälligen. Die Auffälligen kennt der Lehrer in der Klasse auch immer.“ (Biobauer G)

„Man weiß der eine Stier, der hat da eine Verletzung gehabt und man kennt ihn. Und der hat Lungenentzündung stark gehabt und so. Also, man hat, man geht rein und dann weiß man schon, auf den muss ich mehr schauen, ist der jetzt schon gesund? Oder, man muss sie immer kontrollieren und dann merkt man, halt, der hat gestern gehustet, na schaut man am nächsten Tag, nein es ist eh schon besser.“ (Bauer M)

„Die eine Zucht, eh wo ich gesagt habe, die sucht den Saubären, die ist meine ‚Problemsau‘ irgendwo. Die hat immer wenig Junge, beim Ausschütten nur

Probleme, und wenn ich zu laut werde, keppelt sie mich an bis zum geht nicht mehr. Beziehungsweise da muss ich schauen, dass ich rauskomme aus dem Stall. Aber wenn ich ruhig bin mit ihr und ruhig verfare, dann ist es überhaupt kein Problem. Dann kannst du machen was du willst mit ihr. Solche merkst du dir natürlich am leichtesten. (...) Die Viecher sind einfach... Ja, und ich kann aber nicht einmal sagen, dass ich die Zucht deswegen nicht leiden kann oder sonst irgendetwas. Dass ich die jetzt mehr links liegen lasse." (Biobauer T)

Wenn Tiere nicht von sich aus auffallen, den „normalen“ Ablauf nicht stören, was eigentlich von den LandwirtInnen gewünscht wird, dann gibt es keine direkte Veranlassung auf das Einzeltier näher einzugehen. Sich mit einem Tier genauer zu beschäftigen, würde Zeit in Anspruch nehmen. Zeit, die der Bauer/die Bäuerin oft seinem/ihrer Empfinden nach, nicht hat. Wird der „normale“ Ablauf durch Komplikationen (zum Beispiel eine Krankheit im Stall) beeinträchtigt, erfordert das immer ein erhöhtes Maß an Zeitinvestition von Seiten des Bauern/der Bäuerin. Hierbei handelt es sich um keine Frage des Wollens, sondern des Müssens. Bauer P verdeutlicht die Problematik folgendermaßen:

„Aber es ist ganz einfach, wenn ich im Stall 20, 22 Kälber habe oder noch mehr nachher. Dann ist das ganz einfach nicht mehr so, da muss schon was ganz besonderes sein, dass das einfach ein bisschen krank ist, dass du dich ein bisschen mehr kümmerst drum. Aber sonst rennt das normal den Ablauf mit. Du bist ja froh wenn es normal mit rennt, weil dann...so soll es ja eh sein nachher. (...) Du baust eben nur mehr Beziehung auf, wenn irgendeines krank ist oder sonst was ist, wo du dir mehr Zeit nehmen musst nachher. Sonst bleibt ganz einfach wenig Zeit für das Ganze.“ (Bauer P)

Bei der Mensch-Tier-Beziehung reagiert und agiert zum einen der Mensch mit dem Tier, auf der anderen Seite agieren und reagieren die Tiere mit dem Menschen (Waiblinger 1996). „Presenting the farmer and the animal as a double mirror indicates that both the animal's perception of the human and the stockman's perception of the animal determine the quality of the stockman-animal relationship. (...) Not only the stockmen are looking to the animals but also the farm animals are watching their caretakers. Thus, the animal behaviour reflects, as a mirror, the human behaviour, and in certain circumstances, the human behaviour reflects the animal behaviour“ (Boivin 2000:5). Nicht nur die Bauern und Bäuerinnen beobachten ihre Tiere täglich, sie selbst werden von diesen ebenso beobachtet.

Nicht nur Menschen können Tiere auf unterschiedliche Art und Weise wahrnehmen, dasselbe gilt auch für Tiere. Der Mensch kann vom Tier, abhängig von seinem Verhalten, positiv, negativ oder neutral erlebt werden. Wie Menschen von Nutztieren wahrgenommen werden können, lässt sich anhand ihres Verhaltens beziehungsweise ihrer Reaktion bei menschlichem Kontakt erkennen. Estep und Hetts (1992, zitiert in Boivin 2000:6) unterscheiden zwischen vier Verhaltensmöglichkeiten: 1. Der Mensch wird als Gefahr empfunden und die Tiere wollen vor ihm fliehen oder ihn attackieren, wenn er versucht ihnen nahe zu kommen. 2. Der Mensch wird als indifferentes Objekt angesehen und so behandelt als ob er nicht anwesend wäre. 3. Der Mensch wird vom Tier als derjenige erkannt, der ihn mit Futter und Wasser versorgt. 4. Der Mensch wird als sozialer Partner wahrgenommen, dessen Nähe gesucht wird. Folgerichtig kann das Tier den Menschen recht differenziert wahrnehmen, als Herdenmitglied und Freund, jedoch auch als Bedrohung und Feind.

„HauptakteurIn“ in der Beziehung ist jedoch der Mensch in der Gestalt des Tierhalters/der Tierhalterin. Es liegt in seiner/ihrer Hand, ob Tiere bei menschlichem Kontakt Zuneigung, Zufriedenheit, Neid oder Angst empfinden. Bauer O und Biobauer T formulieren es so:

„So ein Viech, je mehr man sich abgibt damit und ich meine, so wie man auf das Viech zugeht, so kommt es retour, nicht? (...) Es ist einfach so, genauso wie man mit die Leute umgeht, so kommt es auch retour. Da ist es genauso.“ (Bauer O)

„Du brauchst dich nur ein bisschen abgeben mit einem Viech und das ist dir dankbar.“ (Biobauer T)

Dennoch geht laut Aussagen der interviewten Bauern und Bäuerinnen ein nicht unerheblicher Teil der Initiative vom Tier aus. Das Tier selbst bestimmt mit seinen Wesenszügen, ob der Mensch angeregt wird, sich mit dem Tier in einem erhöhten Ausmaß zu beschäftigen:

„Ja manche, der geht halt besonders gerne her. Den tut man dann halt mehr streicheln.“ (Bäuerin C)

„Es lassen sich auch nicht immer alle streicheln. Aber manche sind halt dabei, die kannst du abtatscheln, die kannst du drücken, da kannst du mehr machen. Der andere, den brauchst du nur ein bisschen berühren, zischt er schon ab, oder geht zumindest auf Distanz. Das ist unterschiedlich. Ein Wurf ist wieder total geschreckt, und der nächste, der krabbelt überhaupt nicht von dir runter.“ (Biobauer T)

„Tiere, die besonders zutraulich sind, das sind halt dann die Lieblingstiere. Das ist klar, wenn ich heute eine Arbeit mache im Stall, dann kommt eine... (...) Ja man hat einfach Tiere die zutraulich sind, die kommen und andere hast, die verschreckt sind, nicht? Das bringst du einfach nicht hin, die sind einfach verschreckt und das ist Vererbung, teilweise auch.“ (Bauer U)

„Es ist so, dass natürlich ein jedes Tier, das dir entgegenkommt, wesentlich mehr Aufmerksamkeit erhält, als eines was sich immer abseits hält.“ (Biobauer V)

Auch in einem Maststall mit 2000 Schweinen beschreiben Jungbauer A und Bauer A, dass solche Tiere immer wieder vorkommen:

„Das gibt’s immer wieder, dass solche rausstechen, nicht?“ (Bauer A)

Fallen manche Tiere durch ihr Verhalten auf, so fallen andere durch ihr Aussehen auf,

„Gewisse, so einzelne Viecher, speziell bei die gefleckten Ferkel kennst du heraus. Das sind dann deine speziellen Freunde, nicht? Die weißt du sofort. Die was sich am Bauch kratzen hat lassen, das war auch so eines – ein Rotgepunktetes. Das hat jeder heraus gekannt, und aus dem Grund haben sie es abgetatschelt. Wenn sie weiß sind, kennst du ja keines heraus oder selten. Ja, wie auch? Lauter weiße? (...) Aber wenn irgendwer einen Fleck irgendwo hat, dann schaut die Sache schon wieder anders aus.“ (Biobauer T)

„Ich meine, ich habe einmal eine Zuchtsau gehabt, die hat so braune Augen gehabt. Ich habe gesagt, na die hat Augen wie Menschaugen. Die habe ich halt ...Die hat wirklich wie so Menschaugen gehabt. Die ist direkt aufgefallen die Sau.“ (Bäuerin K)

oder durch eine gute Leistung und Unkompliziertheit:

„Ja das [Lieblingstiere] gibt es auf alle Fälle. Na ja, das sind, weiß ich nicht, vielleicht...Mir sind meistens Lieblingstiere, solche die sehr gut in der Leistung sind. Unkompliziert sind. Die auch so vom Gehabe her ansprechend sind und

schöne Tiere. Es gibt ja schöne und weniger schöne, das gibt es ja auch, nicht? Und da muss halt allerhand zusammenspielen bei so Lieblingstieren." (Bauer R)

„Bei der anderen Kuh, die was dir so gefällt [zur Frau gerichtet]. Da ist auf einmal in der Früh das Kalb dagelegen. Nach zwei Stunden sauft das Kalb von alleine. Ohne irgendetwas. Das geht ganz ohne irgendetwas. Und das ist...so sollte es eigentlich sein. Und da ist man dann happy. Da sagt man dann: ‚Ok, super. Die Kuh passt.‘ Aber, die was halt ein bisschen spinnen, die kannst du vergessen, nicht?" (Biobauer F)

„Lieblingstiere, na ja, nur bei die Kälber. Da kommt das schon vor, dass man, weiß ich nicht warum, dass die besonders lieb sind oder besonders zutraulich sind, das könnte schon sein, bei einem Kalb eher. Bei der Kuh ist es höchstens ein Lieblingstier, wenn sie sich schnell melken lässt [lacht]. Um das geht's ja nur, im Prinzip. Wenn eine bockig ist und jedes Mal dasselbe, mit derer musst dich ärgern, dann wird sie nicht ein Lieblingstier werden leicht, nicht? Und wenn die brav rein geht und lässt sich brav melken und geht schön brav wieder raus, dann habe ich eine Freude mit ihr, nicht? Insofern kann eine Kuh auch ein Lieblingstier sein, ja." (Bauer P)

Auch besonders gut gebaute, wertvolle Tiere stechen heraus. Die Befriedigung über das stetige Wachsen der Tiere und ihrer guten Statur entspringt hier der Aussicht auf ein angemessenes Geldäquivalent. Im Vergleich dazu, meint Bauer J, dass ein ständig kränkeldes Tier kein „Lieblingstier“ werden kann, da es ihn zu einem ständig erhöhten Aufwand zwingt:

„Aber rein interessehalber, ob das wird oder nicht oder aber eben, es ist ein ganz extrem veranlagter toller Stier. Also da haben wir jetzt auch einen. Der ist ein semmelblonder Stier. Da waren wir gestern wieder, der Opa, sind wir gestanden, der hat gefressen und den schauen wir schon an. ‚Schau dir das an, was für Rückenpartien der hat!‘ Der hat jetzt schon einen Gewichtsvorsprung von 80 – 100 Kilo gegenüber den Gleichaltrigen. (...) Sondern das Lieblingstier ist der an und für sich, wie ich schon gesagt habe, der Semmelgelbe, der was jetzt schon 700 Kilo hat und die anderen nur 600. Aber das ist eher die Richtung, die wieder ins Profitdenken geht. Das ist ein Lieblingstier bei mir, nicht? Wobei der andere, den was eh schon dreimal die Lungenentzündung erwischt hat, weil er, glaube ich, vermute ich, auch ein Chroniker ist. Hart gesagt, aber der haut mir die ganze Partie zusammen. Also, er kann nichts dafür, aber ist einmal so. Aber das ist eher, da gibt es positive und negative Erscheinungen. Wenn ich den schon draußen hätte, wäre ich heilfroh. Der tut mir jedes Mal weh. Und der Semmelgelbe, da könnten 10 drinnen stehen. Das ist eher die Beziehung." (Bauer J)

Mensch und Tier teilen oft ein Stück gemeinsamer Geschichte. Gemeinsame Erfahrungen oder Erlebnisse sind wichtige Bestandteile der Interaktion. Tiere, mit denen man etwas „erlebt“, haben das „Potential“ besonders in Erinnerung zu bleiben, wie an den Aussagen von Biobauer F, Bauer M, Bauer R und Bauer U erkannt werden kann:

„Es gibt ja sehr viele Sachen, die was du erlebst. Das glaubst du ja gar nicht. Die eine Kuh, die was das Kalb nicht saufen lässt. Die hat ausgeschüttet und das Kalb nicht saufen lassen. Dann haben wir sie in der Abkalbebox drinnen gehabt. Die war auch noch nie angehängt, aber dann haben wir sie aber so weit gehabt, dass wir sie angehängt haben. Dann haben wir sie aber so weit hingebraht, dass wir jedes Mal die Kuh halten und Dings. Und dann hat das, wenn ein Mensch dabei war, hat die Kuh das Kalb saufen lassen. Das Kalb alleine hätte wollen saufen, hat sie es weg gestoßen." (Biobauer F)

„Ich meine, wir haben es einmal erlebt. Das war so eine Episode. Das wird schon zwanzig Jahre her sein. Der Stier, das hat man schon gemerkt, er ist auf Leute losgegangen. Und wie gesagt, also man hat sich dann auch gewehrt. Und mit dem Stock ein paar Mal am Kopf gehauen worden und so. Und wir haben das dann schon, es ist halt, je älter er geworden ist, desto schlechter ist es geworden. Er hat dann auch keine Angst mehr gehabt. Also, er ist eigentlich auf uns dann richtig losgegangen. Und einmal hingehauen und hingehauen, das hat ihn nicht mehr beirrt. Wir haben drüberspringen müssen über das Gitter, dass wir noch schnell hinausgekommen sind. Weil wenn sie einmal 500 Kilo haben, dann werden sie schon gefährlich. Und das ist mir eigentlich nur ein einziges Mal passiert, dass ich eine Angst gehabt habe vor einem Stier. Weil das war dann beim Verkaufen auch. Da haben wir dann gesagt: ‚Na hoffentlich ist da nicht wieder irgendetwas.‘ Aber es ist dann...wir haben ihn dann hinaufgebracht. Und das war ein einziges Mal eigentlich, dass ich sage, dass ein Tier gefährlich war, das was wir dann schon auch gewusst haben. Das merkst du dir dann schon, nicht?“ (Bauer M)

„Wir haben eine [Kuh] gehabt, die ist sogar auf die Kinder losgegangen. Ich meine, ich weiß nicht wieso. Jedes Mal wenn Kinder in der Nähe waren, ist die nervös geworden. Die haben wir zugekauft einmal auf einer Versteigerung. Die hat scheinbar irgendein traumatisches Erlebnis gehabt mit irgendetwas, nicht? Also bei Erwachsenen überhaupt keine Probleme gegenüber, aber wenn Kinder in der Nähe waren. Oder die eigenen Kälber hat sie attackiert. Ich weiß zwar nicht warum, aber das war ganz seltsam. Aber sonst eine brave Kuh und alles. Und problemlos, nur da hat sie irgendein gestörtes Verhältnis gehabt, nicht?“ (Bauer R)

„Obwohl eine [Kuh] habe ich dabei, wenn ich da reingehe in den Stall und habe einen Schurz an, nur wenn ich einen Schurz anhabe, ja? Dann bin ich Freiwild. Die geht los auf mich, also die will mich umbringen. Die will mich umbringen, wenn ich da nicht schnell bin, dann habe ich es hinter mir. Die ist so aggressiv, aber nur wenn ich einen Schurz habe. Nur wenn ich einen Schurz habe. Ich nehme an, die hat mir nicht vergessen, das war wahrscheinlich einmal eine Geburt, und da habe ich ihr das Kalb herausgezogen, und dadurch, dass wir ja gleich die Kälber wegnehmen müssen. Und das verzeihen halt manche Kühe nicht. Aber es ist leider so, dass durch diese, dadurch dass wir ja Milchkühe haben, jetzt können wir die Kälber nicht bei der Mutter saugen lassen, weil sie uns sonst nicht melken lassen. Am besten fährt man, wenn man wirklich möglichst bald die Kälber weggibt. Wenn geht gleich, dass sie keine Beziehung aufbauen.“ (Bauer U)

Von Tieren, mit denen der Bauer/die Bäuerin etwas erlebt hat, beziehungsweise eine emotionale Beziehung eingegangen ist, fällt der Abschied beim Verkauf schwer. Biobauer X neigt dazu, sich solche Tiere überhaupt zu behalten. Der ökonomischen Notwendigkeit und der marktwirtschaftlichen Vernunft stehen hier deutlich emotionale Bezüge im Weg:

„Ja das ist auch so eine spezielle Aktion gewesen. Ich habe zum Beispiel bei den Schafen immer wieder eine dabei, die behalte ich mir nur aus Sentimentalität oder was, nicht weil es wirtschaftlich ist. Normal suchst du dir die aus, die was am besten Milch geben. Und ich habe immer wieder drei, vier so Viecher dabei, denen ich das Flaschl gegeben habe. Jetzt haben wir eines dabei, das hat da so einen schwarzen Punkt. Nicht? Wenn das groß wird, dann behalten wir es uns auch. Voriges Jahr habe ich eines dabei gehabt, das ist der ‚Rattler‘, das hat keine Ohrwascheln. Da sind die Ohrwascheln abgefallen, als kleiner noch. Das sind so spezielle Viecher, die kannst du dann nicht abstechen. Es sind auch manchmal welche dabei, wo ich wirklich sage: ‚Ich steche sie nicht ab, weil das kann ich nicht.‘“ (Biobauer X)

Biobauer H kommt in Zusammenhang mit „Lieblingstieren“ auf folgenden Aspekt zu sprechen. Er ist der Meinung, dass es von den anderen Tieren nicht goutiert wird, wenn man einem unter ihnen eine besondere Behandlung zukommen lässt. Ähnlich wie bei Menschen, spricht er von eifersüchtigem Verhalten.

*„Wenn du mit einem nachgibst, dann ist das andere wieder eifersüchtig.“
(Biobauer H)*

Biobauer Y teilt diese Bedenken und meint, dass man diesen „auserwählten“ Tieren im Grunde keinen Gefallen tut:

„Ich meine, es ist natürlich teuflisch aus dem Grund: wenn du ein Tier hernimmst aus so einer Herde, ja? Die hat nichts Gutes. Ich meine ich habe eine, das ist die ‚Prinzessin‘. Die steht immer auf der Seite. Die Prinzessin ist eine Dreifärbige, die ist weiß, braun und schwarz. Ja? Ganz eine Zarte, unscheinbar. Mir hat sie als Kleine immer gefallen, weil sie die drei Farben hat. Ich habe so eine dreifärbige Ziege noch nicht gehabt. Und das ist die Prinzessin. Und die haben wir immer extra herausgenommen, extra saufen lassen, extra, extra...Und du tust so Viechern nichts Gutes. Weil innerhalb der Herde wird das registriert. Aber minutiös. Also Ziegen übersehen nichts. Die übersehen nichts. Das wird registriert und wird geahndet. Aber nicht gleich und sofort, aber innerhalb vom Gefüge gibt es da, lassen die anderen derer das spüren.“ (Biobauer Y)

Aus den beiden Zitaten geht deutlich hervor, dass den Tieren menschliche Eigenschaften und menschliches Verhalten zugeschrieben werden. Das Verhalten der Tiere wird anhand menschlicher Handlungsmuster interpretiert. Das Thema Anthropomorphisierung wird später noch in Kapitel 4.10 behandelt werden.

Was bedeuten die Aussagen dieses Kapitels nun? Sie vermitteln das Bild einer Situation, die einer gewissen Paradoxie nicht entbehrt. Zu einer Annäherung zwischen einem Einzeltier und dem Bauer/der Bäuerin in Form einer eingehenderen Beschäftigung kommt es vorwiegend dann, wenn ein Tier durch Krankheit dies quasi „zwingend“ notwendig macht. Erst durch den engeren Kontakt bauen Mensch und Tier eine Beziehung zueinander auf. Im Grunde wünscht sich jedoch kein Bauer/keine Bäuerin, dass eines seiner/ihrer Tiere im Stall erkrankt. Sind alle Tiere im Stall gesund, kommt eine Beziehung zwischen Mensch und Einzeltier schwieriger zu Stande. Die Beziehung zwischen Mensch und Tier beschränkt sich dann auf die Gesamtheit aller gehaltenen Tiere. Einzeltiere als Einzelindividuen werden als solche nicht wahrgenommen, es sei denn, sie fallen eventuell durch besonderen Charakter, besondere Fellzeichnung oder besonders gute Leistung auf. Heißt das nun, dass der Bauer/die Bäuerin im Grunde gar keine Beziehung zum Einzeltier anstrebt? Oder würde er/sie es sich schon wünschen, es ist jedoch aus Zeitgründen nicht realisierbar? Um auf diese Frage eine adäquate Antwort zu finden, müssen auch andere Faktoren berücksichtigt werden, wie die Frage, in welchen zeitlichen Intervallen die Tiere den Hof verlassen und wie viele Tiere generell gehalten werden (vgl. hierzu das folgende Kapitel 4.8).

4.8 Beziehung ist nicht gleich Beziehung

Die Beziehung zum Einzeltier ist nicht immer gleich und auch nicht immer gleich bleibend. Sie wird durch verschiedene Faktoren beeinflusst, ist abhängig vom Lebenszyklus der Tiere, vom Haltungssystem, vom Produktionssystem, von der Bestandesgröße, von einer etwaigen Sonderstellung aufgrund des Geschlechts und von der Haltungsdauer.

So ist die Beziehung zu Jungtieren meist eine andere wie zu ausgewachsenen Tieren. Das liegt vor allem daran, dass Jungtiere ein erhöhtes Maß an Aufmerksamkeit benötigen und eine intensivere Betreuung von Seiten des Menschen einfordern, da sie in der ersten Lebensphase besonders anfällig für Krankheiten sind. In dieser Zeit werden die neugeborenen Ferkel von Bauer D nicht aus den Augen gelassen:

„Die kleinen Ferkel, jede Mahlzeit, alle Ferkel einzeln anschauen. Immer schauen, schauen, schauen. Ob sie saufen, ob sie fressen, ob sie jetzt Durchfall haben. Ob sie eine andere Hautfarbe haben. Ob die Augen rein sind. Ob irgendein Rotz herunter rinnt. Und und...alles beobachten. Einen Tag versäumen, ist es tot.“ (Bauer D)

In der heiklen Phase der Einstellung/der Umstellungszeit, das heißt wenn Jungtiere von einem landwirtschaftlichen Betrieb auf einen anderen gebracht werden, ist ständige Achtsamkeit des Bauern/der Bäuerin eine absolute Notwendigkeit:

„Die ersten 14 Tage. Wo man dann halt besonders acht geben muss, dass das passt. Also da hat man dann schon eine intensivere Beziehung als wie zu einem Schwein, das es eh schon gewöhnt ist und eh schon eigentlich gesund ist und ja...“ (Jungbauer A)

„Jetzt haben wir erst welche bekommen am Montag. Gestern hat er nicht getrunken, weil er Durchfall hat. Also da baut man dann eine Beziehung auf.“ (Bauer J)

„Ja, das ist auch so: wir nehmen uns Kälber mit 4 Wochen, dass heißt also die Beziehung ist intensiver wenn Sie frisch kommen, weil man dann diese Arbeit hat, dass man sie abspänt von MilCHFutter auf hofeigenes Futter. Da ist natürlich die Beziehung auch intensiver. Wenn sie dann mal eingestellt sind und es rennt alles seinen Lauf, dann ist es eigentlich immer nur dann, wenn ein Viech krank wird.“ (Bauer W)

Bauer A, Besitzer einer modernen Stallanlage mit 2000 Mastschweinen, vergleicht die Ferkel in dieser Phase mit kleinen Kindern:

„Die Umstellung, die Umstellung vom Futter. Wir kriegen sie vom Ferkelerzeuger. Andere Umgebung. Sie sind ja sehr sensibel. Sie sind ja wie kleine Kinder, nicht? Man soll´s nicht vergleichen, aber ist nichts anderes im Endeffekt. Da muss halt alles passen, nicht?“ (Bauer A)

Jungen Tieren wird gerne beim Spielen zugesehen. Man könnte durchaus auch vom Einfluss des Kindchenschemas sprechen. Später verlieren die Tiere durch ihr „größer werden“ diesen Anreiz meist wieder:

„Ein großes Mastschwein ist wahrscheinlich was Unpersönlicheres, wie wenn ich jetzt reingehe wo die kleinen Ferkel sind. Na klar ist das lieb, wenn man da reingeht. Und sieht wie die umhüpfen und sich freuen, wennst da jetzt ein frisches Stroh kriegen und alles. Oder wenn man die ersten paar Tage immer kontrolliert, dass sie keinen Durchfall haben, die stehen dort und schauen dich an: ‚Ätsch, jetzt renne ich dir davon!‘. Und so... ich meine, das ist schon lieb irgendwo, ja? Was man bei einem, klar ist das unpersönlicher, dann wenn irgend so ein 100 Kilo Viech da irgendwo drinnen steht. Na klar ist da nicht so eine Emotion da.“ (Bäuerin E)

„Ja, wenn es kleine Kälber sind, hat man eher durch die Betreuung eine intensivere Beziehung. Die was sich dann wieder verliert. (...) Wie gesagt, gerade wenn die Kälber kommen, jetzt schaust du sie dir an, da ist ein lieber

Schwarzer oder er hat halt irgendeine Marmorierung. Aber das ist sicher nach einem dreiviertel Jahr vorbei." (Bauer J)

„Die sind ja einfach ur lieb, wenn sie ganz klein sind, nicht? Und da wird gespielt mit ihnen. Und die bleiben auch irgendwo verspielt dann, nicht? (...) Bei einer Kuh gibt es keine Intensivbeziehung, glaube ich. Aber bei die Kälber natürlich irgendwo schon, nicht?“ (Bäuerin P)

Bauer P pflichtet seiner Frau bei:

„Und du stehst auch dort beim Kaibl fünf Minuten. Und dann spielst du dich nachher, wenn du vorbeigehst, dann streichelst du sie oder was. Bei einer Kuh selber, ja du gehst vorbei..." (Bauer P)

Die Beziehung zum Tier ist eng an die Lebenszyklen der Tiere gebunden. Die Beziehung scheint am Anfang am Stärksten und wird nachher bedeutend weniger, zum einen weil die Tiere den Reiz des „lieben und herzigen“ ablegen und zum anderen, weil erwachsene Tiere bereits in den „normalen“ Ablauf am Betrieb fest integriert sind und keiner zusätzlichen intensiveren Betreuung bedürfen.

Die verschiedenen Phasen der Beziehung orientieren sich auch am „Produktionszyklus“. Wenn das erwachsene Tier dann selbst zum Muttertier wird, verstärkt sich die Beziehung wieder ein Stückchen mehr, wie Bauer P es beschreibt:

„Na ja das Kalb. Wenn du das Kalb jeden Tag wassern tust zum Beispiel, dann gibst du dich mit dem Viech viel mehr ab. Wenn sie größer werden, wird es immer weniger nachher. Oder wenn sie dann nachher ein Kalb kriegen, nachher wiederum, dann bist mit der Kuh nachher auch mehr beieinander, mit der einzelnen nachher.“ (Bauer P)

Ob eine Beziehung zum Tier aufgebaut werden kann, und in welcher Intensität, steht in enger Verbindung zur Haltungsdauer. Diese ergibt sich durch die Produktionssparte, für die sich der Bauer/die Bäuerin entschieden hat. Je länger ein Tier am Betrieb verweilt, desto eher ist die Wahrscheinlichkeit gegeben, dass sich eine Beziehung entwickelt. Bei einer hohen Fluktuation an Tieren, ist es aus zeitlichen Gründen sehr schwierig, eine Beziehung zum Einzeltier aufzubauen. Auch erscheint es wenig sinnvoll eine Beziehung zu einem Tier aufzubauen, dass in wenigen Monaten den Hof wieder verlässt, um dann schnellstmöglich von einem anderen ersetzt zu werden. Inhetveen (2001) vergleicht diese Tiere am Hof mit „Passagieren“ (siehe Kapitel 3.3.4). Tiere, die gemästet werden, also schnell „fertig“ sein sollen, lassen engere Bindungen kaum zu. Aufgrund des ständigen „Rein und Raus“ – Prinzips, des „Kommens und Gehens“ kann die Beziehung zum Mastvieh schwer die Intensität erreichen, die bei Zuchttieren möglich ist. Marktwirtschaftliches Denken, das von einem Produktionsgegenstand „Tierisches Wachstum“ ausgeht, setzt sich folglich am stärksten dort durch, wo sich ein Betrieb auf eine schnell umschlagende Tierart konzentriert.

In Produktionssystemen, wo das Tier in der Masse untergeht (vor allem in Mastbetrieben), zur „Massenware“ wird, findet eine zunehmende Rationalisierung der Mensch-Tier-Beziehung statt. Die fehlende Honorierung des Einzeltieres führt zu einer Entwertung des Lebewesens Tier, es wird auf die alleinige Funktion eines Rohlieferanten reduziert (Jürgens 2002a:141).

Hält der Bauer/die Bäuerin die Tiere über einen längeren Zeitraum, wie das zum Beispiel bei Milchkühen der Fall ist, so kann aus der Kontinuität, aber auch aus dem engen Körperkontakt beim Melken, bei der Pflege usw. eher eine persönliche und individuelle Verbindung zum Tier entstehen, wie folgende Äußerungen belegen:

„Na ja, man baut mit die Viecher schon einen Kontakt auf nachher, und eine Beziehung. Es ist auch bei einer Mastsau, die wir gekriegt haben, die dauert 3 Monat, aber eine Kuh hat man einfach sieben, acht Jahre. (...) Bis du einmal

eine Kuh hast, dauert es 26-27 Monate, kann man sagen. Alleine das ist ja schon eine Zeit einmal, wo du eine Beziehung aufbaust." (Bauer P)

„Nein, jedes kenne ich nicht, aber zumindest meine Zuchttiere, die ich über Jahre hinweg habe, die kennst du auf jeden Fall persönlich. Also da ist der Kontakt da, und natürlich kennst du einzelne Mastviecher heraus, aber es sind doch über 100 Viecher da hinten. Also kannst du nicht jedes persönlich kennen." (Biobauer T)

„Bei der Schweinehaltung ist es ja schon früher so gegangen, weil die Tiere habe ich am Betrieb gehabt 3-4 Monate, da kannst du einfach beim besten Willen keine Beziehung mehr entwickeln. Hendln ist ähnlich, obwohl bei Legehendeln, na ja Schlachthühner, wie lange hat man die? Nicht einmal 3 Monate, 1 bis 2 Monate oder so was." (Bauer U)

Die Feststellung Inhetveens (1995:81f) „die ständige Erneuerung des Bestandes lässt nur noch instrumentell-rationale und fragmentiert-beiläufige Beziehungen zu“, bestätigt sich durch die obigen Aussagen der Bauern und Bäuerinnen.

Abgesehen von der Haltungsdauer, entscheidet die Bestandesgröße, ob eine Beziehung, zumindest zu Einzeltieren, aufgebaut werden kann. Die Wahrscheinlichkeit, dass in einem kleineren Tierbestand zu jedem Tier eine Beziehung aufgebaut werden kann, ist größer als in einem Großstall mit angenommen 100 Tieren. Hier stößt der Mensch an seine Grenzen:

„Ich glaube, je größer die Bestände werden, desto weniger wird die Beziehung, weil das geht einfach nicht mehr. Ja, ich meine, so wie gesagt, hin und wieder, wenn eine wirklich heraus sticht, ich meine, ja derer fährt man über den Rüssel drüber. Und die andere, die was wirklich nur ruhig ist und steht... Ich meine, ja, es wird weniger. Glaube ich schon." (Bäuerin O)

„Die Beziehung allgemein nicht, aber die Einzelbeziehung wird ganz einfach..., weil sie ganz einfach zuviel sind nachher. Aber die Beziehung zum Tier bleibt immer gleich. Und die Ansichten sind trotzdem gleich. Aber nur die Einzelbeziehung fällt dann weg, umso mehr Viecha umso schwerer wird das nachher, ja?" (Bauer P)

Biobauer Q erzählt von dem Unterschied zwischen seinen hofeigenen 6 Hühnern, die ihm alle bekannt sind und den ihm „unbekannten“ 5000 Hühnern in seinen Stallanlagen außerhalb der Ortschaft:

„Weil die sechs kennt man natürlich alle. Das ist überschaubar zumindest, sagen wir so. Das ist natürlich schon anders. Und die sind auch mehr so...das ist das Altersausgedinge. Weil die waren schon, sind schon 3 Jahre alt oder so, die sind halt schon ältere Damen. Die haben wir uns halt aufgehoben." (Biobauer Q)

Neben der Haltedauer und der Bestandesgröße wird die Mensch-Nutztier-Beziehung zusätzlich vom jeweiligen Haltesystem entscheidend beeinflusst. Die Berührungsmöglichkeiten zwischen Mensch und Tier können sich aufgrund von Veränderungen im Haltungssystem wandeln und werden vom Menschen individuell wahrgenommen und beurteilt. Biobäuerin F betreibt eine Mutterkuhhaltung⁴⁵. Während

⁴⁵2007 wurden in Österreich 271.327 Mütterkühe gezählt (Grüner Bericht 2008). Ziel der Mutterkuhhaltung ist nicht die Milchgewinnung, sondern die Gewinnung von hochwertigem Fleisch mit geringem Arbeits- und Kostenaufwand. In der Mutterkuhhaltung werden die Kühe nicht gemolken, die Kälber laufen in der Herde mit und können unbegrenzt Milch aufnehmen (bis zirka 10 Monate). Im Gegensatz zur Stiermast oder der Milchviehhaltung wird die Mutterkuhhaltung meist extensiv geführt. Die Tiere werden im Herdenverband gehalten und haben zum Teil ganzjährig Weidegang (Hörning 2008:34f).

sie die früher praktizierte Anbindehaltung der Kühe nicht generell, jedoch im Hinblick auf die Möglichkeit des direkten Kontaktes zu den Tieren gut in Erinnerung hat,

*„Wir haben früher ja Anbindehaltung gehabt auch, zu Hause. Und da war der Kontakt dann schon, wie soll man sagen, dadurch dass wir sie angebunden gehabt haben, und dann immer in der Früh und am Abend ist es zu der Mutter gekommen, säugen, nicht? Und natürlich war es da...die Kälber, unsere sind jetzt nicht so heimlich, so dass man zuhe geht und streichelt lieb. Und daheim haben wir das schon gehabt. Da hast du dann dein Lieblingskalb gehabt und so. Und ich habe mich immer schon gefreut, wenn es gekommen ist. Das gibt es natürlich da nicht. In einer Mutterkuhhaltung geht das nicht.“
(Biobäuerin F)*

erlebte Bauer U das Melken bei der Anbindehaltung als beängstigend. Er ist heute froh, dass seine Familie die Anbindehaltung gegen einen offenen Laufstall mit Melkstand eingetauscht hat:

*„Die liebste Arbeit ist mir, muss ich ganz ehrlich sagen, ist mir Melken. Das war früher der größte Graus, das aller Ärgste, ja? Ich habe da wirklich Platzangst bekommen, wenn die Kühe so beisammen gehängt sind, geht eine rüber und du pickst dann mitten drinnen. Also das war ein Graus, ja? Eine Plage. Du hast die Eimer ziehen müssen. Das ist jetzt wunderschön, da stehst du drinnen in der Grube, in dem Melkstand, und die Kuh steht eigentlich vor dir, du kannst mit ihr kommunizieren, das ist wirklich das Schönste.“
(Bauer U)*

Der Umbau des Stalles beziehungsweise ein Wechsel im Haltungssystem verändert den Zugang zum Tier⁴⁶. Biobauer S beschreibt dies an der Öffnung des Stalles zur Hofinnenseite und der damit einhergehenden Veränderung in der Kontaktmöglichkeit mit den Stieren:

„Das ist jetzt leider zu, aber im Sommer haben wir das Tor immer offen. Da können die Stier praktisch immer rausschauen in den Hof und da hat man schon einen ganz anderen Kontakt. Jedes Mal, wenn man vorbeigeht, kommt ein Stier her und man streichelt ihn. Oder redet sie einfach an oder so, wenn man vorbeigeht. Also das ist schon ganz anders. Vorher waren sie eben nur im Stall drinnen.“ (Biobauer S)

Bauer R hat eine positive Veränderung im Umgang zwischen Mensch und Tier nach der Umstellung auf Laufstallhaltung bemerkt:

„Also wir haben seit wir den Laufstall haben, ist das allgemein, der Umgang zwischen Mensch und Kuh, ist auf alle Fälle besser geworden, sagen wir so. Die Kühe sind ausgeglichener. Also die sind total ruhig. Früher oft hast in den Stall gehen müssen, wenn sie angehängt waren, und es war schon eine gewisse Unruhe da irgendwo. Und jetzt, ist das, wenn man da im Stall drinnen geht, und die registrieren einen gar nicht, kommen höchstens her, ein bisschen abschlecken oder sonst was. Man merkt schon, dass sie sich wohler fühlen und dass sie ausgeglichener sind, auf alle Fälle.“ (Bauer R)

⁴⁶Dockès und Kling-Eveillard (2006:246) fanden heraus, dass neue tierschutzrechtliche Auflagen, die Bauern und Bäuerinnen zwingen Veränderungen im Haltungssystem vorzunehmen, mitunter auch positive Auswirkungen auf die Beziehung zwischen Mensch und Tier haben können. „For instance, the veal calves farmers we met in 2004 had to respect the European regulation imposing housing in groups. Some of them who strongly adapted their production system, explained that their relationship to animals had changed. Before the frame law, calves were in individual compartments and rather considered as 'figures', so that they did not develop any particular relationship to them. With the collective housing, notably in large groups, the breeders developed their watching capacities, their relation to animals, and said that they now felt much more like 'real animal farmers'.“

Nicht zu jeder Nutztierart kann nach Ansicht der befragten Bäuerinnen und Bauern eine Beziehung aufgebaut werden. Hier spielen persönliche Vorlieben und Präferenzen eine tragende Rolle. Biobauer I, obwohl er 7000 Hühner hält, zweifelt daran, ob man zu einem Huhn eine Beziehung aufbauen kann (vgl. hierzu auch Kapitel 4.6, S.114):

„Bei einem Hendl nicht. Ich glaube zu einem jedem anderem Tier hast du mehr Beziehung.“ (Biobauer I)

Bäuerin P wiederum kann sie sich als Halterin von Kühen nicht so Recht vorstellen, dass man zu Schweinen eine Beziehung aufbauen kann:

„Das ist ein Unterschied. Zu einer Sau kannst du glaube ich keine Beziehung aufbauen, oder?“ (Bäuerin P)

4.9 Zur Mehrdeutigkeit des Tierkonzeptes oder vom Unterschied zwischen Haus- und Nutztieren

„Na ja, ein Haustier ist ja eigentlich ein Nutztier.“ (Bauer U)

Wie Bauer U richtig erkannt hat, sind Haustiere genau genommen zu den Nutztieren zu zählen und vice versa (vgl. Kapitel 1.3). Alle vom Menschen gehaltenen Tiere erbringen ihm in irgendeiner Form einen Nutzen, sei es in wirtschaftlicher oder in emotionaler Hinsicht.

Wie bereits in Kapitel 3.2.2 ausführlich erörtert wurde, werden Tiere im Modernisierungsprozess von gesellschaftlichen Differenzierungsvorgängen erfasst, die extrem unterschiedlich geartete Mensch-Tier-Beziehungen zeitigen (Wiedenmann 1997:211). Das zeigt sich auch bei den besuchten Bäuerinnen und Bauern. Auch hier ist eine Ambivalenz in der Mensch-Tier-Beziehung, wie sie in Kapitel 3.2.2 besprochen wurde, dahingehend erkennbar, dass zwischen den hofeigenen Haus- und Nutztieren unterschieden wird. Die Mensch-Nutztier-Beziehung wird als ein professionelles Verhältnis wahrgenommen, welches die LandwirtInnen nicht mit dem Verhältnis zu Haustieren vergleichen (Jürgens 2008:58). Nutztiere zu halten ist ihr Beruf. Daher kann die Beziehung zu Nutztieren nicht identisch mit jener zu Haustieren sein. Beide, die so genannten Haustiere und die so genannten Nutztiere, werden vom Menschen gehalten und gepflegt und dennoch haben Haustiere einen anderen Status, als die so genannten Nutztiere.

„Ein Nutztier und ein Haustier sind ganz einfach zwei verschiedene Arten von Viechern.“ (Bauer P)

Bauer P artikuliert die Abgrenzung eindrucklich, indem er von zwei verschiedenen Kategorien von Tieren spricht.

Ähnlich Bauer J, der zwischen Haus- und Nutztieren ebenfalls eine Grenze erkennt, die sich darin manifestiert, dass Nutztiere im Gegensatz zu Haustieren vom Menschen verzehrt werden. Er hat keine Probleme damit Schweine- oder sein eigenes Rindfleisch zu essen, möchte aber zum Beispiel kein Pferdefleisch konsumieren, da Pferde für ihn edle Geschöpfe darstellen.

„Die Grenze musst du haben. Nein. Ich will nicht alles verallgemeinern, dass ich sage, ich verkaufe alles oder schlachte alles.“ (Bauer J)

Warum ein Nutztier gehalten wird und warum ein Haustier, bringt Bäuerin K überspitzt zum Ausdruck:

„Eine Sau ist zum Aufziehen und zum Schlachten da und eine Katze zum Anschauen und Liebkosen.“ (Bäuerin K)

Das heißt, die Gründe für die Haltung eines Haustieres und die Gründe für die Haltung eines Nutztieres sind per se, recht eindeutig voneinander zu unterscheiden.

An das erstere bestehen andere Erwartungen als an das letztere. Bei Nutztieren ist von vornherein klar, dass sie vorderrangig gehalten werden, um in Form von Eiern, Fleisch und Milch „genutzt“ zu werden und ein wirtschaftliches Einkommen zu erzielen. Bei Hunden und Katzen kommen andere Wertigkeiten zum Tragen.

„Nein, weil das sind... ja das ist ein Nutztier, das wird für das geboren. Ja? Und das ist halt der Lebensweg von so einem Tier. Eine Katze, ja, ist ein Haustier, ok. Die steht in der Früh, wenn ´s merkt da geht ´s Licht an, vor der Tür und wartet auf ihre Streicheleinheiten. Ja? Bis dann wer die Tür aufmacht und sagt: ‚Ok, bist schon da!‘ Wartet auf ihre Begrüßung, ja? Aber das ist was anderes. Das ist ein Haustier, aber ein Nutztier ist eben für das bestimmt und man lernt irgendwo das mit, dass das einfach für das gehört.“ (Bäuerin E)

Haustiere, vor allem Hunde, werden als Weggefährten wahrgenommen, mit denen der Mensch viel Zeit verbringt, die sich in unmittelbarer Nähe des Menschen aufhalten und oft den Status eines Familienmitgliedes innehaben.

„Haustier haben wir nur eines und das ist unser Hunds. Und, na ja, der ist ein Familienmitglied. Na ja, das ist klar bei einem Hund.“ (Biobäuerin V)

„Ja, weil die Hunde und die Katzen kann ich mir auf den Schoß nehmen. Die Kuh eigentlich nicht. Das ist schwierig. Ja, der Hund ist halt schon anders. Weiß nicht warum eigentlich, vielleicht eh von der Größe her. Aber der Hund ist ja da mit mir im Wohnraum drin und der fährt mit mir im Traktor, der fährt mit mir im Auto. Der sitzt mit mir am Mähdrescher oben, wenn er blöd ist. Der hüpft auf den Mähdrescher auch hinauf.“ (Biobauer H)

Diesen Status kann ein Nutztier, dessen Platz im Stall ist, so gesehen nie erreichen. Auch weil der gehaltene Hund als einzigartig empfunden wird, in dem Sinne, dass man einfach nur einen Hund hat im Gegensatz zu 22 Kühen, wie Bäuerin P es formuliert:

„Na ja, es ist bestimmt ein Unterschied, oh ja. Weil wenn der George [der Hund] ein Problem kriegt und wenn mir der eingeht, dann habe ich bestimmt mehr Probleme, wie wenn ich eine Kuh hergeben muss. Das ist so. Weil ich nur einen Hund habe und 22 Kühe, nicht? Das ist jetzt hart gesagt, aber das ist so. Natürlich. Man baut zu einem Haustier schon mehr Beziehung auf. Mit dem spielst du dich, der legt sich da her und den streichelst du, nicht? Das ist schon was anderes.“ (Bäuerin P)

Biobäuerin S und Bauer M erklären sich den Unterschied dahingehend, dass der Kontakt und die verbrachte Zeit zu und mit den gehaltenen Haustieren ein Ausmaß hat, das bei den Nutztieren nicht erreicht beziehungsweise vermutlich auch nicht angestrebt wird:

„Ein bisschen anders ist es schon, weil wenn der Hund stirbt ist es etwas anderes wie wenn ein Stier stirbt. Vielleicht hat man zu einem Hund eine andere Beziehung, weil man einfach mehr Kontakt hat.“ (Biobäuerin S)

„Also das ist...die Kleinen sind noch zutraulicher, aber man beschäftigt sich vielleicht auch zu wenig mit ihnen. Vielleicht würden sie auch als Großer noch zutraulich sein, aber da müsstest du jeden Tag zu ihnen hineingehen und streicheln und so Sachen. Und das machen wir dann halt doch nicht. Das ist halt, die Tiere, die Katze, die was du nimmst und streichelst. Das ist halt jeden Tag. Das ist halt sicher eine ganz andere Beziehung. Und du hast sie auch länger, nicht?“ (Bauer M)

Bauer R bringt einen Gedanken zum Ausdruck, der sicherlich in einigen Bauernfamilien eine Rolle spielt. Er möchte sich keine Haustiere halten, da er den Arbeitsaufwand, den seine Nutztiere verursachen, als ausreichend empfindet:

„Für mich nicht wirklich. Weil ich habe keine Haustiere und ich möchte auch keine, weil ich eh genug mit den anderen zu tun habe.“ (Bauer R)

Darüber hinaus findet er, dass es im Sinne eines gewissen „Selbstschutzes“ nicht notwendig ist, eine vergleichbare Beziehung zu seinen Nutztieren aufzubauen. Gerade dann bestünde beim Abtransport oder der Schlachtung der Tiere die Gefahr, sich mit belastenden Gefühlen konfrontiert zu sehen. Denn Gewissenskonflikte entstehen vorwiegend dann, wenn eine Beziehung zu einem Tier aufgebaut wurde (vgl. hierzu Kapitel 4.15):

„Aber es ist nicht so eine ähnliche Beziehung wie zu einem Haustier oder was, die bildet sich nicht. Oder das finde ich, braucht man gar nicht. Oder das ist vielleicht gar nicht gut, weil dann hätte man vielleicht diese Konflikte [Gewissenskonflikte].“ (Bauer R)

4.10 Anthropomorphismen oder „Eine Frage des Charakters“

Dass ihre Nutztiere unterschiedliche Charaktereigenschaften haben, wird von allen besuchten Bäuerinnen und Bauern bestätigt:

„Auf alle Fälle. Das [Charakter] haben sie sehr wohl, ja. Das merkt man besonders bei die Kühe, es gibt Ruhige, es gibt Nervöse, es gibt Freche, es gibt Dominante, Unterwürfige, also es gibt alles. Es ist ganz interessant.“ (Bauer R)

„Also sie haben schon eigene Wesenzüge. Die andere, wir haben eine, die springt immer drüber, und sie weiß dann, wenn wir kommen, springt sie wieder retour. Also sie kennt das schon. Das Spiel spielt sie sehr oft mit uns. Also sie sind schon...nein wir haben keine einzig gleiche Sau.“ (Biobäuerin G)

„Manche sind dickschälat bis zum geht nicht mehr.“ (Bäuerin P)

Bauer D und Biobauer T beschreiben anhand ihrer Muttertiere die verschiedenen Charakterzüge, die beobachtbar sind:

„Sagen wir, jetzt habe ich eine Zuchtsau gehabt, die hat kleine Ferkel gehabt und das war einem Jeden unmöglich dort hinein zu steigen. Ausmisten oder bei den Ferkeln was machen. Weil die hätte einen jeden gefressen. Das sind halt so Charaktereigenschaften, nicht? Eine andere ist so gutmütig, die rührt sich nicht einmal, da kannst du ein jedes Ferkel nehmen und spazieren gehen damit. Nicht? Und das weiß man sehr wohl.“ (Bauer D)

„Sicher. Hundertprozentig. Jede einzelne. Wie ich gesagt habe, die eine passt auf, auf die Ferkel, die andere passt nicht auf. Die erste was ausgeschüttet hat, das weiß ich, dass das eine total eine gutmütige Sau ist. Voriges Jahr habe ich sie beobachtet, ein Ferkel ist raus gelaufen in die Kälte, hat die schwere Gummimatte noch nicht aufheben können, hat draußen geschrien und herum geraunzt. Dann ist der große Schädel von der Sau herausgekommen, ganz gemütlich, hat die Matte in die Höhe gehoben und das Ferkel ist hineinmarschiert. Und die große Sau ist auch hineingegangen. Das ist zum Beispiel der Charakter von derer Sau. Oder die eine, die was ich gesagt habe, die was mich dauernd ankeppelt. Ich bin mir sicher, wenn ich

hintere gehe und anfangs zum fuchtig und wild werden, dass die zum Keppeln anfängt. Da kann ich da hervorne stehen und die hört mich da hinten, fängt sie auch zum Motschkern an. Ja, da gibt es mehrere nachher. Die eine was mir ausbüchst...Es hat jede ihren eigenen Charakter. Das ist so wie bei die Kinder." (Biobauer T)

Es ist vergleichbar mit den unterschiedlichen Charakteren der Menschen, darauf deuten viele Äußerungen hin:

„Ja, manche haben total einen eigenen Charakter. Ja, ich denke schon. Sind alle verschieden, wie bei den Menschen." (Biobauer H)

„Ja schon, also wie beim Menschen eigentlich. Die eine ist ein bisschen hysterisch, die andere ist ein bisschen ruhiger. Das ist total unterschiedlich, schon." (Bäuerin O)

„Wie es bei die Leute ist, manche Leute sind deppert und bei die Viecher ist es genauso. Die hat der Herrgott erschaffen so." (Bauer L)

„Ein jedes ist genauso individuell wie ein jeder Mensch anders ist. Aber da gibt es sicher auch Gescheite, Dumme, und weiß ich nicht. Keine Ahnung. Aber das glaube ich auf jeden Fall." (Jungbauer A)

Biobauer N gesteht Tieren sogar einen besseren Charakter zu als manchen seiner Mitmenschen:

„Das sind oft die Menschen, muss ich schon sagen depperter, als wie so Viecher. Haben mehr Charakter, wenn ich jetzt sage." (Biobauer N)

Dieses Zuschreiben von Individualität und bestimmten Charakterzügen ähnlich dem Menschen wird auch „Anthropomorphisierung“ genannt. Wie weiter oben schon ausgeführt wurde, beeinflusst der Charakter eines Tieres beziehungsweise seine Wesenszüge entscheidend die Beziehung zwischen Tier und Mensch. Das Resultat einer Anthropomorphisierung ist eine soziale Bindung an das Tier, die jedoch wiederum durch Wesenhaftigkeit und Wert zu Ambivalenz führen kann.

Bauer J gesteht daher seinen Stieren zwar einen eigenen Charakter zu, grenzt sich davon aber auch gleichzeitig ein wenig ab, indem er betont, dass das für ihn eigentlich nebensächlich ist. Der wirtschaftliche Aspekt steht für ihn im Vordergrund, nicht die Tiere als Individuen wahrzunehmen und sich mit ihnen als solche zu beschäftigen. Obwohl er seine Tiere als eigenständige Wesen anerkennt, möchte er keine emotionale Beziehung zu ihnen aufbauen.

„Ja schon...also sie haben....ja Seele, Charakter, jedes Tier hat seine Eigenheit, das ist einmal klar. Aber ja...da überwiegt bei mir der Geschäftssinn. Das ist halt so. Gehört da ganz einfach dazu, sonst würden wir es nicht machen. Zwecks Hobby halte ich sie mir nicht." (Bauer J)

Selten gelingt es den Bauern und Bäuerinnen, von jedem einzelnen Nutztier die Charaktereigenschaften zu kennen. Für Bauer D korreliert das mit der Haltungsdauer der jeweiligen Tiere (Mast- oder Zuchttiere) und der Bestandesgröße:

„Charakter? Das musst du wieder unterscheiden. Bei den Zuchtsauen, da kennt man eine jede einzelne Zuchtsau. Da weiß man, wie sich die aufführen, was die machen, wie sie die Kleinen bekommen, ob sie sie erdrücken, ob sie davonkommen. Bei den Stieren, weiß man auch wie er ist, ob sie aggressiv werden oder weniger, ob es gutmütige Stiere sind. (...) Bei den Mastsau kann

man da fast gar nichts sagen, weil das ist in einer Partie mit 20 beieinander, 30, 40...und ich kann nicht jedes einzelne Tier beobachten." (Bauer D)

Um den Charakter eines Tieres kennen lernen zu können, bedarf es eines Zeitaufwandes von Seiten des Menschen. Wobei besonders prägnante Charakterzüge durch Beobachtung und Umgang mit den Tieren von sich aus auffallen. Bei größeren Beständen ist es dem Bauern/der Bäuerin schwer bis gar nicht möglich, die Wesenszüge aller Tiere in Erfahrung zu bringen. Hier kommt der Faktor „Auffälligkeit“ besonders zum Tragen. Das heißt, solchen Tieren, die aus welchem Grund auch immer, aus der Menge herausstechen, können eher Charaktereigenschaften zugeordnet werden.

4.11 Die Bedeutung der Namensgebung oder „Nummern statt Namen“

Charakteristisch für eine Personalisierung des Tieres, ist ein individualisiertes Sprechverhalten dem Tier gegenüber (Wiedenmann 1997:206). Typisch hierfür ist auch, dem Tier einen Namen zu geben. Meist wird dabei auf menschliche Vornamen oder Kosenamen zurückgegriffen. Dem Tier einen Namen zu geben, ist vor allem bei Heimtieren gebräuchlich, jedoch werden auch Nutztieren Namen gegeben. Dem Tier einen Namen zu geben und es mit diesem anzusprechen, ist ein Zeichen dafür, dass der Mensch dem Tier zumindest ein Minimum an „Du“ zugesteht. Durch den Namen bekommt das Tier Individualität und eine persönliche Geschichte. Es wird damit aus der Menge seiner Artgenossen herausgehoben. Durch den Namen wird das Tier zum Teil der Familie, zum Adressaten von Ansprache und Zuwendung, aber auch zum Subjekt, das Bedürfnisse und Rechte hat.

Bauer U ist es wichtig, jede seiner Kühe bei ihrem Namen zu kennen. Bei einem derzeitigen Bestand von 28 Kühen mit Jungtieren ist das seiner Meinung nach noch möglich. Bei einer Vergrößerung des Bestandes würde dieses Kennen einer jeden Kuh vermutlich verloren gehen. Im Bewusstsein dieser Problematik, strebt Bauer U keine erhebliche Aufstockung seiner Tieranzahl an:

„Aber ich möchte auch nicht zu groß werden – ich möchte ein jedes Rind beim Namen kennen – also größer will ich eigentlich nicht werden. Ich will wissen, das ist die Muffi und das ist die Ankl, ich möchte wirklich eine jede wissen wie sie heißt. Und so kann ich auch ein bisschen besser auf sie eingehen.“ (Bauer U)

Abgesehen von Bauer U, spielt die Namensgebung ihrer Nutztiere bei den besuchten Bauern und Bäuerinnen eine untergeordnete Rolle. Vielmehr werden sich die Tiere anhand ihrer Nummern⁴⁷ gemerkt. Namen werden somit durch Nummern ersetzt. Sie erfüllen jedoch dieselbe Funktion, insofern dass die Tiere anhand ihrer „Nummer“ erkannt und von den anderen unterschieden werden können:

„Manche haben einen Namen. Aber die meisten haben nur Nummern.“ (Biobauer F)

„Ja, ich kenne sie schon nach der Nummer. Aber so richtig kennen. Ich meine ich weiß schon, na die hat sich voriges Mal beim Ausschütten schwer getan und wird es diesmal auch so sein – da muss man sie genauer beobachten. Und die eine ist ein Zitterer, ja die weiß man auch. Wenn die nicht gleich das Fressen bekommt, zittert sie. Weil die regt sich gleich so auf. Ich meine so irgendwie kennt man sie schon. Aber dass ich jetzt so eine Verbindung habe wie mit einer Katze, das nicht.“ (Bäuerin K)

⁴⁷Es ist für jeden Bauern/für jede Bäuerin Pflicht, die gehaltenen Tiere mittels Tätowierung oder Ohrmarken mit Zahlen zu kennzeichnen. Jedes Tier hat somit seine eigene „Nummer“. Eine Ausnahme bilden Zuchttiere, die zusätzlich automatisch für das Zuchtverzeichnis einen Namen bekommen.

„Nein, so vom Aussehen her...ich gehe nach der Nummer. Aber sonst... Ich weiß, ok, das ist eine, ja ok, wenn ich die dort hinsperre weiß ich, die schmeißt mir alles irgendwie durcheinander. Oder die britschelt so gerne mitn Wasser oder so. Das weiß man dann schon. Ja? Schon wieder die, na das weiß man. Aber so...oder mein Gott na, die was in eine Box kommt, wo sie nicht ihr eigenes Fressgitter hat, sondern wo vier, fünf Zuchten, da weiß man, die ist eine sehr Gefräßige. Da musst schauen, dass ich ziemlich gleich gegeben habe, dass die andere auch was bekommt. (...) Also das weiß man sehr wohl. Das weiß man sehr wohl.“ (Bäuerin E)

„Jedes Vieh schaut ein bisschen anders aus. Aber ohne Nummern geht es nicht.“ (Bauer P)

Seine Frau, Bäuerin P, fügt jedoch hinzu, dass sie ihre Kühe früher sehr wohl alle mit ihrem Namen gekannt haben. Somit hat über die Jahre, im Zuge der Bestandesvergrößerung, eine schleichende Entsubjektivierung der Tiere stattgefunden.

„Früher haben wir sie schon nach dem Namen alle gekannt.“ (Bäuerin P)

Manche Einzeltiere bekommen dennoch einen Namen. Es sind dies vor allem Tiere, zu denen, aus welchem Grund auch immer (vgl. Kapitel 4.7 und 4.8), eine intensivere Beziehung aufgebaut wird als zu den anderen. Sei es weil sie durch ihren Charakter hervorstechen, durch Krankheit menschlichen Kontakt einfordern, durch ihr Aussehen auffallen,

„Ja, wenn einer irgendwelche Merkmale hat, dann bekommt er einen Namen. Ja, oder dass der schwarze Stier dann eben „Schwarzer“ heißt. Also ganz einfache Sachen eigentlich. Aber jetzt nicht aus einem bestimmten Grund, sondern das ergibt sich zufällig oder auch nicht. Aber es hat nicht jeder Stier einen Namen.“ (Biobauer S)

oder weil sie länger am Hof verbleiben. Eber nehmen diesbezüglich eine Sonderstellung bei allen besuchten SchweinehalterInnen ein. Das liegt zum einen daran, dass Eber in der Regel länger am Hof verbleiben als Muttertiere und Masttiere. Zum anderen gibt es meist nur einen Eber am Betrieb, jedoch mehrere Zuchtschweine und noch viel mehr Mastschweine beziehungsweise Jungtiere.

„Na, den habe ich bis zu 5, 7 Jahre, habe ich den. Je nachdem wie lange er halt...Den letzten habe ich gar 6 oder 7 Jahre gehabt. Den jetzigen werde ich nicht so lange haben. Den habe ich auch schon wieder das dritte Jahr. Und darum hat man da auch eine andere Beziehung. Den muss man auch wieder hegen und pflegen. Der darf keine Krankheit oder irgendetwas bekommen, sonst ist es vorbei.“ (Bauer D)

Am Betrieb von Biobäuerin G bekommt der Eber sogar das Privileg, eines natürlichen Todes zu sterben.

„Der stirbt eigentlich sicher eines natürlichen Todes. Also die Saubären sind bei uns eher eines natürlichen Todes gestorben. Solange er kann und solange die Ferkel in Ordnung sind, die Wurfanzahl passt, gehen wir davon aus, dass der Bär in Ordnung ist.“ (Biobäuerin G)

Die Eber bekommen auch immer einen Namen:

„Namen haben wir eigentlich keine, weil es eigentlich viel zu viele sind. Und eigentlich haben wir auch Mangalitzaschweine und da ist der Rudi der Saubär, der Saubär ist der Rudi. Der hat einen Namen, aber sonst haben sie eigentlich keinen Namen.“ (Bäuerin C)

„Eigentlich nur dem Saubären. Also der Saubär, da ist uns leider der eine gestorben...Also unsere Bären haben immer Namen. Und die horchen auf den Namen, die kommen her wenn man sie ruft. Und die lassen sich, also die wollen auf dem Rücken gekraut werden. Muss man so einen langen Stecken nehmen und sie kraulen.“ (Biobäuerin G)

„Der hat einen Namen, nicht? Die Sau haben keinen Namen. Die haben die Nummern. Aber der hat eigentlich einen Namen. Fridi heißt der.“ (Bäuerin K)

Auch bei Bäuerin O, die 140 Zuchtsauen hält, bekommen die beiden gehalten Eber einen Namen:

„Ja, die haben ihren Namen. Der eine heißt Wastl und der andere ist der Momo.“ (Bäuerin O)

Die Zuchttiere, welche über einen Zeitraum von Jahren am Betrieb verbleiben, erhalten von Biobauer T alle einen Namen. Die Jungtiere, die er mästet und nach einigen Monaten schlachtet, jedoch nicht:

„Die Zuchtsauen haben alle einen Namen. Der Saubär auch. Die anderen [Jungtiere] nicht.“ (Biobauer T)

Die Aussage von Biobauer T findet ihre Erklärung dahingehend, dass Biobauer T mit den Muttertieren und dem Eber einerseits über einen längeren Zeitraum verbunden ist und andererseits diese für ihn „überschaubar“ bleiben. Hingegen das ständige Nachkommen von vielen Jungtieren und ihr fortwährendes Kommen und Gehen führt zu einer gewissen „Gesichtslosigkeit“ der Masttiere. Ausnahmen gibt es natürlich auch hier, wie bereits in den Kapiteln 4.7 und 4.8 besprochen wurde.

Ein interessantes Phänomen ist die Vereinheitlichung in der Namensgebung. Einheitliche Namensgebung dahingehend, dass beispielsweise der Eber, das heißt der vergangene, der gegenwärtige und der zukünftige, immer denselben Namen erhält. Eine andere Variante ist die, dass alle Tiere mit demselben Namen angesprochen werden.

„Ewig schon. Seit dass wir einen [Eber] haben, schon seit 30, 40 Jahren ist das der Peter.“ (Bauer D)

„Ja, bei uns heißen sie [die Schweine] eigentlich alle Trutscherl, Tritscherl.“ (Bäuerin O)

„Also wir haben für alle den gleichen Namen. Und das auch schon über Generationen. Das ist der Peter. Das war schon immer so. Das war schon bei meinem Großvater so. Und die heißen alle gleich.“ (Bauer W)

Alle Tiere mit dem gleichen Namen anzusprechen, deutet darauf hin, dass die Tiere nicht als einzelne Individuen wahrgenommen werden und lässt auf eine Vereinheitlichung der Tiere schließen. Der Aspekt der Funktionalität tritt hier in den Vordergrund.

4.12 Kommunikation mit den Tieren

Menschen kommunizieren ständig miteinander und Kommunikation ist wesentlich für zwischenmenschliche Beziehungen. Auch in der Beziehung zum Tier spielt Kommunikation eine wichtige Rolle. So wird die Arbeit mit den Tieren von der Kommunikation zwischen Mensch und Tier begleitet:

„Ich rede halt immer mit ihnen.“ (Bäuerin U)

Auch für Bäuerin S hat das Plaudern mit den Tieren einen hohen Stellenwert:

„Ich tue am liebsten plaudern mit ihnen.“ (Biobäuerin S)

Jedoch nicht nur auf menschlicher Seite wird die Kommunikation als wertvoll empfunden. Bauer U beschreibt seine Kühe als Wesen, die angesprochen werden wollen und diese Ansprache auch zu schätzen wissen:

„Die Viecher wissen das zu schätzen.“ (Bauer U)

Biobauer S und Bauer W betonen die Bedeutung der Kommunikation in der Arbeit mit ihren Tieren. Mit den Tieren zu sprechen übt eine beruhigende Wirkung auf diese aus:

„Heraußen oder auch wenn man reingeht, ist einfach immer wichtig, immer reden mit die Viecher.“ (Biobauer S)

„Auf jeden Fall dann wenn man zu dem Tier hingeht. Dann muss man was sagen, weil dass das Tier gefasst ist, dass wer kommt. Weil sonst kommt irgendeine Reaktion, mit der man selber nicht rechnen kann. Drum gibt es den Namen. Da sagt man halt ‚Beda, geh ume‘ oder ‚I kum zuche‘ oder so irgendetwas. Dass man nicht nur so unpersönlich irgendetwas sagt, sagen wir halt Peter dazu.“ (Bauer W)

Auch Bauer M weiß um den beruhigenden Effekt seiner Worte:

„Wenn ich sehe, dass sie unruhig sind, dann sage ich meistens: ‚Seids brav!‘ Oder ich spreche mit ihnen beruhigende Worte, weil die Tiere sind schon gewöhnt auf den, der was sie füttert und auf den, der was sie betreut. Sie kennen das schon extrem auseinander, nicht? Wenn da ein Fremder kommt, werden sie nervös und fangen zum Raufen an. Und wie gesagt, sie kennen die eigenen Leute schon. Bei den Kleinen ist es kein Problem nicht, aber je älter sie werden, desto empfindlicher werden sie gegenüber irgendwelchen äußeren Einflüssen. Also wenn da im Hof irgendetwas ist, oder wie gesagt, hauptsächlich auch fremde Leute durchgehen, fangen sie an zum Raufen und zum Plärren. Und wenn man da mit ihnen spricht beruhigend und so, also dann lassen sie sich eher beruhigen. Weil wenn ich auch reingehe zu den Kälbern, dann sage ich auch meistens: ‚Kommt her!‘ Und so. Also man spricht schon mit ihnen.“ (Bauer M)

Wie die Aussagen zeigen, bedienen sich die Bauern und Bäuerinnen, ähnlich wie in der Interaktion mit anderen Menschen, auch in der Interaktion mit ihren Tieren, der Sprache als essentiellm Kommunikationsmittel. Guribye (2001:7) argumentiert, „that since language is such an integral part of human´s relationships to each other, it becomes an important part of metaphorical enactments of these relationships when we attempt to communicate with animals.“ Die LandwirtInnen verbalisieren ihre Deutungsmuster gegenüber ihren Tieren.

Wie das Zitat von Bauer M veranschaulicht, kommt neben der direkten Ansprache im Rahmen der Interaktion mit den Tieren, der Gestik eine entscheidende Rolle zu. Die Bauern und Bäuerinnen werden nicht nur anhand ihrer Stimme, sondern auch anhand ihrer Bewegungen von ihren Tieren erkannt.

Interaktion zwischen Mensch und Tier bedeutet, dass sich beide Seiten einander mitteilen. Tiere sprechen zwar nicht, sie bedienen sich in der Interaktion mit dem Menschen jedoch anderer Ausdrucksmittel wie Lauten, Geräuschen und Bewegungen. Je länger sich Mensch und Tier kennen, desto besser lernen sie einander zu verstehen.

Von sozialen Beziehungen zwischen Mensch und Tier kann nach Teutsch (1987:132) gesprochen werden, wenn es sich um eine individuelle Beziehung zwischen beiden handelt. Das heißt, wenn eine gegenseitige oder zumindest einseitige „Du-Evidenz“

gegeben ist (vgl. auch Kapitel 3.1.3). Dieser Begriff wird durch Theodor Geiger (1931) erstmals auf die Beziehung zwischen Mensch und Tier angewandt. Du-Evidenz bedeutet, dass „einem Lebewesen ein zunächst beliebiges anderes Lebewesen durch intensive Begegnung zum individuellen, unverwechselbaren und insofern auch unersetzlichen Partner wird“ (Teutsch 1987:40). Das Sprechen der Bäuerinnen und Bauern mit ihren Tieren kann als Anzeichen für das Vorhandensein einer Du-Evidenz und in weiterer Folge als Anzeichen einer ansatzweise vorhanden seienden sozialen Beziehung gewertet werden.

4.13 Der Stall als „Ort des Geschehens“ und Identifikationsspiegel

Bäuerinnen und Bauern, die Nutztiere halten, verbringen zwangsläufig viel Zeit im Stall. Der Stall als fixer Arbeits- und Aufenthaltsort prägt die tägliche Arbeitsroutine. Der Stall ist somit der zentrale Handlungsort in der bäuerlichen Tierhaltung. Hier spielt sich die Beziehung zwischen Mensch und Tier ab, an diesem Ort nimmt sie Gestalt an. Ob der Bauer/die Bäuerin sich in seinem/ihrem Stall wohl fühlt beziehungsweise ob das ein Ort ist, an dem er/sie sich gerne aufhält, ist weitgehend vom Haltungssystem abhängig. Dieses wird vom Menschen selbst bestimmt. Das heißt der Mensch, als Handlungsträger, muss sich mit seinem Stall und Haltungssystem identifizieren können. Wenn dem nicht so ist, dann fällt es schwer, Gefallen an der Arbeit zu finden.

Der Stall ist vor allem Arbeitsort, jedoch nicht nur. Bäuerin E und Bäuerin K empfinden ihren Stall zudem als Ruheort, an dem sie keiner stört:

„Was mir, was mir irgendwo bei der Stallarbeit, ich empfinde das irgendwo als Ausgleich, als Ruhe, du kannst irgendwo werken, du bist nicht...Ja sicher arbeitest du unter Zeitdruck wenn auch noch eine andere Arbeit ist, aber ok, ich gehe jetzt in meinen Stall. Ich habe dort meine Ruhe irgendwo, es stört mich keiner, es kommt keiner.“ (Bäuerin E)

„Also ich denke mir oft auf Nacht, wenn ich in den Stall gehe, und die Kinder sind so lärmend und die Aufgabe müssen sie machen. ‚Ah, ich gehe jetzt in den Stall.‘ Das ist direkt manchmal: ‚Ja, ich gehe jetzt in den Stall.‘“ (Bäuerin K)

Bäuerin K bekommt im Stall Abstand zum häuslichen Stress. Sie kann sich durch ruhige, gleichmäßige Bewegungen und repetitive Handgriffe wieder ein inneres Gleichgewicht schaffen. Die Stallarbeit wirkt manchmal regelrecht entspannend und entlastend für die Bäuerinnen und Bauern. Viele Arbeiten haben einen geringen Kompliziertheitsgrad, bedürfen somit wenig Konzentration und erlauben ein Nachdenken, Gedankenspiele und Tagträumereien.

Die Zeit im Stall wird von Biobauer S ebenfalls als schön empfunden, besonders die Momente mit seinen Kindern:

„Oder so, es ist zum Beispiel total schön, wenn man mit die Kinder drinnen [im Stall] sitzt. Setzen wir uns auf den Strohbällen hin oder so...und schaut den Viechern zu. Erklärt den Kindern, was die Viecher machen oder so. Das ist eine schöne Beziehung eigentlich nachher. Streichelt sie.“ (Biobauer S)

Für Bäuerin D haben die Arbeiten im Stall oberste Priorität, dann erst widmet sie sich dem Haushalt:

„Also bei uns hat einmal oberste Priorität der Stall. Und dann kommt bei mir erst der Haushalt, ja?“ (Bäuerin D)

Genauso selbstverständlich wie Hausarbeit in der Mehrzahl der österreichischen und europäischen Haushalte oft Frauensache ist (Goldberg 2003:123), ist sie für Bäuerin D auf dem Bauernhof auch Nebensache. Der betriebliche Sektor genießt Vorrang. Die Arbeit am Feld und im Stall geht vor, während die Hausarbeit als zweitrangig eingestuft wird.

Wie die Gespräche ergaben, hat der Stalltyp auch einen erheblichen Einfluss auf die Identifikation des Bauern/der Bäuerin. Im Zuge der Modernisierung und dem Druck immer größere Stallungen zu bauen, stellt sich für viele betroffenen Bauern und Bäuerinnen nicht nur die Kostenfrage, sondern auch, ob diese modernen Stallsysteme mit der persönlichen Einstellung vereinbar sind. Große, moderne Stallanlagen ermöglichen es dem Bauern/der Bäuerin, eine große Anzahl an Tieren intensiv zu halten. Damit die Arbeit für den Menschen im Bereich des Bewältigbaren bleibt, kommen arbeitsminimierende Systeme zum Tragen, die mit verschiedensten Instrumenten, wie vollautomatisierter Fütterung, arbeiten. Auch Vollspaltböden oder Teilspaltböden fallen in die Kategorie „arbeitsminimierende Maßnahmen“. Unter Spaltböden werden Bewegungsflächen verstanden, die Spalten oder Langlöcher aufweisen. Durch das Gehen der Tiere auf solchen Böden wird das Kot-Harn-Gemisch (Gülle) durch die Spalten selbstständig in den darunter liegenden Güllekanal getreten. Voraussetzung für das Funktionieren ist ein möglichst fließfähiger, das heißt strohharmer Mist (Geßl 1998:28). Einstreulose Haltungssysteme setzen sich vor allem im Mastbereich, das heißt in der Stiermast⁴⁸ und bei Mastschweinen⁴⁹, immer mehr durch.

In den Gesprächen war deutlich erkennbar, dass sich die besuchten LandwirtInnen selbst anhand von diesem Faktor in zwei Gruppen aufteilen: in jene mit Strohhaltung und jene, die ihre Tiere auf Spaltböden halten.

Dieses Thema ist sehr emotional besetzt und in direkter Weise identitätsstiftend. Bauern und Bäuerinnen, die ihre Nutztiere „noch“ auf Stroh halten, sind stolz darauf. Sie entscheiden sich bewusst für eine arbeitsintensive statt kapitalintensive Haltung ihrer Tiere. Diese auf Spaltböden zu halten, können sich diese Bauern und Bäuerinnen nur schwer vorstellen, da angezweifelt wird, dass sich die Tiere unter solchen Bedingungen wohl fühlen können. Die Haltung auf Vollspaltböden ohne Einstreu lässt sich mit den ethischen und moralischen Vorstellungen dieser Bauern und Bäuerinnen nicht vereinbaren.

„Aber es wird, und auf das bin ich auch stolz und auf das halten wir auch, solange wir Viecher haben, werden die auf Stroh gehalten. Obwohl es arbeitstechnisch ein... Aber ich habe soviel gesehen durch meine Herumfahrrerei, Beton oder Spaltboden, das spielt es sicher nicht. (...) Ja, es ist ein Arbeitsaufwand, aber ich sage, das sehe ich nicht so. Das wäre das Einzige, die Strohgeschichte, aber ein Stier, wenn der liegt dann in der Früh, und du gehst hinein und der liegt so einen halben Meter am frischen Stroh drinnen und hat seine 700 Kilo, das wiegt das dann wieder auf. Wie wenn der am Beton liegt, der verkrampft schon und du kannst am Beton maximal 650 Kilo mästen. Dann sind die Gelenke hin. Dann hält er es nicht mehr aus. Ich finde irgendwie, das geht schon zu weit, das ist nicht mehr normal.“ (Bauer J)

⁴⁸Die Stiermast auf Vollspalten geschieht in unstrukturierten Buchten mit Betonrosten. Da Spaltbödenställe teuer in der Anschaffung sind, werden möglichst wenige Tiere auf engem Raum gehalten. Das übliche Platzangebot für einen Stier bis zu seinem Endgewicht beträgt 2 bis 2,5 Quadratmeter. Obwohl junge Rinder einen ausgeprägten Bewegungsdrang haben, ist eine Fortbewegung nur eingeschränkt möglich. Der harte Untergrund begünstigt Klauen- und Hautverletzungen. Durch die räumliche Enge kommt es zu Trittverletzungen durch andere Tiere. Da den Tieren das Aufstehen und Abliegen schwer fällt, reduzieren sie es deutlich. Die mit einer intensiven Fütterung erzielten hohen Gewichtszunahmen begünstigen im Zusammenhang mit dem Bewegungsmangel Gelenksveränderungen, da das jugendliche Skelett mit dem raschen Wachstum nicht Schritt halten kann (Hörning 2008:34).

⁴⁹„Die Vorteile der Vollspaltböden sind die rationelle Arbeitswirtschaft, der geringe Flächenbedarf, die gute Funktionssicherheit, in Kleingruppen die sehr gute Tierkontrolle, des Weiteren sind die Emissionen durch die Abluftführung (-technik) gut beherrschbar“ (Jungbluth et al. 2005:181). Als Hauptursachen für Tierschutzprobleme bei den Spaltbodensystemen, sind das niedrige Platzangebot (hohe Besatzdichte), der harte, durchbrochene Boden, sowie die Reizarmut (Beschäftigungsmangel aufgrund fehlender Einstreu und ausschließlicher Verabreichung von hochkonzentriertem Kraftfutter) zu nennen. Das übliche Platzangebot für ein Mastschwein bis zu einem Endgewicht von zirka 110 Kilogramm beträgt zirka 0,7 Quadratmeter (Hörning 2008:37f).

„Bei uns, wir haben unsere Zuchten, unsere Ferkel leben auf Stroh. Wenn die umwerken und man merkt die fühlen sich so wohl. Und zum Beispiel, wir waren im Nachbarort, dort hat einer einen Zuchtenstall gebaut für 140 Zuchten. Das ist wie eine sterile Fabrik. Also wenn ich da reingehe und sehe die da Reihe in Glied stehen und ok, es ist alles piko bello, beim Stroh ist halt dort was und da was. Aber nur wenn ich die anschau, ich kann mir nicht vorstellen...Ja, die kennen nichts anderes. Aber, ob sich die so wohl fühlen, ob die so glücklich sind wie unsere, das kann ich mir nicht vorstellen. Das kann ich mir wirklich nicht vorstellen. Ich meine, die kennen nichts anderes, ok. Ein Stadtmensch kennt auch nur möglicherweise seine 50 Quadratmeter Wohnung und das ist sein Reich. Und wir könnten uns vielleicht nicht vorstellen in dieser 50 Quadratmeter Wohnung zu leben, ja? Und der andere, der ist das halt so gewöhnt und für den ist es das Leben. Und vielleicht ist das bei den Viechern genauso. Das ist schon möglich, aber nur ich habe gesagt, so schön und so gut und so automatisiert das alles ist, aber ich glaube ich gehe lieber in meinen Stall. Wirklich. Ich glaube, dass die Viecher sich wohler fühlen.“ (Bäuerin E)

Stroh wird als eines der wichtigsten Kriterien angesehen, damit sich die Tiere im Stall wohl fühlen. Bei der Frage was ein glückliches Tierleben ausmache, erwähnte die Mehrheit der befragten Bauern und Bäuerinnen die Haltung auf Stroh.

„Licht, Luft, Stroh. Nicht, dass es auf Beton spazieren geht. Ein Strohbett wie man halt sagt.“ (Biobauer N)

„Ich finde halt ein heller Stall mit einem Stroh ist wichtig.“ (Bäuerin K)

„Ich glaube bei uns werden sie, sie dürfen zwar nicht hinaus, aber sie haben da sicher ein ganz ein schönes Leben. Weil am Stroh ist schon einmal ein gewisser Vorteil gegenüber Spalten, nicht? Ein Spaltenstall ist wesentlich kleiner und wesentlich weniger Bewegung. Und wie gesagt immer am kalten Boden liegen und so. Also da sind sie am Stroh sicher besser dran die Tiere.“ (Bauer M)

Als Vergleich wird der Mensch herangezogen, denn dieser liegt schließlich auch lieber in einem warmen Bett als auf einer harten, kalten Unterlage:

„Also ich würde nie, von der Haltung her, nie einen Vollspaltenboden dem Viech antun wollen. Das ist für mich, bäh, wenn ich das sehe in einem Stall. Ich habe einmal einen Stall gesehen, wo Kühe drinnen waren, das ist eine Katastrophe. (...) Und da können sie sich ja nicht wohl fühlen, ich meine...Wo legst du dich lieber hinein? Auf den Fußboden oder in dein Bett hinein, wo es gemütlich und warm ist?“ (Biobauer T)

„Weil das Schwein fühlt sich nicht wohl am Spaltboden. Hundertprozentig nicht. Wir legen sich auch lieber in ein Bett mit Duchent als wie auf ein Eisenbett ohne allem, nicht?“ (Bäuerin D)

An diesen Aussagen ist erkennbar, dass in dem Nutztier ein Wesen mit bestimmten Bedürfnissen gesehen wird, in das sich der Bauer/die Bäuerin hinein fühlt. Anhand der eigenen menschlichen Empfindungen orientiert sich die Bewertung, ob das Nutztier sich auch in einem Spaltbodenstall wohl fühlen kann.

Bäuerin C, die einen Teil ihrer Rinder auf Spaltboden hält, räumt ein, dass die Haltung auf Stroh für die Tiere angenehmer ist, aber auch, dass es einen viel größeren Arbeitsaufwand für den Menschen bedeutet. Letztlich wiegt die Arbeitswirtschaftlichkeit schwerer als ein artgerechtes Haltungssystem:

„Wir haben ja einen Teil Spalten und eine Teil Stroh, aber am Stroh sind sie schon gern. Das merkt man schon. Aber das Stroh, das ist soviel Arbeit. Drum haben wir auch... wir haben den Stall eigentlich vorher auf Stroh gehabt und dann haben wir ihn umgebaut. Nach 10 Jahren haben wir ihn dann umgebaut auf die Spalten. Ja, es ist schon viel Arbeitserleichterung. Aber so am Stroh ist das halt ganz was anderes. Die Kleinen sind so oder so alle am Stroh. Und dann erst ab 200 Kilo kommen sie dann auf den Spaltenboden, aber trotzdem...“ (Bäuerin C)

Obwohl der Arbeitsaufwand bei der Haltung auf Stroh deutlich höher ist und als Arbeitsbelastung wahrgenommen wird, bereitet es Freude, den Tieren nach getaner Arbeit zuzusehen. Nach dem Säubern des Stalles sieht der Bauer/die Bäuerin, dass sich die Arbeit gelohnt hat. Bäuerinnen und Bauern, deren Tiere auf Spalten gehalten werden, haben nicht die Möglichkeit, an dieser Freude von Seiten der Tiere teilzuhaben.

„Das ist dann auch ein schönes Gefühl, wenn du einstreust und die hüpfen alle herum, wie in einem frischen Bett. Das gefällt ihnen total. Ja, aber nur, man muss dann ausweichen. Ja, weil wenn die einen Anfall kriegen und alle wie die Gestörten herumrennen. Na ja, ein Rindviech ist eben ein Herdenviech, da fängt eine an und alle rennen nach. Da muss man ausweichen [lacht].“ (Biobäuerin F)

„Da freuen wir uns, wenn da jetzt frisch ausgemistet ist. Wir können das nicht ertragen, wenn wir sehen, dass sie Dreck haben. Das machen wir oft dann geschwind. Wenn wir sehen, aha die Box, das geht dann oft so schnell. Wenn es so kalt ist oder so dunstig, ja? In der Früh ist es noch halbwegs gegangen und am Abend sage ich: ‚Bitte komm her, wir müssen die Sau ausmisten.‘ Und dann freuen wir uns so richtig, wenn wir ihnen einen Rundballen hinstellen und speziell am nächsten Tag. Wenn ich in der Früh hineingehe, und dann haben sie sich alle um den Rundballen herumgelegt mit einem Haufen Stroh. Also das ist eine Freude.“ (Bäuerin D)

Bäuerin D sieht in der Haltung auf Stroh, abgesehen von dem Wohlempfinden der Nutztiere, noch einen weiteren Vorteil. Die Haltung auf Stroh wird von ihr als Qualitätskriterium im Rahmen der Direktvermarktung wahrgenommen, wenngleich sie die Arbeitsbelastung als enorm einstuft:

„Obwohl ja unser Betrieb ja noch ständig geblieben ist, ja? Weil wir haben noch Strohhaltung. Ich meine, mögen uns auch einige belächeln. Ja, wie auch immer. Wir vermarkten das Fleisch durch unsere Qualität, durch diese Haltung. Weil wenn man auf einem Spaltboden das alles hätten, würden wir nichts verkaufen können an den Konsumenten. Aber natürlich, ich sage immer, wenn die Schweine am Spaltboden sind, dann haben die Schweine den Stress und der Bauer ist glücklich. Und bei uns ist es umgekehrt. Bei uns sind die Viecher glücklich und wir haben den Stress. Nein wirklich, wir tun nur ausmisten. Wir tun nur ausmisten.“ (Bäuerin D)

In der Wortwahl ist ebenfalls ein Unterschied zwischen solchen LandwirtInnen mit Strohhaltung und solchen ohne bemerkbar. Ohne Stroh gibt es auch kein Ausmisten mehr. Bauer A, Besitzer eines Spaltbodenstalls für 2000 Mastschweine, spricht daher nicht vom Ausmisten, sondern vom Reinigen und Desinfizieren:

„Es muss sein, aber es ist sicher nicht die schönste Arbeit. Das gehört dazu. Es gibt halt Kollegen, die was es nicht machen, nicht? Aber wir tun es halt, reinigen und desinfizieren. Ja, und das ist nicht so die optimale Arbeit. Sobald du mit dem Hochdruckgerät drinnen stehst und.... Na ja, aber es gehört dazu, nicht?“ (Bauer A)

Große Stallanlagen mit vielen Tieren zeichnen sich vor allem durch Sterilität aus. Das müssen sie, da eine etwaige Krankheitsepidemie in einem Bestand solchen Ausmaßes, in wirtschaftlicher Hinsicht verheerende Auswirkungen hätte. Die Außenwelt wird zum Risikofaktor. Bauer A beschreibt die Hygienevorschriften so:

„Es ist ja so: bei uns können Sie ja nicht gleich in den Stall gehen. Bei uns ist eine Hygieneschleuse zum Beispiel. Da müssen Sie sich umziehen, da kriegen Sie eine stalleigene Kleidung, so einen Overall. So gehen wir in den Stall, ein jeder. Da kommt keiner anders rein, nicht? Schon alleine wegen der Hygiene, wegen der Gesundheit, dass da nichts eingeschleppt wird.“ (Bauer A)

Bauer O der sich beim Neubau eines Schweinestalles außerhalb der Ortschaft für eine Haltung auf Spalten entschieden hat, versucht diese Entscheidung in gewissem Sinne zu rechtfertigen. Er ist der Meinung, dass sich die Tiere durch die verbesserten hygienischen Bedingungen wohler fühlen als früher:

„Ja, ich meine, wir haben erst einen neuen Stall gebaut und da haben wir eigentlich alles auf Spalten. Und daheim haben wir eigentlich noch einen Stall, wo wir früher Sau gehabt haben, und das ist schon noch auf Stroh. (...) Ich meine, wir aus unserer Erfahrung sehen, dass das Andere hygienischer ist und schöner zum Arbeiten. (...) Außerdem, unserer Ansicht nach, geht es den Tieren draußen ohne Stroh besser. Sie sind sauberer, fühlen sich wohl.“ (Bauer O)

Ein Problem erkennt er eher darin, dass BesitzerInnen solcher Stallanlagen mit Imageproblemen von Seiten der Öffentlichkeit zu kämpfen haben:

„Das ist halt ein bisschen ein Problem bei der ganzen Geschichte, wegen der Öffentlichkeit. Wenn du heute einen bisschen größeren Stall hast, wird über Massentierhaltung geredet.“ (Bauer O)

Jedoch auch unter den BerufskollegInnen gibt es kritische Stimmen, die eine solch intensive Tierhaltung zumindest für sich selbst als inakzeptabel befinden:

„Na ja, wenn du dir heute zum Beispiel Haltungsbedingungen anschaust, was war. Bei den Rindern ist es nicht so arg, aber bei den Schweinen? Puhh...Heute Standard? Ein Quadratmeter pro Mastschwein ist ja... 0,8 oder 1,1 pro Mastschwein ist genug, nicht? Fertig, die haben nicht mehr. 1,1 Quadratmeter und zweimal am Tag fressen und fertig, das war es. Schweineleben. Dauert eh nur 100 Tage.“ (Biobauer F)

„Wenn man in so intensive Ställe hineingeht, die Schweine oder was intensiv gehalten werden. Das ist nicht menschenwürdig und nicht tierwürdig und gar nichts.“ (Biobauer S)

Seine Frau, Biobäuerin S, pflichtet ihm bei:

„Das ist eher total abschreckend.“ (Biobäuerin S)

Müller (1997:165) ist der Meinung, dass jede Ökonomie die Gefühle produziert, die sie benötigt und die sich in ihre jeweilige Rationalität einpassen. Die moderne, der Industrialisierung unterworfenen Gefühls- und Handlungsweise mancher Bauern und Bäuerinnen steht in einem interdependenten Verhältnis zu ihrer ökonomischen Orientierung. Diese Bauern und Bäuerinnen folgen weitgehend einer ökonomischen Vernunft, weniger einer moralischen. Der erlebte Zwang zur Produktionssteigerung erfordert die Haltung der Tiere im Rahmen einer kapitalintensiven Monokultur und eine Behandlung ähnlich der von Produktionsfaktoren.

Aufgrund der sich wandelnden wirtschaftlichen Bedingungen unterliegt der Bauer/die Bäuerin einem kontinuierlichen Anpassungsdruck, wobei sich ihm/ihr immer wieder Fragen der Akzeptanz stellen. Dieser Prozess, der die äußeren Lebensbedingungen verändert, und auch als „Prozess der Machbarkeit“ bezeichnet werden kann, macht es für den Menschen immer schwieriger, ethische Grundpositionen zu bewahren. Auch die Haltung des Menschen gegenüber dem Tier unterliegt einem durch äußere Faktoren geprägten Anpassungsprozess (Hoffmann 1998:119). Man könnte es auch als „Sinneswandel“ beschreiben: was früher undenkbar erschien, wird unter steigendem Druck der Produktionsmaximierung bei möglichst geringem Arbeitsaufwand, mit der Zeit als Option wahrgenommen. „Der Bewusstseinswandel wird nicht wahrgenommen, hängt er doch oft mit einem Trauma zusammen. Aus dieser Veränderung kommt es auch, daß [sic!] die Bauern nicht zugeben können, daß [sic!] sie sich bewusst für eine gewinnmaximierende Betriebsführung entschlossen haben, anstatt ihr Wirtschaftsverhalten immer nur auf die Unabweichlichkeit von Marktzwängen zurückzuführen“ (Glaeser 1986:40). Einige Bauern und Bäuerinnen rechtfertigen sich damit, dass die immer tieferen Eingriffe in die Natur durch Wirtschaftszwänge unausweichlich sind.

Das existentielle Interesse am ökonomischen Überleben des Hofes nimmt somit einerseits Einfluss auf die Art des Wirtschaftens, zugleich aber auch auf das Leben und die Eigenzeiten sowohl der Tiere als auch der Menschen (Borowski 2007:88f).

Trotz der von außen erfahrbaren wirtschaftlichen Zwänge, lehnt ein Großteil der InterviewpartnerInnen die Haltung auf Spaldböden innerlich nach wie vor ab. Diese Bauern und Bäuerinnen haben Schwierigkeiten, sich mit der Haltung auf Spaldböden anzufreunden, auch wenn die Zukunft in diese Richtung weist und sich daher eine gewisse Resignation ausbreitet:

„Und wie die jetzt gehalten werden?! Du musst sie halt so halten, dass du wenig Arbeit hast, dass du es arbeitsmäßig dapackst, nicht? Die Tiere sind halt strohlos, die sind auf Spalten. Jeder sagt, es geht ihnen eh gut. Na ja, weil sie nichts anderes kennen. Ich kann das nicht. Ich meine sicher, die Zuchten sind dort eh schön gelegen. Die haben es trocken gehabt auf diese Spalten. Ich meine sicher, im Stroh haben sie dann schon auch den Dreck, den musst du ihnen dann halt weg in der Früh. Aber trotzdem, ich denke mir das sind Ferkel! Unsere Ferkel sind auf Stroh und da knabbern sie halt herum und da haben sie halt eine Beschäftigung. Aber dort, den ganzen Tag auf Spalten, denen ist ja fad, klar knabbern sie sich die Schwänze an. Aber das ist so. Das ist heute einfach so. Jeder neue Stall der gebaut wird, wird so gebaut. Weil es anders einfach gar nicht mehr geht.“ (Bäuerin K)

4.14 Familiäre Arbeitsteilung, kollegiale Zusammenarbeit und Nachbarschaftshilfe

Schmitt (1997:45) stellt fest, dass wenn beide Geschlechter zusammenarbeiten, gibt es in der Regel eine feste Arbeitsteilung, die von Frauen⁵⁰ und Männern täglich gelebt und reproduziert wird, je nach Standort aber variieren kann. Sie spricht in diesem Zusammenhang auch von „sozialen Konstrukten“.

Unter Arbeitsverteilung sei die Aufteilung bestimmter Arbeitsaufgaben auf die einzelnen Familienarbeitskräfte gemeint. Dabei gibt es neben einer Funktionsteilung unter den Geschlechtern oft auch eine Funktionsteilung unter den Generationen (Müller 1964:96ff). Die Zuschreibung frauen- beziehungsweise männerspezifischer Arbeiten findet ferner in der Mithilfe der noch am Betrieb mithelfenden älteren Generation ihren Ausdruck. In der

⁵⁰Auf die Stellung der Frau im bäuerlichen Betrieb kann in dieser Arbeit nicht eingegangen werden, da diese Thematik im Forschungsprozess keine Beachtung fand. Bei Interesse sei auf Goldberg (2003) verwiesen, die sich mit der Weiblichkeitskonstruktion von Bäuerinnen beschäftigt hat.

Regel unterstützen sich Frauen bei der „Frauenarbeit“ und Männer bei der „Männerarbeit“ (Fliege 1998:231).

Bei den besuchten Familien ist, insofern mehrere Familienmitglieder in Form von Arbeitseinbringung an der Tierhaltung beteiligt sind, immer eine Arbeitsteilung erkennbar. Wobei die Übergänge fließend sind und oft der Eindruck entstand, dass die Arbeit mit den Tieren und im Stall als „gemeinsame“ Arbeit verstanden wird.

Bei der Frage nach der Begründung für eine betriebliche Arbeitsteilung werden oft pragmatische Gründe genannt. Bäuerin P meint, dass es aus praktischen Motiven einfacher sei, die Arbeitsbereiche festzulegen:

„Wenn einer immer die gleiche Arbeit macht, dann geht dir das schneller von der Hand ganz einfach. Es hat irgendwo jeder immer die gleiche Arbeit im Prinzip, oder?“ (Bäuerin P)

Neben pragmatischen Kriterien erfolgt die Aufgabenteilung auch nach individuellen Interessen. Jeder/jede tue das, was er/sie am besten könne oder einfach gerne macht:

„Jeder soll das machen was er gerne macht. Es ist auch immer wichtig was einer gerne macht.“ (Biobauer Y)

Bauer J beschreibt die innerfamiliäre Arbeitsteilung im Folgenden detailliert. Jedes mithelfende Familienmitglied, das heißt seine Mutter, sein Vater, sein Sohn und er selbst, hat seinen Aufgabenbereich. Nichts desto trotz wird sich gegenseitig geholfen:

„Nein, die Aufgabenbereiche sind eigentlich recht strikt eingeteilt. Also die Entscheidungsarbeiten und das Ganze, Einkauf, Verkauf und das mache alles ich. Meine Mutter macht mir schon Jahrzehnte die Kälberaufzucht. Also da ist sie Spitze. Sie kennt sich aus, sie weiß genau das Verhalten. Und das ist eigentlich die Phase wo sie...was die Heikelste ist. Das ist die Kleinkindphase. Da wäre ich vielleicht sogar zu gschlampert oder hätte zu wenig Zeit. Da geht nichts so husch pfusch. Heute tun wir um 7 wassern und morgen um halb acht. Und da ist sie sehr exakt. Das macht sie mit Beihilfe von mir. Das macht auch der Sohn dann mit schon. Also das geht schon. Und ja, die Aufbereitung das mache ich, die schwereren Arbeiten. Stroh und das Ganze mache auch ich. Und der Vater ist eigentlich die graue Eminenz hinten nach, der was eben sagt: ‚Da müssen wir jetzt noch mehr Futter geben.‘ Oder: ‚Das passt mir da jetzt nicht.‘ Oder: ‚Das ist zu nass.‘ Wir gleichen sich da immer ab, nicht? Er macht eigentlich Fütterungsarbeiten in dem Sinn. Kälber bis Vormast macht meine Mutter. Dann die Hauptphase macht der Vater, zwischen 200 bis 400, 500 Kilo. Und dann kommen sie in meinen Bereich, weil wir die Boxen immer umlegen. Und ich habe dann die Endmast über.“ (Bauer J)

Auch Bäuerin C, Bäuerin D und Bauer M kennen eine Teilung der Arbeitsbereiche innerhalb der Familie:

„Also die Großen [Stiere], die zumindest im großen Stall, die zwischen 200 Kilo und 650, 700 Kilo, das macht eigentlich der Sohn und der Gatte, weil das machen sie eigentlich mit dem Futterwagen. Da fahren sie mit dem Futterwagen durch. Also das habe ich gesagt, das mache ich nicht. Weil sonst ist man der ganze Trottel sozusagen. Und ich mache eigentlich die Kleinen und da müssen sie mir dann, wenn wir sie ganz neu kriegen. Da haben wir ja einen Milchautomaten, die müssen wir ja einwickeln, da müssen sie mir dann schon helfen, die ersten paar Tage und so. Ausmisten und so macht auch der Sohn und das machen auch die Männer. Ja, man muss ihnen halt helfen, was weiß ich, da muss man halt manchmal stehen bleiben, dass sie [die Stiere] nicht hinauslaufen oder so. Aber sonst...ja machen das dann die Männer

eigentlich. Mit die Traktoren und so, habe ich gesagt, das mache ich nicht, das müsst ihr schon." (Bäuerin C)

„Ja also die Stiere und Füttern macht in der Regel mein Mann. Weil das körperlich eine schwere Arbeit ist. Ich mache es aber genauso, zum Beispiel, wenn eine Abstechwoche ist oder was weiß ich. Von April bis September mache es fast ich alleine, weil da ist er am Acker und macht andere, wichtigere Arbeiten. Und ansonsten, die Schweine mache meistens ich. Ausmisten tun wir alles miteinander. Das geht nur zu zweit, weil sonst würden sie überall herumrennen, nicht? Mischen [Futteranmachen] macht nur mein Mann." (Bäuerin D)

„Na ja, an und für sich machen wir es gemeinsam. Aber die Frau macht halt die Kälber, da bekommen sie Milch als Kleiner, das können wir uns dann vielleicht anschauen, wenn Sie Interesse haben. Da kriegen wir sie so mit 90, 100 Kilo solche Kälber und da wird Milch angemacht, wie ein Milchaustauscher ist das. Das ist Trockenmilch und das wird angerührt. Und das ist eigentlich ihre Aufgabe und wie gesagt, wenn ich am Feld draußen bin oder wenn ich mehr Arbeit habe, dass ich sage: ‚Ich komme erst um 18 Uhr nach Hause oder so.‘ Dann fängt sie schon mit dem Füttern an, sonst an und für sich, das ganze Jahr über, mache es ich, zum Großteil mache es ich. Sie macht halt den Haushalt und die Kinder." (Bauer M)

Bauer R kennt eine solche Arbeitsteilung innerhalb der Familie zwar auch, jedoch ist ihm wichtig, dass jedes Familienmitglied in der Lage ist, jede Arbeit auszuführen. Das schafft weniger Abhängigkeit und mehr Flexibilität im Arbeitsprozess.

„Bei uns ist es an sich so, dass jeder alles kann. Und das hat den Sinn, damit man sich auch abwechseln kann mit der Arbeit und man ist daher flexibler. Also wir können alle alles, sagen wir so. Wobei die ganze Zucht und Besamung und die Sachen, das mache hauptsächlich ich. Aber Füttern und Melken und so, das teilen wir uns auf. Je nachdem wer gerade Zeit hat oder da ist." (Bauer R)

Generell werden den obigen Aussagen zufolge, jene Arbeiten, die ein erhöhtes Ausmaß an Körperkraft erfordern, meist von den Männern erledigt. Mit der Futterberechnung, der Wartung und Bedienung von Maschinen, dem Fahren von Traktoren und ähnlichen Tätigkeiten verhält es sich gleichbedeutend. Größere Tiere obliegen meist der Obhut der Bauern. Direkte Arbeiten am Tier werden vorwiegend von Frauen übernommen, das schließt vor allem die Betreuung der Jungtiere, den Deckbereich und die Betreuung im Krankheitsfall mit ein. Bäuerin E übernimmt die Arbeiten, die wie sie sagt, ein hohes Maß an Geduld erfordern. Sie fasst solche Arbeiten unter dem Begriff „Geduldarbeiten“ zusammen:

„Was meine Arbeit ist, der Deckbereich und alles mit der Zucht und Ferkel und alles. Das ist bei uns meine Arbeit. Weil das ist....irgendwo sagt er [der Ehemann] immer: ‚Geduldarbeit‘. Und was man mit Geduld machen muss, da hat er zuwenig davon. Er ist eher dann...Füttern geht zum Teil automatisch. Also er schaut, dass alles immer gerichtet ist oder beim Ausmisten. Dann einen Teil haben wir noch so, dass wir mitn Traktor ausmisten. Eine Hälfte so, der zweite geht mit der Entmistung. Und solche Sachen wo er zuständig ist. Feinarbeit ist dann meine." (Bäuerin E)

Auch bei Bäuerin K und Biobäuerin G wird die Arbeit so aufgeteilt, dass sich die „feineren“ Arbeiten, die mehr Fingerspitzengefühl erfordern, in Frauenhand befinden.

„Na ja, das ist so. Also wir haben im vorderen Teil, haben wir die Zuchten mit die Abferkelboxen, das sind die Zuchten mit die Ferkel, und hinten sind die

leeren Boxen, also die tragenden Zuchten und auch die leeren, die besamt werden, die belegt werden sollen. Und ganz hinten sind die Ferkel. Das macht mein Mann. Das hat sich aus dem Grund ergeben, weil eben die Ferkelboxen sind schon schwieriger zum Ausmisten. Da ist mehr Mist und das ist natürlich für einen Mann ein bisschen einfacher. Also das Belegen und das, das mache dann wieder ich. Weil eine Frau ist da genauer irgendwie." (Bäuerin K)

„Grundsätzlich ist es so, dass der Mann die Fütterung macht und auch das Futter zusammenstellt, sich kümmert, dass Futter da ist. Ausmisten tut der Mann. Stroh, also Strohpressen tun wir gemeinsam. Außer die Schwerstarbeiten macht er. Sau zulassen [Decken] tu meistens ich. Und bei Geburten in der Nacht steht mein Mann auf, und am Tag mache ich das halt meistens." (Biobäuerin G)

Die Verarbeitung der Produkte und die Vermarktung dieser sind ebenfalls meist Arbeitsbereiche der Bäuerinnen.

„Also die Stallarbeit miteinander. Abstechen tut nur mein Mann. Die schwächeren Tiere gehören mir. Zum Pflegen. Das Käsemachen gehört auch mir und die Vermarktung. Die landwirtschaftliche Arbeit das macht der Mann soweit." (Biobäuerin X)

Die obigen Aussagen entsprechen dem traditionellen Geschlechtsrollenbild, demzufolge Fürsorglichkeit und Geduld eher als weibliche Attribute gesehen werden und als Teil der „weiblichen Natur“ verstanden werden (Goldberg 2003:119).

Einige der befragten Bauern und Bäuerinnen können sich sogar vorstellen, dass Frauen sich aufgrund ihres Mutterinstinktes und ihrer „Natur“ entsprechend, in ihrem Verhalten von Männern unterscheiden.

„Aber ich glaube, dass man doch einen...oder vielleicht auch ist eine Frau durch die Natur mehr, eben auch Kinder betreut und alles, dass man da anders ist wie ein Mann. Ich glaube, dass da sehr wohl ein Unterschied ist." (Bäuerin E)

„Ich meine, die Frau ist eher aufgrund ihres Mutterinstinktes stärker auf diesem Feld unterwegs. Das bedeutet, ich merke das daran, dass ich vielleicht viel rationaler denke, sage: ‚Das Kind oder das Kalb hat nichts. Lasst es in Ruhe. Das spielt sich jetzt einfach nur.‘ Die Frau schon sagt: ‚Dem muss man helfen.“ (Biobauer V)

„Sicher hat eine Frau aufgrund ihrer Stellung einen anderen Blick einfach. Hat einen Rundblick und kann gut mit Tieren. Hat ein anderes Empfinden." (Biobauer G)

Die Frage, ob davon ausgegangen wird, dass Frauen per se anders mit Tieren umgehen als Männer, wurde von der Mehrheit der befragten Bauern und Bäuerinnen jedoch verneint. Das sei geschlechtsunabhängig und komme vielmehr auf den Menschen selbst an, seine Einstellung und seinen Charakter.

„Ich glaube, das kann man nicht verallgemeinern. Es wird überall solche und solche geben. Ja, es ist immer unterschiedlich. Weil auf jedem Hof gibt es jemanden, der halt für das zuständig ist irgendwie. Und bei mir war es zum Beispiel meine Oma. Da war es halt die Frau zufällig. Da [gemeint ist ihr Betrieb] sind es vielleicht eher die Männer, die mehr Kontakt zu den Viechern haben. So ist das überall anders." (Biobäuerin S)

„Hm, ich glaube das hat mit dem Geschlecht nichts zu tun." (Bauer W)

„Kann ich mir auch vorstellen. Wobei man aber auch wieder dazusagen muss, dass es wieder eher auf den Menschen drauf ankommt, nicht? Und wie der so denkt.“ (Jungbauer A)

„Ansonsten, so von der Pflege her, hat mein Mann sicher genauso viel, wenn nicht noch mehr Gefühl wie ich, nicht?“ (Bäuerin D)

„Ich glaube, bei uns glaube ich nicht, dass die Frau eben mehr Beziehung aufbaut. Glaube ich nicht. Meine Mutter, die hat da wirklich mit die Kühe eigentlich eine innige Beziehung gehabt. Was der Vater nicht so war. Also ich glaube, es ist verschieden. Das kann man nicht so in einem sagen: ‚Ja die Frauen haben, bauen mehr Beziehung...‘ Das glaube ich nicht. Also, wie halt der Charakter von dem Menschen ist, glaube ich, ist das...“ (Bauer M)

„Schwer zu sagen. Ich glaube, das ist unterschiedlich. Das kann ich mir nicht vorstellen, dass man das irgendwie verallgemeinern kann.“ (Bäuerin O)

Neben den Familienmitgliedern als bedeutendste Arbeitskräfte am bäuerlichen Betrieb, können auch die BerufskollegInnen in Form von Nachbarschaftshilfe, Zusammenarbeit und Aushilfe eine wichtige Rolle spielen. Unter „Nachbarschaftshilfe“ versteht Kölsch (1990:105) „die Hilfe räumlich benachbarter Dorfbewohner [sic!]“ und unter „Zusammenarbeit“ „jede selbstorganisierte gemeinsame Aktivität von Landwirten [sic!] im Bereich der Produktion, also sowohl eine gemeinsame physische Arbeit als auch eine gemeinsame Nutzung von Maschinen, die nicht von einem Maschinenring oder einer Erzeugergemeinschaft organisiert ist.“ Die traditionelle Nachbarschaftshilfe stellt bis heute die ursprünglichste und alltäglichste Form der Zusammenarbeit dar (Dirscherl 1989:26). Die Formen informeller Zusammenarbeit können mannigfaltig sein: vom einfachen Erfahrungsaustausch zweier LandwirtInnen über Bewirtschaftungsfragen, über die spontane Aushilfe bei besonderen Vorkommnissen (z.B. Krankheitsfall, schwierige Geburt eines Tieres), die Zusammenarbeit bei saisonbedingten Arbeitsspitzen, bis hin zum Austausch von Maschinen und Geräten.

Durch Kommunikation mit den BerufskollegInnen wird ein „Wir-Gefühl“ ermöglicht, die Lebensform Landwirtschaft kann sich reproduzieren und Solidarität unter den LandwirtInnen kann entstehen. Bauer M empfindet die Solidarität unter den tierhaltenden Betrieben im Ort als positiven Antrieb:

„Und es ist vielleicht auch in der Ortschaft, dadurch, dass wir drei sind ...Man tut sich halt gegenseitig irgendwie helfen, mit Erfahrungsaustausch oder sich bei der Stange halten, glaube ich. Wenn da zum Beispiel, wenn jeder sagen würde: ‚Hören wir auf. Es bringt eh nichts.‘ Dann würde man vielleicht auch angesteckt werden, aber wenn noch ein paar sind, die was einen Ehrgeiz haben und sagen: ‚Herst, das könnten wir machen oder das wäre besser.‘ Und man baut sich dann gegenseitig ein bisschen auf auch.“ (Bauer M)

Kölsch (1990:92) vertritt die Meinung, dass die Kommunikation unter den Bauern und Bäuerinnen jedoch zunehmend schlechter wird. Folgende Faktoren sieht er dafür verantwortlich:

- der Zeitmangel und die Änderung der sozialen Bedeutung des „Zeit-Habens“
- die quantitative Abnahme der Betriebe
- die verstärkte Konkurrenz zwischen den LandwirtInnen und die zunehmenden sozialen Konflikte
- wachsende Dichotomisierungen innerhalb der Landwirtschaft

Der Zwang zur Vergrößerung der Betriebe und damit zu einem zweckrationaleren, ökonomisch bestimmten Handeln beeinträchtigt seiner Meinung nach nachhaltig die bäuerliche Gemeinschaft.

Nach der Deutung von Kölsch (1990:110) wird es immer schwieriger, Nachbarschaftshilfe zu leisten und Zusammenarbeit durchzuführen, da:

- die Spezialisierung und Differenzierung der Betriebe die Möglichkeiten der Nachbarschaftshilfe einschränken,
- einige LandwirtInnen soziale Verpflichtungen als Belastung wahrnehmen,
- professionelle Dienstleistungsunternehmen erfolgreich versuchen, die Funktionen der gegenseitigen Hilfe und des Austausch von Maschinen und Arbeit zu übernehmen,
- Nachbarschaftshilfe und Zusammenarbeit vielerorts nicht mehr institutionalisiert sind.

Auch wenn manche BetriebsleiterInnen sich eine kollegiale Zusammenarbeit wünschen würden, kann die Absicht zur gegenseitigen Hilfe, durch Spezialisierung oder anderen einschränkenden Faktoren, manchmal nicht verwirklicht werden. Aufgrund unterschiedlicher Betriebsstruktur und Mechanisierung kann die Hilfe oft nicht in gleichem Maße erwidert werden. Eine Kooperation gestaltet sich daher vor allem auf gleichartigen Betrieben einfacher.

Andere Bauern und Bäuerinnen schreckt die Vorstellung ab, sich quasi abhängig von anderen zu machen. Der subjektiv empfundene Zwang, die Hilfe erwidern zu müssen und dadurch möglicherweise in der eigenen Arbeit eingeschränkt zu werden, veranlasst diese LandwirtInnen, gegenseitiger Hilfe kritisch gegenüber zu stehen.

Wer frei von einem Gefühl der Verpflichtung dem anderen gegenüber agieren will, dem erscheint es adäquater für eine geleistete Arbeit zu bezahlen. Maschinenringe oder Lohnunternehmen übernehmen in zunehmendem Ausmaß die Funktion, Arbeit und Maschinen zur Verfügung zu stellen. Der Übergang der gegenseitigen Hilfe zur Lohnarbeit oder zur Erledigung der Arbeit durch einen Maschinenring wird von manchen Bauern und Bäuerinnen positiv beurteilt, da durch die Bezahlung der geleisteten Arbeit keine sozialen Bindungen und Verpflichtungen produziert werden. Gleichzeitig kann dieser Übergang laut Kölsch auch als Symbol einer nicht mehr funktionsfähigen nachbarlichen Zusammenarbeit gesehen werden.

In früheren Zeiten war die Reziprozität der Nachbarschaftshilfe und der gegenseitigen Hilfe institutionalisiert. Anhand der Erzählung von Bauer U wird dies verdeutlicht:

*„Früher durch die Anbindehaltung war es so, dass der Großteil der Geburten, nur mit menschlicher Hilfe möglich war, weil ja die Tiere so ungesund gehalten worden sind, dass sie alleine gar nicht abkalben haben können. Da war eigentlich eine jede Geburt ein Menschenauflauf, wo du auch 4-5 Leute immer gebraucht hast. Zum Anziehen, einer der sich auskennt, weil irgendeine Verdrehung war meistens da, dass nichts gegangen ist. Der Vater war da nicht sehr, also der war ein bisschen patschert⁵¹ in der Richtung und da hat er immer, was weiß ich wie viele Leute gebraucht. Dann hat er natürlich auch immer die Panik gehabt, weil da ist es ja um etwas gegangen. Wenn da eine Kuh draufgegangen ist. Das war damals ein Vermögen.“
(Bauer U)*

Nachbarschaftshilfe war damals auch meist ein geselliges Ereignis. Bauer J beschreibt, dass gegenseitige Hilfe auch in der Gegenwart eine Bedeutung haben kann. Wenn er Hilfe am Betrieb benötigt, kann er sich auf seinen Freundes- und Bekanntenkreis verlassen. Im speziellen beschreibt er die Zusammenarbeit mit einem anderen Landwirt, die nicht auf finanzieller Entschädigung, sondern auf Reziprozität basiert:

⁵¹ „Patschert“ bedeutet unbeholfen, tollpatschig (Anmerkung der Verfasserin).

„Aber ich habe einen sehr guten Freundeskreis und Bekanntenkreis. Und zu denen sage ich dann...Von uns ein Bekannter, der hat eine kleine Landwirtschaft, dem mache ich sehr viel mit schon. Weil für den eine Mechanisierung fast schon uninteressant ist oder wirtschaftlich nicht mehr sinnvoll. Hilfst mir ein bisschen, das rennt mit, und das geht so, da wird keine Stunde geschrieben, nix verrechnet.“ (Bauer J)

Dort wo es nicht mehr üblich ist, sich gegenseitig unentgeltlich zu helfen, muss die Zusammenarbeit und gegenseitige Hilfe erst wieder erlernt werden. Eine vermehrte Zusammenarbeit vor allem der kleineren Betriebe oder zumindest eine gemeinsame Anschaffung und Nutzung von Maschinen wäre betriebswirtschaftlich jedenfalls sinnvoll und erforderlich (Kölsch 1990:109).

4.15 Zwischen Ratio und Empathie – wie gehen die Bauern/die Bäuerinnen mit der Schlachtung und dem Abtransport ihrer Tiere als prekärem Moment in der Mensch-Nutztier-Beziehung um?

„Kann man tatsächlich ein Wesen, an dessen Leiden, und das heißt ja auch, an dessen Leben man Anteil nimmt, ohne moralische Skrupel töten?“ fragt sich Wolf (1990:15). Sie spricht in diesem Zusammenhang von einer „doppelten Alltagsmoral“.

Auch Glaeser (1986:40) geht von einem gespaltenen Bewusstsein der Bauern und Bäuerinnen aus und meint, dass dies der Schizophrenie ihrer wirtschaftlichen Lage entspricht. Denn „der Bauer muß [sic!] das Tier mit unsäglichen Mühen hochpäppeln, um es dann schlachten zu lassen.“

Sich mit Nutztieren zu beschäftigen, bedeutet für die Bauern und Bäuerinnen einen engen Bezug zu Leben und Tod zu haben. Der Tiertod existiert im Arbeitsalltag von LandwirtInnen in verschiedensten Facetten. Die Schlachtung von Nutztieren für Nahrungszwecke ist für Bauern und Bäuerinnen eine vertraute Selbstverständlichkeit, da es dem „Lauf der Dinge“ auf einem Hof entspricht. Nutztiere im landwirtschaftlichen Kontext zu halten, bedeutet, dass diese Tiere eines Tages den Hof verlassen müssen, um ein Einkommen zu erhalten. Das ist eine notwendige Voraussetzung, mit der ein Großteil der Bauern und Bäuerinnen bereits im Rahmen ihrer Sozialisation am elterlichen Betrieb umzugehen gelernt hat:

„Im Grunde genommen waren wir als Kinder dabei bei dem Sautanz, bei den ganzen Schlachtgeschichten, wenn irgendwo etwas abgestochen worden ist. Ich meine, man kriegt das mit, ja. (...) Ich meine man muss auch den Kindern beibringen, es gibt kein grenzenloses Leben am Bauernhof. Ich meine es muss auch dort oder da, muss man sich auch von Viechern trennen können. Weil sonst wird das Ganze ein heilloses durcheinander und eine grenzenlose Überforderung für alle. Das ist ein System. Das ist einfach so zu nehmen wie es ist.“ (Biobauer Y)

Bauernkinder wachsen mit dem Wissen auf, dass die gehaltenen Nutztiere eines Tages geschlachtet werden oder den Hof verlassen.

„Und wie die Mädchen klein waren, die eine ist ja überhaupt sehr tierliebend, wenn wir halt immer eine Sau zum Abstechen separat gesperrt haben, hat die immer Susi geheißen. Wenn wir die abgestochen haben war sie schon immer ganz traurig. Ich meine heute ist das nicht mehr, die sind das gewöhnt.“ (Bäuerin K)

Das Töten der Tiere durch die Schlachtung stellt für die LandwirtInnen eine Selbstverständlichkeit dar, die ihnen zum Zweck der Nahrungsmittelproduktion auch angemessen erscheint.

„Bei uns wird da zum Beispiel, wird da keiner weggehalten, weil ‚das Abstechen ist grauslich.‘ Also, das ist einfach das Leben. Die Tiere werden einfach fürs Abstechen oder fürs Schlachten gezüchtet irgendwo. Also für das, dass wir von dem Tier leben. Wir machen es halt so, dass wir sie abstechen und verkaufen. Andere stechen sie ab und essen sie. Es ist einfach zum Essen.“ (Biobauer X)

Dass Tiere einmal den Hof verlassen müssen und sich der Mensch von ihnen trennen muss, wird von den befragten Bauern und Bäuerinnen als Bestandteil des Wirtschaftsgefüges verstanden und in dieser Hinsicht als Normalität empfunden:

„Das ist eigentlich, wenn sie eingestallt werden, das wissen wir schon im Vorhinein, dass der Lauf der Dinge so ist. Nein, ich sehe das zumindest emotionslos.“ (Jungbauer A)

„Nein, das gehört dazu. Das ist, das ist glaube ich...sonst könnte man es nicht machen.“ (Bauer M)

„Das ist ganz einfach so. Das war schon immer so, ganz einfach, und das ist ganz einfach so. Das weiß man.“ (Bauer P)

„Ich meine...das sind Nutztiere. Ich meine, klar baust du eine Beziehung auf, aber es sind Nutztiere und für das hat man sie eigentlich, nicht?“ (Bäuerin P)

Rationales Denken und Wirtschaftlichkeit dominieren:

„Wenn ich weiß, ganz einfach, die [Kuh] passt nimma oder hat irgendein Problem, dann gib ich sie her nachher. Das ist ganz einfach so.“ (Bauer P)

„Ich meine, es geht in der Nutztierhaltung nicht anders. (...) Das Problem ist halt auch irgendwann, man könnte sie [die Hühner] ja länger auch halten als wie ein Jahr.⁵² Das würden sie ja überleben. Aber nur, es ist dann ein Problem, dass es sich dann nicht mehr rechnet.“ (Biobauer Q)

„Es ist sicher heute der Lebensstandard so hoch, wenn ich das mit einem Betrieb erhalten will, kann ich das nicht mehr nur auf Liebe zu irgendetwas aufgebaut haben, sondern da muss ich schon auf den Ertrag auch schauen. Die Zeiten sind sicher vorbei, ja?“ (Bäuerin E)

Die Schlachtung beziehungsweise der Abtransport der Tiere hat den positiven Aspekt, dass diese letzte Phase des „Produktionsprozesses“ für Einkommen steht. Der Bauer/die Bäuerin wird zu diesem Zeitpunkt finanziell für seine/ihre Arbeit entlohnt. Daher wird dieser Schritt nicht negativ bewertet. Die Trennung durch Verkauf oder Schlachtung wird entsprechend aus ökonomisch-rationaler Sicht gehandhabt.

„Nein, das gehört dazu. Es bringt ein Geld, nicht?“ (Bauer D)

„Nein, das kann ich sicher mit Nein beantworten. Das eher nicht, weil dann wieder der Effekt, aha, jetzt machen wir wieder die Kohle. Bei uns ist das alle 5-6 Wochen.“ (Bauer J)

Manchmal wird es sogar als Erleichterung empfunden, wenn „Problemtiere“ endlich den Betrieb verlassen.

⁵²Generell werden Legehennen, egal ob konventionell oder biologisch gehalten, nur für eine Legeperiode gehalten. Eine widernatürliche Hochleistung dieser Hybridhühner von zirka 300 Eiern pro Jahr hat zur Folge, dass die Tiere diese Leistung meist nur ein Jahr lang durchhalten und dann durch neue Hennen ersetzt werden müssen. Der Bestand wird somit jährlich erneuert, obgleich die Lebenserwartung eines Huhns bei 10 Jahren liegen kann (Anmerkung der Verfasserin). Zur Thematik „Lebens- oder Höchstleistung“ vergleiche Postler 1995.

„Also letztes Mal war ich froh, dass sie weg waren und ich bin jetzt auch schon froh, wenn die weg sind.“ (Biobauer I)

Bei Tieren, die weiterverkauft werden, hat Bäuerin K einerseits ein gutes Gefühl dahingehend, dass diese Tiere nicht geschlachtet werden, sondern auf einem anderen Betrieb weiterleben können. Andererseits beschreibt sie die damit verbundene Ungewissheit, die darin besteht, nicht zu wissen, in welchen Betrieb die Tiere kommen und welche Haltungsbedingungen dort vorherrschen.

„Leid tun sie mir halt schon, nicht? Für die was wir halt weitergeben. Weil mir haben sie einmal leid getan, die haben wir selber hingeführt und die haben so einen Dunkelstall gehabt. Ich habe mir gedacht: ‚Nein, die Viecher sind arm‘. Ich meine, ich weiß nicht, wem es einfällt einen Dunkelstall... Ich meine, ist ja ein Blödsinn. Nein, die haben mir wirklich Leid getan. (...) Dann wiederum haben wir einmal welche wo hingeführt, der Stall war nicht einmal ausgemistet. Das sind dann nur so Kleine, die halt nur für sich ein paar Sau füttern. Und die haben wir dann ausgeladen und ich meine, das war total abgeschmiert da drinnen. Und ich habe mir gedacht: ‚Na servas, die müssen ja krank werden.‘ Ich meine bei uns ist eine gewisse Hygiene da. Na wirklich.“ (Bäuerin K)

Biobauer H und Biobauer S erkennen im Kommen und Gehen der am Hof lebenden Tiere den Kreislauf des Lebens. Dem Tod der Tiere, wird durch deren Verarbeitung zu Lebensmitteln, Sinn gegeben.

„Da hast du auch irgendwo oft Gewissenskonflikte. Dann denke ich mir, das ist wiederum ein Kreislauf. Das ist wiederum ein Kreislauf, der Mensch lebt ja, will sein Fleisch kaufen. Es sind halt doch so viele Leute da und die wollen halt ein Fleisch haben.“ (Biobauer H)

„Ich sehe es eigentlich nicht als Widerspruch. Weil, wie ich es eben vorher schon gesagt habe, dass Tiere eben, sage ich einmal, dafür da sind auch, dass man auch von ihnen lebt. Und bei uns ist es so, dass wir nicht nur geldmäßig davon leben, sondern wir essen ja das Fleisch wirklich selber. Und ja, von dem her, habe ich da eigentlich kein Problem.“ (Biobauer S)

Seine Frau, Biobäuerin S, spricht analog dazu von einem „Geben“ und einem „Nehmen“:

„Vielleicht auch im Bezug auf Nehmen und Geben, nicht? Jeder gibt etwas und jeder nimmt etwas, so irgendwie. Hört sich vielleicht auch ein bisschen arg an für manche Tierschützer. Ich denke mir, wenn alles in einem gewissen Rahmen ist.“ (Biobäuerin S)

Allen besuchten Bauern und Bäuerinnen ist klar, dass Nutztiere vorderrangig eine Funktion zu erfüllen haben. Sie sollen Lebensmittel in Form von Fleisch, Milch oder Eiern produzieren. Das ist ihre Aufgabe und um diese zu erfüllen, werden sie gehalten. Das Nutztier wird daher immer instrumentalisiert, wenn auch von Betrieb zu Betrieb in kleinerem oder größerem Ausmaß. Dennoch sind parallel zur Ratio, Gefühle der Empathie allgegenwärtig, obgleich erstere meist die Oberhand behält. Die folgenden Aussagen verdeutlichen das:

„Mir persönlich tut das immer irgendwo weh, wenn ich mir denke, so jetzt habe ich die solange gefüttert, und jetzt werden sie ganz einfach irgendwie grauslich abgestochen. Also, ich war nur einmal in einem Schlachthof drinnen, aber ich möchte da nicht mehr hineingehen.“ (Bäuerin C)

„Man fängt schon sehr oft zum Nachdenken, oder immer wahrscheinlich zum Nachdenken an, vor allem wenn der Lastwagen dann wegfährt. Das tut einem

dann schon sehr leid. Aber das war nie soweit ein Gewissenskonflikt, dass ich sage, ich möchte aufhören zum Stiermästen oder da passt was nicht oder so. Das nicht. Also mir tut es einfach leid, weil man doch eine Beziehung hat. Aber das ist so in Ordnung eigentlich." (Biobauer S)

„Ja freilich. Man tut sich schon schwer. Wenn man jetzt eine Kuh 10 Jahre im Stall gehabt hat, und auf einmal muss man sie dann verkaufen. Ja freilich, weil man ja weiß, das Viech fürchtet sich, die will nicht weg. Also das ist nicht einfach, ist keine Frage." (Bauer U)

„Um manche ist mir schon leid, sozusagen, wenn die weggehen. Aber sonst... Es gehört für mich irgendwie dazu." (Bauer R)

„Diese Woche, ja. Mir hat sie [die Kuh] auch leid getan, aber dann, wie wir sie jetzt wirklich abgestochen haben, habe ich mir gedacht: ‚So, es nützt ja nichts!‘ Man schaut, dass es wirklich kurz und schmerzlos ist und...Ich selber steche sie nicht ab, ich helfe nur mit. Der Onkel macht das recht gut." (Biobauer F)

Zu ambivalenten Gefühlen kommt es besonders bei jenen Tieren, zu denen der Bauer/die Bäuerin eine intensivere Beziehung aufgebaut hat. Zum Beispiel, weil diese Tiere über einen längeren Zeitraum gepflegt wurden,

„Das sind schon Momente und klar tut einem das Viech dann leid, aber was soll's? Man kann nicht ewig so ein Viech, bis es halt eines natürlichen Todes stirbt, dann im Stall behalten. Das geht nicht, ja? Ich meine, das kann ich mir eher bei einem Pferd oder so was vorstellen, aber bei einer Sau...dass man die solange bis sie halt wirklich umfällt hat, nein..." (Bäuerin E)

oder weil sie besonders gute Charaktereigenschaften besitzen:

„Die Einzige, die Nonne. Die hat uns eigentlich allen leid getan, gell? Wie wir die hergegeben haben. Die war alt und hat nicht mehr gescheit gehen können. Die haben wir ur lang gehabt und ist immer eine gute, brave Kuh gewesen. Um die war uns eigentlich leid muss ich sagen. Ansonsten...das ist halt a so." (Bäuerin P)

Um mit dem „Verlust“ umzugehen, kommen verschiedene Verhaltensmuster zum Tragen. Bäuerin D empfindet es als Trost, dass ihre Tiere ein schönes Leben gehabt haben:

„Ich meine, das einzige wo ich mir dann denke, na sie haben es ja gut gehabt, nicht? Ich meine, schöner hätten sie es ja gar nicht haben können, wie bei uns." (Bäuerin D)

Bäuerin K und Biobäuerin G verabschieden sich von ihren Tieren und bedanken sich für die erbrachte Leistung, wenn diese den Hof verlassen. „Humane“ Riten, hier in Form von „Abschiednehmen“, kommen somit auch im Umgang mit Nutztieren zum Tragen, nicht nur im Umgang mit Haustieren.

„Das hat mir immer wehgetan, wenn wir da jetzt Stier verkauft haben, die hast du jetzt solange gefüttert und dann hast du gewusst sie sterben jetzt. Das hat mir immer leid getan und auch wenn wir jetzt so Zuchten so ausrangieren, so Zuchten hergeben, ja? Dann denke ich mir auch...Dann sage ich: ‚Na brav warst du.‘ Oder so...Das tut mir, da denke ich mir, ja die wird jetzt da geschlachtet und so, das tut mir eigentlich schon leid." (Bäuerin K)

„Wir verabschieden uns auch von den Tieren, wenn sie zum Fleischhacker gehen." (Biobäuerin G)

Bauer D erzählt in diesem Zusammenhang von einem früheren Brauch, bei dem den Pferden und Rindern als Abschiedsgeste immer ein Stück Brot gegeben wurde:

„Oder früher war, wenn ein Viech den Hof verlassen hat, also Verkauf oder schlachten oder irgendwas, hat es vorher ein Stückerl Brot bekommen. Ja, ist immer gegangen mit einem Stückerl Brot.“ (Bauer D)

Der Abschied selbst wird von Biobauer S als intensiver Moment wahrgenommen:

„Besonders ist es sicher beim Verkaufen oder vor dem Schlagen, sage ich jetzt einmal. Wenn man mit einem Stier am Lastwagen hinaufgeht oder so, das ist sicher etwas, wo man merkt, was für eine intensive Beziehung man zum Viech gehabt hat oder hat. Eine schwierige Situation natürlich, aber da merkt man das im Speziellen.“ (Biobauer S)

Er begleitet seine Tiere persönlich die Rampe in den Anhänger hinauf. Warum, begründet er so:

„Weil es viel ruhiger ist. Weil die Stiere mich kennen. Ja, es geht viel besser. Es ist für die Stiere hundert Mal angenehmer und die Viecher haben dadurch viel weniger Stress, als wie wenn da hinten einer steht und schreit, sage ich einmal. Und es funktioniert so einfach viel besser.“ (Biobauer S)

Um nicht zu sehr von Gewissenskonflikten geplagt zu werden, erscheint es Biobauer Y wichtig, ein Mittelmaß zwischen Wirtschaftlichkeit und Gefühlswelt in seinem Beruf zu finden. Man könnte auch sagen, dass er sich um ein korrektes Nähe-Distanz-Verhältnis zu seinen Ziegen bemüht:

„Ich denke, meiner Meinung nach, hab ich ein korrektes Verhältnis zwischen Tier und Mensch und versuche das ausgewogen auch rüber zu bringen. Ja? So dass ich das nicht zu überschwänglich, die Arbeit mit den Tieren, mache, weder zu lieblos oder zu...also es muss ein goldenes Mittelmaß sein, ja? Das muss ein goldenes Mittelmaß von allem sein. Das heißt, du musst sowohl, es ist ja eine Pflichtverantwortung, es nützt nichts, wenn du nur lieb und ‚Bussi bussi‘ machst, und im Grunde verhungern die Viecher. Ich meine es ist ein Job mit Tieren und der Job ist auszufüllen. (...) Aber es ist so, es ist sicher wichtig, dass man einen goldenen Mittelweg findet und natürlich auch dorthin geht, dass man sagt, ich muss auch den nötigen Eingriff in der Herde nehmen, dass ich sage, ok, da gehören jetzt einmal 20 oder 30 Prozent zum Schlachter. Also das Hirn darf nicht aussetzen, dahingehend, dass ich sage, ich lasse mich nur von meinen Gefühlen leiten.“ (Biobauer Y)

Generell muss zwischen jenen Betrieben unterschieden werden, die selbst schlachten und jenen Betrieben, die ihre Tiere an einen Schlachthof verkaufen. Üblicherweise werden die Tiere von einem Tierhändler abgeholt und in einen Schlachthof gebracht. In diesen Fällen wird der Tod sozusagen „ausgeklammert“ und „ausgelagert“. Er findet an einem anderen Ort statt und wird von „SpezialistInnen“ herbeigeführt⁵³. Der Bauer und die Bäuerin kommen so mit der Schlachtung nicht direkt in Berührung, sie sehen, spüren und riechen den Tod nicht. Somit wird der Tod ihrer Tiere für diese Bauern und Bäuerinnen quasi unsichtbar.

An der Aussage von Bäuerin C ist erkennbar, dass sie froh um diese Tatsache ist:

⁵³Serpell merkt in diesem Zusammenhang an, dass Menschen, die Tiere töten und schlachten, seit jeher mit gemischten Gefühlen von der Öffentlichkeit wahrgenommen wurden. Im gesamten Verlauf der Geschichte betrachtete man die Menschen, die direkt für das Töten von Tieren verantwortlich waren, mit Ehrfurcht und Abscheu. Fleischhauer sind mit dem Vorurteil behaftet, besonders grausame und rohe Menschen zu sein (Serpell 1990:205).

„Nein, wir tun es eh nicht. Der kommt mit dem Lastwagen. Die kommen eh am Schlachthof.“ (Bäuerin C)

Auch an der Aussage von Biobauer V ist wahrnehmbar, dass er sich von der Schlachtung seiner Tiere abgrenzt, indem er meint, dass es nicht von ihm selbst, sondern von jemandem anderen erledigt wird:

„Es wird nicht von uns gemacht. Es macht jemand anderer.“ (Biobauer V)

Ebenso Bauer A, der das Schlachten nicht mag und froh darüber ist, nicht daran beteiligt zu sein und dabei zusehen zu müssen :

„Bei mir, ich meine nur, wir [Sohn und Vater] sind da eigentlich ziemlich gleich, wir haben, das Schlachten ...uns tun die Viecher leid. Wir wissen, dass es so ist, und wenn sie fortgeführt werden, aber das sehen wir nicht. Und so...Aber, dass man unmittelbar da eine abmurkst quasi, damit haben wir unsere Probleme, nicht? Vielleicht ungewöhnlich, aber es ist so.“ (Bauer A)

Bauer A hat, obgleich er sich der Paradoxie in Hinblick auf seinen Beruf durchaus bewusst ist, große Schwierigkeiten Tiere selbst zu töten. Im Dorf wird er von seinen Kollegen deswegen ein wenig belächelt. Dieses „Belächeln“ kann als Ausdruck der sozialen Norm und dem damit einhergehenden gesellschaftlichem Druck gewertet werden. Da das Schlachten „Männersache“ ist, wird von einem Mann, besonders von einem Bauern, einfach erwartet, das zu können und das zu machen.

„Kleines Beispiel: Wir haben jetzt zum Feuerwehrball ein Schwein gespendet, nicht? Für die Allgemeinheit, ein Sautanz, nicht? Ist da gemacht worden von der Feuerwehr aus und das haben sie halt auch geschlachtet bei einem Bauern, nicht bei uns. Und ich hab´s halt hingeführt und ja, ich kann gar nicht hinschauen, nicht? Die lachen mich aus. Nicht? Die kriegt einen Hammer am Schädel und ‚tschak‘, wird abgestochen. Ich muss das nicht haben, nicht?“ (Bauer A)

Biobauer Q empfindet wiederum das Abfangen seiner Hühner beim Leeren des Stalles als unangenehme Arbeit und lagert sie gerne an andere Beteiligte aus:

„Ja, da muss man sie [die Hühner] selber abfangen. Das ist nicht gerade der schönste Teil von der Arbeit. Da werden alle abgefangen und in den LKW verladen. Und ja, in den Schlachtbetrieb geführt. Es ist nicht so schön. Da geht es halt dann wild zu im Stall. Und da muss man halt alle abfangen und dann fliegen sie natürlich durcheinander. Da braucht man natürlich auch pro Stall 10-15 Leute, dass das auch relativ funktioniert. Und da ist halt ein Wirbel. Und das sind sie halt nicht gewohnt auch das ganze Jahr. Und das ist nicht so schön. Also, da tue ich lieber so die Management- Aufgaben machen, wie LKW einteilen. Und einfangen tun sie meistens die anderen.“ (Biobauer Q)

Bei Bauern und Bäuerinnen, die selbst oder unter Mithilfe, ihre Tiere am Betrieb schlachten, sind die Gegebenheiten, die Umstände und Emotionen andere. Es besteht ein Unterschied zwischen „Abschied nehmen“ und selbst Ausführungsorgan der Schlachtung zu sein oder an ihr teilzunehmen. Generell fällt das Schlachten in den Bereich „Männerarbeit“, wenngleich die Bäuerinnen mitunter mithelfen. Erst wenn das Tier tot ist, kann die Bäuerin wieder „alles“ mit ihm machen (Inhetveen/Blasche 1983:169). Das heißt, die Zerlegung und weitere Verarbeitung des Fleisches obliegt in der Regel ihr.

Bäuerin D beschreibt die Hemmschwelle, die sie empfunden hat, als sie das erste Mal am Hof ein Schwein geschlachtet haben. Mit der Zeit haben sich diese Gefühle weitgehend gelegt. Es kommt zu einer gewissen emotionalen Abstumpfung gegenüber dem, was man tut. Durch die Routine wird die Schlachtung gewissermaßen zur Normalität. Dennoch gibt

es Momente, in denen ihr bewusst wird, dass das Schlachten eigentlich keine schöne Arbeit ist. Darüber zuviel nachzudenken, wird von Bauerin D jedoch vermieden. Ihr Verhalten kann als eine Art Selbstschutz interpretiert werden.

„Ja. Das erste Mal, gell? Haben uns die Knie gezittert, wie wir die erste Sau abgeschlagen haben. Da haben wir so gezittert. Aber das hat sich jetzt schon lange gelegt. Aber es ist auch nicht so...Ich meine, wir töten das Viech ja nicht aus Lust am Töten, sondern es ist einfach ganz natürlich. Und wir ergötzen sich auch nicht daran, nicht? Ich meine, traurig ist es schon, wenn wir Ferkel abstechen, nicht? (...) Und bei uns ist das irgendwie abgestumpft. Ja, ich denke mir auch manchmal, zum Beispiel beim letzten Mal Abstechen habe ich es mir auch gedacht, eigentlich fruchtbar, nicht? Ja, aber...über das darfst dann gar nicht nachdenken, nicht?“ (Bäuerin D)

Biobauer T mag das Schlachten, obwohl er schon seit seiner Jugend damit vertraut ist, bis heute nicht so Recht:

„Das einzige was ich nicht gerne mache, ist irgendwo immer noch die Schlachtereier, die Abstecherei.“ (Biobauer T)

Allerdings beschreibt auch er einen gewissen Gewöhnungseffekt:

„Also, du wirst härter. Am Anfang hast du schon gewisse Konflikte, wenn du die Viecher nachher umbringst. Aber das wird irgendwo zum Alltag oder so. Ich weiß noch genau, wie ich meinen ersten Hasen abgestochen habe, das waren gleich 6 an der Zahl und da war ich 15 Jahre alt. Das wird einfach eine ganz normale Sache. Nur, unsere Gesellschaft ist halt heutzutage nicht mehr für das eingerichtet, nicht?“ (Biobauer T)

Auch am Betrieb von Biobäuerin F und Bauer U werden Hausschlachtungen durchgeführt. Bei beiden kommt die Wertschätzung dafür zum Ausdruck, dass es für die Tiere weniger Stress bedeutet, in vertrauter Umgebung geschlachtet zu werden. Nicht nur dem Tier kommt das zu Gute, sondern schließlich auch dem Menschen in Form von Fleisch mit besserer Qualität:

„Da tut dir das Viech natürlich schon leid, aber andererseits sage ich wieder, mir ist das viel Wert, dass ich, zum Beispiel wenn wir dann wirklich einen Schlachtraum haben, dass ich mein Tier selber umbringe. Ich meine es ist hart, es klingt hart, aber andererseits, wenn es durch ganz Österreich transportiert wird und kriegt nichts zum Saufen und nichts zum Fressen und was weiß ich für Strapazen ausgesetzt ist. Dass das Fleisch nicht so genießbar ist, ist auch irgendwie logisch, aber auf das schaut keiner oder legt keiner einen Wert. Das ist billig und die zum Diskonter einkaufen gehen, denen ist das wurscht, denen Leuten. Ja, ich meine, die Österreicher werden jetzt eh schon ein bisschen positiver oder bemühen sich da, österreichische Produkte zu kaufen beziehungsweise das wird ja propagiert. Und das finde ich auch wichtig.“ (Biobäuerin F)

„Das ist das Schwierigste, ein Tier zu schlachten. Also ich tue es nicht gerne. Aber ich denke mir immer, weil wir haben die Möglichkeit, dass wir selbst am Betrieb Tiere schlachten. Ich meine, die Kühe können wir zwar nicht, aber die Jungkalbinnen, die für die Zucht nicht geeignet sind, oder aus irgendeinem Grund verbleiben. Die schlachten wir selber am Betrieb und das ist einfach die bessere Lösung für das Tier, muss man sagen. Weil ja die das nicht mitbekommen, nicht? Weil so werden sie verladen und haben einen Stress, fürchten sich und natürlich eine Verladung ist ein Stress. Die haben einfach eine Angst, ja? Dann kommen sie am Schlachthof und dann merken sie schon was los ist, nicht? Alleinig der Geruch und das Blut. Die Viecher kriegen das

schon mit. Und drum ist es mir lieber, ich kann sie am Betrieb schlachten, ich meine es macht eh ein Fleischhauer, aber ich bin dabei, und ich sehe was los ist. Als sie werden da, was weiß ich, wohin gebracht. (...) Und man merkt ja das in der Fleischqualität, wenn ein Viech am Betrieb geschlachtet wird, dann ist es eine ganz andere Qualität, als wie wenn es irgendwohin gebracht wird. Weil den Stress isst man ja mit. Die Angst isst man ja mit, mit dem Fleisch."
(Bauer U)

Für Biobauer Y ist das Schlachten eine Erfahrung außerhalb der Norm, die von Seiten des Menschen große Überwindungskraft abverlangt. Er ist bemüht, diese Arbeit im Sinne des Tieres möglichst korrekt durchzuführen, um es nicht unnötig zu stressen oder leiden zu lassen:

„Auch das Schlachten ist, an und für sich, für mich eine rituelle Geschichte. Und im Grunde genommen, wenn ich ein Tier schlachte. Wenn ich das Tier nehme und schlachte, ich meine, heute mache ich es mit dem Schlachtschussapparat, weil es eben eine Vorschrift ist. Aber ich habe meine Tiere so geschlachtet, dass sie nicht einen Ton von sich geben, ja? Das ist so plötzlich und so momentan. Und ich erinnere mich an meine Kindheit, wie unprofessionell da oft diese Tierhändler oder Tieraufkäufer die Viecher am Hof abgestochen haben. Die haben herzerreißend geschrien. Wir Kinder haben alle Rotz und Wasser geweint, weil wir das nicht anhören haben können, ja? Und so was darf bei mir nicht sein am Hof. Da darf nicht ein Viech schreien ums Leben. Ich meine, es muss so klassisch, so präzise und perfekt gemacht sein, dass das eben passt. Es ist persönlich eine große Überwindung. Man braucht eine sehr große innere Kraft auch für so Schlachtstage, weil man einfach, man muss sich auf eine andere Ebene befördern, ja?“ (Biobauer Y)

Wie auf den vorherigen Seiten thematisiert wurde, wirkt bei der Schlachtung oder dem Abtransport der Tiere gleichzeitig Positives als auch Negatives auf die Bauern und Bäuerinnen ein. In der folgenden Abbildung sollen diese beiden gegensätzlichen Pole grafisch dargestellt werden. Positiv ist, dass durch den Verkauf der Tiere beziehungsweise deren Fleisch, eine monetäre Belohnung erfahren wird. Rational betrachtet, ist das Aufgabe und Sinn der Nutztierhaltung.

Als negatives Element kann, aber muss nicht, die Trennung von seinen Tieren angesehen werden. Die Emotionen, die damit verbunden sind, fallen in den Bereich der Empathie.

Je nachdem ob die Empathie sehr ausgeprägt ist oder nicht, gestaltet sich diese Phase der Mensch-Nutztier-Beziehung mehr oder weniger ambivalent.

Nicht alle LandwirtInnen empfinden diese Ambivalenz (vgl. die Aussage von Biobauer I, S. 148), nämlich dann nicht, wenn die Trennung ausschließlich positiv oder neutral erlebt wird.

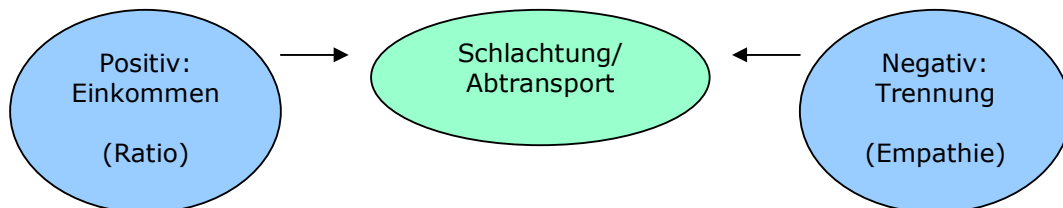


Abbildung 3: Gegensätzliche Pole die auf die Bauern und Bäuerinnen einwirken (Quelle: Eigene Erhebung)

Neben der Schlachtung gibt es auch in anderen Bereichen der Tierhaltung Hemmschwellen, mit denen sich die Bäuerinnen und Bauern konfrontiert sehen. Diese gestalten sich individuell.

Bäuerin D erzählt von ihrem Mann, der obwohl sie regelmäßig Hausschlachtungen durchführen, es nicht fertig bringt ein schwaches Jungtier zu „erlösen“:

„Und das, was mein Mann auch nicht kann, zum Beispiel, wenn er schon sieht, dass ein Ferkel im Hinwerden ist, nicht? Gleich nach der Geburt oder was. Das bringt er nicht zusammen, dass er es tötet. Das stirbt dann alleine. Morgen oder übermorgen. Das hat er noch nie zusammengebracht.“ (Bäuerin D)

Ähnlich ergeht es Bäuerin E und Bäuerin K:

„Also ich kann einem Viech nicht wehtun, muss ich sagen. Also ich kann nicht, zum Beispiel, zuschauen, wenn, muss nicht sein, wenn ein Ferkel geimpft wird oder dass ich hinschauen kann beim Ferkel kastrieren. Also das ist nicht meines. Das kann ich noch immer nicht, nach soviel Jahren nicht. Nein, das ist, ich könnte nie selbst glaube ich, irgendwo eine Spritze in die Hand nehmen und das Ferkel spritzen oder was, weil das würde mir weh tun wie dem Ferkel. Na, das kann ich nicht, ja? Also irgendwo täte mir das Viech da leid. Ich kann auch nicht, wie die Schwiegermutter früher, wenn jetzt ein ganz ein kleines Ferkel geboren worden ist, wo man sicher gewusst hat, das hat keine Überlebenschance, stirbt das bei mir einen natürlichen Tod. Ich kann das nicht, dass ich das Ferkel erlöse. Es muss natürlich sterben. Leider. Es leidet dann, möglich einen ganzen Tag oder zwei Tage, aber da muss es halt leiden. Ich kann das nicht machen. Nicht? Ich kann das nicht. Kann ich nicht.“ (Bäuerin E)

„Da haben wir sie abgestochen, ich meine wir haben ja immer Sau abgestochen daheim. Das war für mich eigentlich, ja. Als kleines Kind habe ich auch nie zuschauen können, wenn die Sau erschlagen wird. Und das kann ich heute noch nicht. Also wenn eine Sau, wir machen das noch mit dem Hammer oder mit einem Schussapparat direkt im Hof. Also da kann ich heute noch nicht hinschauen. Oder auch wenn mein Mann so Kümmerer erschlägt, dann kann ich auch nicht zuschauen. Da sage ich: ‚Geh, geh raus!‘ Das mag ich nicht. Da mag ich nicht zuschauen. Und ich selber kann auch keines erschlagen.“ (Bäuerin K)

Biobauer I und Biobauer N sehen das anders und kennen diese Hemmungen nicht. Wenn ein Tier am Verenden ist, „erlösen“ sie es lieber, bevor es unnötig zu leiden hat:

„Also wenn ein Tier so leiden muss, dass es sagen wir am Verenden ist oder dass du siehst...Ich meine töten das hört sich so an, wie bei einem Mörder. Nein, dann würde ich es erlösen...Schon ja. Nein, ich meine es ist ja auch nicht schön, wenn das da herumsitzt und du kannst ihm nicht helfen. Muss ja irgendwo leiden, nicht? Und da sage ich, denke ich mir schon...Also da ist es gescheiter, wenn ich es erlöse.“ (Biobauer I)

„Ja, wenn ein Viech leidet oder wenn ein Viech krank ist. Das schon. Dass ich sage, das erlöse ich. Wo es keine Chance mehr gibt. Also in dem Sinn, dass der Tierarzt nicht mehr helfen kann.“ (Biobauer N)

4.16 Welchen Wert hat ein Nahrungsmittel? Von KonsumentInnen, Werteverlust und Preisdruck

„Wollen wir den von uns genutzten Tieren wieder ihre Eigenzeiten zurückgeben und wollen wir gleichzeitig die tierhaltenden Bauern für ihre Arbeit gerecht entlohnen – das wäre ein echter Kulturfortschritt – dann werden wir dazu bereit sein müssen, für tierische Erzeugnisse einen wesentlich höheren Preis zu bezahlen.“ (Bartussek 1995:70)

Der jährliche Fleischkonsum der ÖsterreicherInnen stagniert auf hohem Niveau. Der Pro-Kopf-Verbrauch (menschlicher Verzehr) liegt bei etwa 65 Kilo, davon entfallen auf Rind- und Kalbfleisch 12,2 Kilogramm, Schweinefleisch 40,1 Kilogramm, Geflügelfleisch 11,1 Kilogramm und Schaf- und Ziegenfleisch 0,8 Kilogramm (Grüner Bericht 2008:29). Ferner werden an tierischen Produkten 80,2 Kilogramm Milch, 4,8 Kilogramm Butter, 17 Kilogramm Käse, 8 Kilogramm Obers und Rahm sowie 236 Stück Eier pro Kopf verbraucht.

Als Konsequenz von Marktüberschüssen in den letzten Jahrzehnten haben sich Lebensmittel auf einem geringen Preisniveau eingependelt. Der Beitritt Österreichs zur Europäischen Union 1995 hat die Wettbewerbssituation weiter verschärft. Was von KonsumentInnen positiv wahrgenommen wird, schlägt sich für LandwirtInnen in Form eines geringen Erzeugerpreises negativ zu Buche⁵⁴. Die Erzeugerpreise, das heißt die Erlöse für die Bauern und Bäuerinnen, sind in den letzten 50 bis 60 Jahren nur wenig gestiegen, teilweise sogar gesunken. Tabelle 6 und Tabelle 7 sollen das exemplarisch anhand einiger Erzeugerpreise darstellen.

	1997	2000	2002	2004	2006	2007
Stiere	2,75	2,82	2,67	2,69	3,13	3,03
Ochsen	2,63	2,48	2,59	2,59	3,09	3,12
Kühe	1,88	1,95	1,69	1,82	2,20	2,20
Kalbinnen	2,42	2,48	2,26	2,33	2,70	2,71
Kälber	3,92	4,57	4,11	4,59	5,13	5,14

Tabelle 6: Schlachtrinderpreise in Euro pro kg Schlachtgewicht exklusive Mehrwertsteuer (Quelle: ZAR 2008, S.115)

Produkt	Einheit	1980	1985	1990	1995	2000	2005	2007
Schwein, Klasse S-P	1 kg	1,81	1,75	1,92	1,43	1,38	1,40	1,33
Ferkel	1 kg	2,37	2,01	2,38	1,91	2,01	2,15	1,71
Masthühner, bratfertig	1 kg	1,63	1,79	1,89	1,75	1,82	1,92	1,97
Kuhmilch	100 kg	26,96	31,39	37,21	27,25	28,63	28,79	33,73
Weichweizen	1.000 kg	229	274	265	113	111	81,94	189

Tabelle 7: Erzeugerpreise (in Euro) ausgewählter landwirtschaftlicher Produkte 1980 bis 2008 (Quelle: Statistik Austria 2008)

⁵⁴Seit Jahren fordern beispielsweise Milchbauern und -bäuerinnen einen höheren Preis für ihr Produkt ein. Der derzeitige Milchpreis liegt je nach Abnehmer zwischen 31 und 35 Cent pro Liter Milch. Gefordert wird ein Mindestpreis von 38 bis 40 Cent. Erst kürzlich wurden die Molkereiprodukte wieder verbilligt. „Die Handelsketten, allen voran Hofer, senken, wie berichtet, zum Ärger der Bauern und Verarbeiter die Preise. Der Discounter Hofer verbilligte den Liter Frischmilch gestern, Montag, um zehn Cent. Die Eigenmarke kostet damit etwa 69 Cent. Die Butter ist nun um 20 Cent günstiger zu haben. Wie erwartet zieht Rewe mit. Auch der Dritte im Bunde der Handelsriesen, Spar, will in den kommenden Tagen die Preise für Molkereiprodukte senken. Der Grund sind neue Milchüberschüsse in Europa.“ (DerStandard, 11.11.2008, S.20)

Mit ähnlichen Problemen haben die SchweinehalterInnen zu kämpfen, da der Schweinepreis starken Schwankungen unterlegen ist. „Die Stimmung am Markt für Schlachtschweine hat sich europaweit zuletzt stark eingetrübt. Das Angebot an schlachtreifen Schweinen ist europaweit auf Rekordniveau, allerdings sinkt die Konsumnachfrage. Die Notierungen fielen um bis zu 10 Cent, vor allem in Deutschland, Belgien und Großbritannien. Mit derartigen Preisreduktionen haben selbst Pessimisten nicht gerechnet, sagen Branchenkenner. Auch in Österreich wurde die Notierung um 9 Cent zurückgenommen, laut Schweinebörse kann der Markt derzeit nur mit Mühe geräumt werden.“ (Blick ins Land, 11/2008, S.8)

Da sich die Lebenserhaltungskosten meist kontinuierlich erhöhten, hatte die genannte Preisentwicklung für die LandwirtInnen real starke Einkommenseinbußen zur Folge. Parallel dazu stiegen die Löhne in der restlichen Bevölkerung erheblich. Der Anteil, den die Privathaushalte für Lebensmittel ausgaben, sank jedoch (Hörning 2008:20).

Die Leistungen, die die Bäuerinnen und Bauern erbringen, erfahren dadurch eine entsprechend geringe Wertschöpfung. Die niedrigen Erzeugerpreise, vor allem bei Getreide, Fleisch und Milch, stehen nahezu in allen Interviews im Vordergrund der Kritik. Die derzeitigen Erzeugerpreise schaffen eine Situation, in der es den Bauern und Bäuerinnen oft schwer fällt, kostendeckend zu wirtschaften.

Indem die Landwirtschaft keine Nahrungsmittel mehr produziert, sondern mehrheitlich nur noch „Rohstoffe“ liefert, ist es zu einem Verlust an gesamtgesellschaftlicher Wertschätzung gekommen:

„Und drum, es hat ja alles keinen Wert. Das ist ein Rohprodukt, wirtschaftlich gesehen ist es ein Rohprodukt, was kein Mensch braucht. Was nur eine Arbeit verursacht und sonst nichts. Von der Wirtschaft her gesehen. Schau mal in die Supermärkte. Die vielen Aktionen. Das sind ja nur Rohprodukte, das Fleisch und die Wurst. Ja, das...mit dem tun sie nur Kunden fangen. Weil das ist praktisch ein hochwertiges Lebensmittel, was unten durch ist, praktisch, nicht? Und die Supermärkte verwenden das als Lockmittel, weil es ja doch jeder zum Essen braucht, nicht?“ (Bauer D)

Von der einst traditionellen subsistenzorientierten Landwirtschaft wurden, über die zunehmende Marktproduktion und Kommerzialisierung des landwirtschaftlichen Betriebes bis hin zu seiner vollständigen Eingliederung in das Agrarbusiness, immer mehr Funktionen an nichtlandwirtschaftliche Sektoren abgegeben und übertragen. Diese Entwicklung hatte zur Folge, dass ein Gros der bäuerlichen Wirtschaft auf die eigentliche Landarbeit beschränkt wird und somit auf die Erzeugung weniger Produkte. Sie ist losgelöst von deren Bearbeitung und Verarbeitung sowie deren Verkauf. Viele landwirtschaftliche Erzeugnisse kommen erst über nachgelagerte Sektoren der eigentlichen Erzeugung zu den KonsumentInnen. Damit wird die Landwirtschaft auf die Funktion eines Rohstoffproduzenten bzw. -lieferanten reduziert (Dirscherl 1989:24). In den so genannten vor- und nachgelagerten Bereichen der Landwirtschaft (z.B. Hersteller von Düngemitteln, Pflanzenschutzmitteln, Futtermitteln, Landmaschinen, sowie Lebensmittelverarbeitung und -handel) wird deutlich mehr umgesetzt als in der landwirtschaftlichen Erzeugung selbst (Urproduktion). Zum Vergleich: Der Produktionswert der deutschen Landwirtschaft betrug im Jahr 2000 46 Milliarden Euro, der des vor- und nachgelagerten Bereichs 507 Milliarden Euro (Klohn/Windhorst 2003).

Tabelle 8 zeigt die Erzeugerpreise, Abgabepreise an den Großhandel sowie Verbraucherpreise für tierische Produkte in Deutschland. Deutlich erkennbar sind die zum Teil beträchtlichen Handelsspannen.

	Milch	Rind	Schwein	Hähnchen
Erzeugerpreise	0,276	2,64	1,47	0,68
Molkerei-/ Schlachthof- abgabepreise	0,454	2,87	2,16	1,38
Verbraucherpreise	0,58	6,93 (Schnitzel)	4,64 (Kotelett)	1,75

Tabelle 8: Preise für Frischmilch und Fleisch 2005 (Geflügel 2004), in Euro je Kilogramm (Quelle: Hörning 2008, S.29)

Tabelle 9 veranschaulicht die Differenz und die Entwicklung von Erzeuger- und Verbraucherpreis anhand von Rindfleisch in Österreich. Während der Erzeugerpreis in den letzten Jahren eher stagnierte, stieg der Verbraucherpreis kontinuierlich an.

	1999	2001	2003	2005	2007
1 kg Rindfleisch EZP	2,76	2,44	2,69	3,01	2,98
1 kg Beiried VP	15,13	15,30	15,91	16,91	18,02

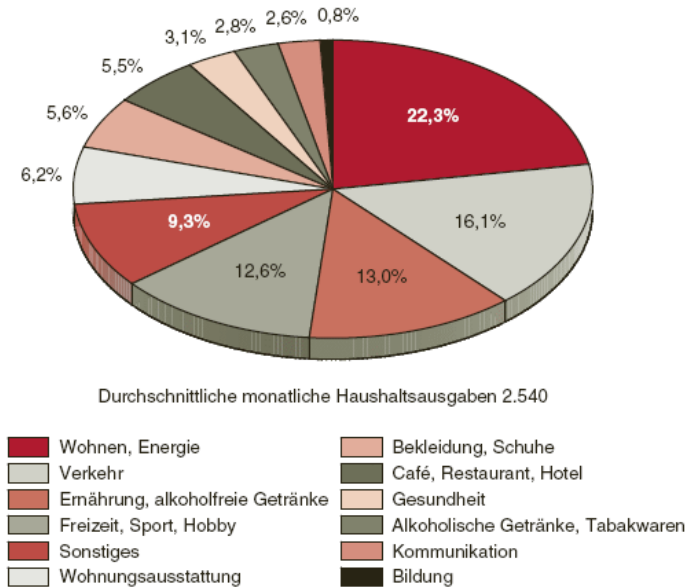
Tabelle 9: Vergleich Erzeugerpreis von Rindfleisch und Verbraucherpreis von Beiried in Euro pro Kilogramm (Quelle: LK Österreich)

Biobauer Y erinnert sich an seine Kindheit, in der ein Lebensmittel noch einen hohen Stellenwert eingenommen hat:

„Ich meine, es ist daheim auch alles mit Respekt und Andacht gemacht worden. Ja? Es ist alles schön präzise mit Andacht und Würde gemacht worden. Da ist kein Fleisch blödsinnig behandelt worden. Alles mit Respekt, jedes Stück Fleisch war ein Wert, hat einen großen Wert dargestellt. Nicht nur ernährungsmäßig, sondern das ist auch so behandelt worden. So wie früher auch ein Stück Brot behandelt worden ist. Also mir sind eher gestraft worden, wenn wir ein Stück Brot nicht geachtet haben. Und das war meine Erziehung daheim, ja? Und so war auch der Umgang mit dem Fleisch und mit diesen Produkten, ja? (...) Also es ist immer Wert gelegt worden, dass wir gewusst haben, wie sieht Qualität aus. Oder wie schmeckt etwas, ja? Ich meine, das Dramatische ist heute, dass die Kinder, wenn du sie kosten lässt. Ich meine die Kinder haben keinen Geschmack mehr. Und das ist auch das Drama, das uns mit den Lebensmitteln auch in Zukunft erwartet. Auch als Produzenten, ja? Sie können die Produkte heute nicht mehr herstellen für den Geschmack der Menschen. Der Geschmack ist degeneriert, zerstört.“ (Biobauer Y)

Für die interviewten Bauern und Bäuerinnen hat es den Anschein, als ob sich die Wertigkeiten der Gesellschaft in den letzten Jahrzehnten verändert haben. Der finanzielle Wert eines Lebensmittels ist heute im Vergleich zu anderen Dingen des Lebens gering. Der Anteil der Ausgaben für die Ernährung ist in den vergangenen Jahren laufend gesunken. Laut der von der Statistik Austria zuletzt durchgeführten Konsumerhebung 2004/2005 gab ein österreichischer Haushalt im Durchschnitt 331 Euro monatlich für Lebensmittel und alkoholfreie Getränke (davon 42 Euro für Fleisch- und Wurstwaren) aus. Das entsprach einem Anteil von 13 Prozent an den gesamten Konsumausgaben eines Haushaltes. 1950 waren es noch 44,7 Prozent, 1980 etwa 27 Prozent (ZAR 2008:12).

Monatliche Verbrauchsausgaben der privaten Haushalte
Konsumerhebung 2004/05



Q: STATISTIK AUSTRIA, Konsumerhebung 2004/05.

Grafik 12: Monatliche Verbrauchsangaben privater Haushalte. Konsumerhebung 2004/05 (Quelle: Statistik Austria)

Mit Kaufkraft wird in den amtlichen Verbrauchsstatistiken die Produktmenge bezeichnet, die mit einem durchschnittlichen Stundenlohn gekauft werden kann. Die Kaufkraft für tierische Lebensmittel ist seit Jahrzehnten stetig gestiegen, das heißt die Lebensmittel sind real immer billiger geworden (Hörning 2008:20). Tabelle 10 beschäftigt sich mit der Kaufkraftentwicklung zwischen 1980 und 2007.

	1980	2007
	<i>Minuten</i>	
1 Ei	1,4	1,2
1 kg Weizenmehl	6,3	3,5
1 Semmel	0,8	1,0
1 kg Mischbrot	9,0	10,0
1 l Milch	6,3	3,9
1 kg Emmentaler	59,8	39,4
250 kg Teebutter	12,1	5,9
1 kg Zucker	7,4	4,3
1 kg Brathuhn	23,7	15,9
1 kg Schweinsschnitzel	65,8	35,5
100 g Extrawurst	3,9	3,7

Tabelle 10: Kaufkraftentwicklung: notwendige Arbeitszeit eines durchschnittlichen Arbeitnehmers/einer durchschnittlichen Arbeitnehmerin (in Min.) für den Erwerb bestimmter Lebensmittel (Quelle: LK Österreich)

Diese Entwicklung der letzten Jahrzehnte, der die Bauern und Bäuerinnen ohnmächtig gegenüber stehen, hat zu einem scheinbar selbstverständlichen Anspruch auf billige

Lebensmittel geführt⁵⁵. Die LandwirtInnen vermuten, dass die Erzeugung qualitativer Lebensmittel im Bewusstsein der Bevölkerung nur noch eine stark untergeordnete Rolle spielt.

„Den Leuten ist wichtig, dass das billig ist. Die Wertigkeiten sind eigentlich total verschwommen heutzutage. Früher war es einmal wichtig, dass du überlebt hast. Heute ist es wichtig, dass du in den Urlaub fährst. Weil jeder schaut, wenn das Fleisch um, weiß ich nicht, 5 Cent mehr kostet wie beim anderen, gehst zum anderen. Ich meine nicht jeder, aber viele.“ (Biobauer T)

„Die Wertigkeit hat sich halt geändert. Früher war halt das wichtigste ein Lebensmittel. Heute ist das wichtigste ein Auto, ein gescheiter Urlaub, ein Viersternhotel. Weil in eine Pension fährt man ja überhaupt nicht mehr. Wer fährt in eine Pension? ‚All- inklusive‘ muss das sein. Und das was ich fünfmal am Tag in meinen Körper hineinstopfe, das muss das allerbilligste sein. Und dann denke ich mir, dann sollen sie es bekommen! Wenn sie es so haben wollen?“ (Bäuerin D)

In der Wahrnehmung der Bauern und Bäuerinnen wird ein hochwertiges Produkt von den KonsumentInnen als solches nicht erkannt. Die geringe Wertschätzung des erzeugten Produktes in Form des Preises führt zu einer tiefen Unzufriedenheit:

„Ich meine, es ist angenehm für Konsumenten, wenn er zum Hofer geht oder was weiß ich, und da noch mal billiger und ‚Geiz ist geil‘ und wie das alles heißt. (...) Es steckt ja was dahinter. Ist ja nicht so, wie wenn man Getreide produziert zum Beispiel, nicht? Ist kein Vergleich wie wenn man Fleisch produziert, nicht? Da ist ja eine Kette dahinter, und es sind ja Lebewesen auch dahinter. Und es wird nachher im Endeffekt verschleudert. Das ist das Grundproblem.“ (Bauer A)

Jungbauer A ist daher der Meinung, dass der Stellenwert von Lebensmitteln in der Gesellschaft generell angehoben werden müsste. Würden die Bauern und Bäuerinnen für ihre erzeugten Produkte einen, wie er es formuliert, „gerechten“ Preis bekommen, könnten sie auch anders, weniger nach der Maxime „kosteneffizient“ wirtschaften:

„Aber ich glaube der Stellenwert vom Lebensmittel im Bezug zu anderen Dingen, was man im alltäglichen Leben braucht, ist ziemlich weit unten. Der gehört auf jeden Fall angehoben. Weil es ja doch eine wertvolle Sache ist. (...) Ich glaube, da müsste man quasi bei der Grundsubstanz, beim Konsumenten anfangen irgendwo. Dass man da ein bisschen ein Umdenken hineinbringt, dass das Ganze einen Stellenwert gewinnt. Weil wenn im Endeffekt der Konsument nicht zahlt, dann kann der Bauer dann auch, kann andere Aufwendungen einbringen, anders produzieren und...“ (Jungbauer A)

Bäuerinnen und Bauern haben, wie erwähnt, als Folge der Industrialisierung und Modernisierung und mit den damit einhergehenden Preisentwicklungen mit einer finanziellen Minderbewertung ihrer Arbeit zu kämpfen. Kölsch (1990:159) spricht in diesem Zusammenhang von einer ökonomischen Marginalisierung, die Ausdruck einer gesellschaftlichen Entwertung der Landwirtschaft ist. Sie beruht auf einem Vergleich des eigenen bäuerlichen Einkommens und des dazu notwendigen Arbeitsaufwandes, mit dem Einkommen und der Arbeit anderer Gesellschaftsmitglieder. Erzeugerpreise, die die geleistete Arbeit nicht mehr adäquat entlohnen, zeigen den LandwirtInnen an, dass die Gesellschaft die Landwirtschaft und ihre Arbeit nicht mehr schätzt.

⁵⁵Zu dieser Thematik passt auch die in Österreich vor allem im Jahr 2008 aufgeflamnte Diskussion um gestiegene Lebensmittelpreise. Diese Entwicklung wurde von vielen KonsumentenschützerInnen als empörend empfunden. In diversen Analysen und Diskussionen wurde versucht, die „Schuldigen“ ausfindig zu machen.

Hinzu kommt, dass die finanziellen Förderungen, die die Bauern und Bäuerinnen von der Europäischen Union und dem Staat als Ausgleich für die geringen Preise erhalten, bei einigen Gesellschaftsmitgliedern Unverständnis hervorrufen. Aus diesen Förderungen entstand der negativ besetzte Stereotyp des „Subventionsempfängers“. Der Subventionsvorwurf in der Fremdeinschätzung greift den bäuerlichen Berufsstolz und Arbeitsethos an und schwächt das Selbstverständnis und das Selbstbewusstsein der Bauern/Bäuerinnen. Das im Subventionsvorwurf enthaltene Stigma der geringen Leistungsfähigkeit, das angesichts des erlebten hohen Arbeitseinsatzes und Leistungswillens als ungerechtfertigt betrachtet wird, erfährt eine Zurückweisung.

Angesichts solcher Entwicklungen, fragt sich ein steirischer Jungbauer (zitiert in Pevetz 1999:81):

„Bauer, wer bist du? Ein Mensch, der zu einer ständig schrumpfenden Berufsgruppe gehört, der trotz allen Fleißes nur mehr 1-2% des BIP erwirtschaftet, der als Minderheit von der Allgemeinheit im Übermaß subventioniert wird, dessen Leistungen in der heutigen Überschusssituation an Bedeutung verloren hat, der dennoch weiterhin unerwünschte Überschüsse erzeugt, der Natur und Umwelt belastet...- oder bin ich ein Mensch, der hohe und vielfältige Verantwortung trägt?“

Das Selbstbild einer jeden gesellschaftlichen Gruppe, auch das der LandwirtInnen, wird durch deren Identität, Selbstwertgefühl und Selbstbehauptungswillen geprägt. Einerseits ist es abhängig von der objektiven wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lage. Andererseits ist es abhängig vom Urteil anderer Bevölkerungsgruppen, insbesondere von dominierenden gesellschaftlichen Gruppen. Dieses Urteil wird dann von der Minderheit – zu der die Bäuerinnen und Bauern im Lauf der letzten 100 Jahre in allen Industriestaaten geworden sind – verinnerlicht (Pevetz 1999:302). Für das Identitätsgefühl ist entscheidend wie man sich selbst wahrnimmt (Selbstbild) und wie man von anderen wahrgenommen wird (Fremdbild). Je mehr man sich fremdbestimmt fühlt oder es tatsächlich ist, desto „entfremdeter“ steht man schließlich dem eigenen Leben oder Beruf gegenüber (Pevetz 1988).

Das seit den 60iger Jahren immer differenzierter werdende Förderungssystem landwirtschaftlicher Produktion mit seinen vielfältigen Auflagen und Subventionen, hat die Abhängigkeit der Bauern und Bäuerinnen vom Staat enorm verstärkt (Goldberg 2003:75). Problematisch erscheint Hildenbrand (1992) die Tatsache, dass gerade die Landwirtschaft, die sich aufgrund ihrer naturgebundenen Produktionsbedingungen am wenigsten für zentrale und bürokratische Lenkung eignet, eben dieser zunehmend unterworfen wurde. Goldberg (2003:76) stellt anhand des Grünen Berichts 2005 fest, dass die Abhängigkeit von staatlicher Unterstützung in der Struktur des Gesamteinkommens von Haupterwerbsbetrieben augenscheinlich ist. Der Anteil an öffentlichen Geldern überwiegt oft in geringerem oder größerem Ausmaß das eigentliche land- und forstwirtschaftliche Produktiveinkommen.

Es entspricht daher der Realität, dass die wenigsten Betriebe in Österreich heute ohne diese finanziellen Zuwendungen überlebensfähig wären.

„Ich meine ich habe, ganz ehrlich, die glückliche Lage, ich kann sagen, wenn die EU hergeht und alle Förderungen streicht. Dann habe ich es soweit, dass ich auch noch leben kann. Aber da kannst alle anderen – von 100 bin ich einer der was leben kann – alle anderen 99 kannst du sicher vergessen. Kann keiner weiter tun, wenn die Förderungen ausbleiben.“ (Biobauer X)

Biobauer N versteht nicht, warum ein hochwertiges Lebensmittel subventioniert werden muss. Er ist der Meinung, dass ein solches über einen Wert an sich verfügt und dementsprechend entlohnt werden sollte.

„Es ist nicht mehr das, wo du sagst, es werden Anforderungen gestellt heute, Auflagen, und das gleicht sich mit dem was du für das Produkt bekommst,

nicht mehr aus. Was ist die Milch dann wert? Ein Liter Milch? Eine saubere Milch? Du musst einen Haufen Auflagen erfüllen. Die Förderungen alleine machen das Geld momentan. Du kriegst sie, aber mit so was kann man nicht irgendetwas aufbauen. Sage ich, ganz einfach. Da gehört ganz einfach ein anderes Potential dahinter. Dass man anders denkt. Nur mit Förderungen kann das nicht funktionieren. Da muss etwas anderes dahinter stecken. Von innen muss das kommen. Nicht mit Geld. Geld macht das nicht." (Biobauer N)

Die Arbeit ist für viele Bauern und Bäuerinnen zentraler Wert ihres Lebens und die Basis des Überlebens. Im Bewusstsein der LandwirtInnen ist es ihre Arbeit, die sich in den landwirtschaftlichen Produkten wieder findet und die folglich mit diesen Produkten bezahlt werden sollte. Eine Subventionierung entwertet in den Augen vieler Bauern und Bäuerinnen die eigene Arbeit, da diese nicht mehr direkt entlohnt wird. Die Entkopplung von Arbeit und Entlohnung durch Formen der Subventionierung nimmt der eigenen Arbeit ihren spezifischen Sinn und ihre Bedeutung für das eigene Leben (Kölsch 1990:132).

Da die Preise für landwirtschaftliche „Rohprodukte“ zu gering sind, um davon leben zu können, sind die Bauern und Bäuerinnen auf Förderungen und Ausgleichszahlungen von staatlicher und europäischer Ebene angewiesen. Um diese zu erhalten, müssen jedes Jahr Auflagen befolgt, Formulare ausgefüllt und genaue Aufzeichnungen geführt werden. Priebe (1985:229) verwendet den Begriff „Mammutbürokratie“. Dieser Begriff entspricht den Empfindungen vieler Bauern und Bäuerinnen, wie die kommenden Zitate erkennen lassen. Die Auflagen und die bürokratischen Anforderungen werden als Belastung empfunden, die ein immer größeres Ausmaß annimmt:

„Sehr lästig muss ich sagen, und sehr lähmend ist die Arbeit mit dem Papier, also diese ganzen EU-Papiere. Wird immer mehr. Das ist eine Geschichte, da bürdet, da mutet man den Bauern wirklich etwas zu, was unglaublich ist." (Biobauer Y)

„Die Bürokratie ist ein Witz schon langsam. Ich hasse nichts mehr, wenn ich mich reinsetzen muss, und muss was schreiben." (Biobauer X)

„Nein, da muss man schon aufpassen. Statistik und dort und da, jede Meldung jetzt schon, das ist eh eine Katastrophe." (Bäuerin E)

Bürokratie wird oft als unproduktive Arbeit verstanden. Die „schriftliche Arbeit“ steht für Biobäuerin X diametral zu ihrem Berufsverständnis:

„Die Bürokratie ist ein Wahnsinn. (...) Das geht auch eigentlich am Beruf vorbei. Die Zettelwirtschaft. Unser Beruf ist da draußen." (Biobäuerin X)

Bürokratie und Auflagen werden immer mehr. Der Preis der erzeugten Produkte verändert sich dadurch jedoch nicht:

„Die Leute wollen immer alles billig haben, aber keiner zahlt dir irgendwas mehr. Eine Sache [Auflage] nach der anderen kommt dazu, aber der Preis bleibt gleich." (Bauer P)

Mittels des Fördersystems unterliegen die Bauern und Bäuerinnen somit einer ökonomischen aber auch politischen Kontrolle, derer sie sich sehr wohl bewusst sind. Greif (1998:40) spricht in diesem Kontext von einem „Agrardirigismus“ und gleichzeitig von einem „Agrarprotektionismus“ in Österreich.

4.17 Zur Entfremdung der Konsumentin/des Konsumenten von den Nutztieren

Der Preis eines Lebensmittels ist für die Mehrheit der VerbraucherInnen von entscheidender Bedeutung. Unter welchen Bedingungen die Tiere leben, von denen diese Nahrungsmittel stammen, ist, dem Kaufverhalten nach zu urteilen, nur für eine Minderheit von realem Interesse. Die Verbindung zwischen Mensch und Nutztier ist so lose geworden, dass in der Konsumentenschaft kaum Kenntnisse über das Leben dieser Tiere bestehen. Eine Wahrnehmung der Nutztiere als Fleisch-, Milch-, Wolle-, Eier- oder Rohstofflieferant blendet andere Dimensionen der Tiere und deren Haltung aus (Hofmeister 2008:5)⁵⁶.

Die vielerorts nicht artgerechten Haltungsbedingungen der Nutztiere unter dem Diktat der Wirtschaftlichkeit, werden von der Mehrheit der KonsumentInnen stillschweigend unterstützt. Wie lässt sich das erklären? Bittermann bringt es wie folgt auf den Punkt:

„Die steril anmutende Klarsichtverpackung im Supermarkt, wo vom Blut nichts mehr zu sehen ist, lässt den Käufer den Gedanken daran, dass dieses Stück Fleisch vor kurzem noch Teil eines lebenden, empfindlichen Wesens war, vergessen. Nichts erinnert daran, dass dieses Lebewesen zuvor auch in steriler, lebensverachtender Umgebung gehalten und auf sehr unsanfte Weise zum Tod befördert wurde.“ (1990:41)

Der Zusammenhang zwischen einem lebenden Tier und dem eigenen Fleischkonsum ist für viele Menschen mittlerweile völlig zerrissen. Landwirtschaftliche Nutztiere spielen im Wahrnehmungs- und Erfahrungsbereich dieser Menschen keine Rolle mehr. Diese Menschen wissen zwar vielleicht wie das Fleisch eines Schweins schmeckt, jedoch nicht welche Bedürfnisse es hat (Idel 2001).

„Zwar sind immer weniger Menschen bereit, Tiere eigenhändig zu töten – trotzdem werden immer mehr Tiere für uns getötet. Dieser geschichtliche Sachverhalt beruht auf einem Zusammenspiel der langfristigen Entwicklungen von „Empfindlichkeitsschwellen“ in Bezug auf den Anblick und das Erleben von Leiden und Sterben und auf dem Trend zur Ausgrenzung von Tod und Leiden in geschlossenen Außenräumen: Das Anstößige wird exterritorialisert. Wir leben in einer bemerkenswerten Zerrissenheit, die sich in vielen Bereichen abzeichnet: verabscheute Dinge und Handlungen werden dem Blick der Öffentlichkeit entzogen und im Verborgenen verwaltet. In der Psychiatrie, im Strafvollzug und in der Massentierhaltung findet eine Exilierung und administrative Bürokratisierung von Vorgängen statt, deren Anblick wir nicht ertragen, obwohl wir auf die Vorteile nicht verzichten wollen. Damit werden nicht die Exilierten – das heißt zum Beispiel die in Versuchslaboren und Tierfabriken dahinvegetierenden und in Schlachthäusern getöteten Tiere – geschont, sondern die zarten Gefühle der Normalverbraucher“ (Wolf 1992:21).

Passend dazu, möchte ich an dieser Stelle auf ein Konzept hinweisen, jenes der „postdomesticity“, welches von Bulliet (2005:3) herausgearbeitet wurde. „Domesticity“ zeichnet jene Gesellschaften aus, in denen zumindest ein Großteil der Mitglieder über einen täglichen Kontakt zu landwirtschaftlichen Nutztieren verfügt. Nutztiere sind hier im täglichen Leben der Menschen mehr oder weniger, aber doch präsent. In der Gegenwart trifft dies vor allem auf Menschen in den Ländern der so genannten „Dritten Welt“ zu. Gesellschaften, die einem westlichen Kontext unterliegen, haben sich im Laufe der letzten Jahrzehnte jedoch von diesem Zustand der „domesticity“ wegbewegt, hin zu einem Zustand der „postdomesticity“. Bulliet definiert „postdomesticity“ anhand von zwei Charakteristika. Erstens erleben Menschen in post-häuslichen Gesellschaften eine physische, als auch eine psychologische Distanz zu jenen Nutztieren, deren Produkte sie konsumieren und zum Überleben benötigen. Am Leben dieser Tiere nehmen sie nicht teil – sie sind ausgeschlossen von Geburt, Reproduktion und Schlachtung dieser. Gleichzeitig

⁵⁶Die in der Tierhaltung existenten Ansätze einer „sozialen Landwirtschaft“ versuchen Nutztiere in einen sozialen Kontext zu stellen. Die Möglichkeiten sind vielfältig und reichen von Schulbauernhöfen über Integrationsbetriebe oder landwirtschaftliche Therapieeinrichtungen bis hin zu Kinderbauernhöfen und Höfen, die alte Menschen in ihren Betrieb integrieren. „In all diesen pädagogischen, therapeutischen und diakonischen Bereichen kommt dem Tier eine zentrale Rolle zu, so dass das Nutztier auch wieder verstärkt in das menschliche Sicht- und Wahrnehmungsfeld treten kann.“ (Hofmeister 2008:6)

bauen sie jedoch enge Beziehungen zu Haustieren auf, die jenen zwischen Menschen ähneln.

Charakteristisch ist zweitens, dass in solchen Gesellschaften, obwohl der Konsum von tierischen Produkten, vor allem von Fleisch, sehr hoch ist, die Auseinandersetzung mit dem Leben der Nutztiere so wenig wie möglich gesucht wird. Denn werden die KonsumentInnen mit den mitunter nicht artgerechten Haltungsbedingungen einer intensiven Nutztierhaltung konfrontiert, überwiegen Gefühle der Schuld, der Scham und des Ekels.

Entfremdung, nämlich die Entfremdung zwischen weiten Teilen der Gesellschaft und ihren Nutztieren, ist im Konzept der „Postdomesticity“ folglich ein Schlüsselement.

Auch von den besuchten Bauern und Bäuerinnen wird diese Entfremdung zwischen einem Großteil der Gesellschaft und den gehaltenen Nutztieren, die meist nur in verarbeiteter Form ihren Weg zu den Menschen finden, wahrgenommen.

„Zu uns sagen sehr viele Leute: ‚Du kannst die Viecher schlagen, obwohl du sie ein Jahr fütterst. Das könnte ich nie oder ich könnte nie ein Fleisch essen!‘ Aber die Leute essen alle eine Wurstsemmel, ohne dass sie nur ein bisschen darüber nachdenken irgendwie, was sie eigentlich essen, dass das einmal ein Lebewesen war, das ist ja wurst. Und da sind jetzt die Leute schon so weit weg vom Ursprünglichen eigentlich. Das ist eh eine gefährliche Entwicklung eigentlich sogar.“ (Biobauer S)

Es scheint so, als ob viele Menschen nicht daran erinnert werden wollen, dass etwa das gerupfte und bratfertige Huhn im Supermarkt einmal ein warmblütiges Lebewesen mit eigenen Empfindungen war. „Consumers do not seek to know more about the lives of the animals they eat. This information would seriously embarrass most of them“ (Te Velde 2002:217).

Haben die KonsumentInnen überhaupt das Bedürfnis zu wissen, was hinter einer Portion Fleisch in Klarsichtpackung steht? Bauer K und Biobauer T verneinen dies:

„Heutzutage, es weiß ja keiner mehr, woher ein Fleisch kommt, wenn man sie fragt. Das ist irgendwo ein Packerl, aber das hat mit einem Tier nichts zu tun oder sonst was, das ist einfach. Einfach. Genau. Die wollen es wahrscheinlich gar nicht wissen.“ (Bauer R)

„Es weiß ja heutzutage auch keiner, wie was gehalten wird. Sonst würde er wahrscheinlich eh nichts mehr essen. Ich meine es wird hin und wieder von den Tierschutzvereinen aufgezeigt, die ganzen Sachen. Aber nur, es will halt auch keiner begreifen, dass du in ein gewisses Ding hineingezwängt wirst nachher. Wo du nicht aus kannst, du musst dann einfach in die Masse gehen, dass du als Betrieb überleben kannst. Früher haben sie mit 2 Sau überleben können und 5 Hektar oder nicht einmal 5 Hektar. Eine Familie.“ (Biobauer T)

Bei der jungen Generation ist die Entfremdung zu den Nutztieren beziehungsweise die Tatsache, dass Nutztiere von der Gesellschaft nicht wahrgenommen werden, besonders auffallend:

„Wir sehen es ja bei den Schulbesuchen. Es kommen ja von was weiß ich wo die Kinder von den Schulen. Die haben mit 8 Jahren lebend noch kein Rind gesehen, ja? Wenn die in noch keinem Zoo waren, dann haben die noch keine Rinder gesehen, ja? Früher hast du in jedem Haus ein Rind gehabt, heute bin ich der einzige im Bezirk, also Milchkühe bin ich eigentlich der einzige im ganzen Bezirk, nicht? Und ab und zu hat irgendwer Fleischrinder oder Stiere, aber ansonsten ist da nichts mehr, ja? Und das wissen sie halt jetzt schon ein bisschen zu schätzen, dass da viele Leute froh sind, dass da überhaupt noch ein Betrieb ist, der die Rinder hat und dass sie mit den Kindern kommen können und schauen können, ja?“ (Bauer U)

Biobauer Y ist daher der Meinung, dass es wichtig wäre den Kindern und Jugendlichen, als der kommenden Generation, Wissen in dieser Hinsicht zu vermitteln:

„Meiner Meinung nach geht es nur in die Richtung, nicht versuchen die Lebensmittelschiene irgendwo neu zu ordnen, neu zu erfinden. Sondern meiner Meinung nach ist es wichtiger, Tierhaltung so zu gestalten, dass es der Gesellschaft allgemein etwas bringt. Und darunter verstehe ich den Kindern, der Jugend zu vermitteln: Was ist ein Tier? Wie gehe ich mit einem Tier um? Und welchen Respekt habe ich einem Tier zu zollen? Und wie greift sich das an? Wie riecht das? Und wie rufe ich das und wie schaut das wirklich aus? Weil es kann nicht so sein, dass Kinder glauben zum Beispiel, wie ich voriges Jahr einen Besuch da gehabt habe, der hat geglaubt, die Ziegen, wenn der Käse gemacht wird, müssen geschlachtet werden. Oder andere, die sagen, wieso ist das kleine Schwein so groß? Die hat geglaubt, die kommen so auf die Welt oder rennen so herum, so wie die Marzipanschweinchen. Oder wie schmeckt Milch? Ja, keine Ahnung, ja? Und da ist anzusetzen. Ja? Erziehungsarbeit für die Kinder, weil das ist die nächste Gesellschaft.“
(Biobauer Y)

Als grundsätzliche Ursache der Entfremdung zwischen Mensch und Nutztier nennt Schmidt (2008:73) die „Unsichtbarkeit“ der Nutztiere in der Öffentlichkeit. „Ställe werden heute weit draußen in der Feldflur gebaut. Der Zutritt ist verboten. Es ist unmöglich einen Blick in den Stall zu werfen. Wer es dennoch versucht, wird schleunigst und schuldbewusst das Weite suchen. In den Ohren den Höllenlärm und voller Schrecken über den lebensgefährlichen Aufruhr, den er unter den Tieren verursacht hat.“

Die Entfremdung zwischen Gesellschaft und Nutztieren manifestiert sich somit auch in einer räumlichen Distanzierung und Marginalisierung. Tierhaltende Bauern und Bäuerinnen sehen sich zeitweilig mit Intoleranz und damit einhergehenden Beschwerden von Seiten der Nachbarn/Nachbarinnen konfrontiert. Sie fühlen sich daher nicht nur unverstanden, sondern auch marginalisiert:

„Schauen Sie, da im Dorf, was ist? Ich habe voriges Jahr da daneben eine Weide gepachtet mit 5000 Quadratmeter. Ich habe das erste Mal die Ziegen dort drüben gehabt. Einer von den Nachbarn hat die Polizei geholt. Die Leute sind nicht dicht, wenn sie mich fragen. Ja? (...) Ich meine, die Leute sind schizophren, wenn Sie mich fragen. Aber im Grunde genommen sagen sie, ich bin deppert, nicht? Weil ich kann ja nicht normal sein, weil wie komme ich dazu, dass ich da nach den letzten Häusern vielleicht eine Ziegenweide mache? Ich meine, ich bin ja der Idiot in ihre Augen. Ich sage aber, die Leute sind nicht dicht. Ich meine, die Gesellschaft muss sich selber entscheiden, wo sie hin will.“ (Biobauer Y)

Bauern und Bäuerinnen sind zu einer Bevölkerungsminderheit im Dorf geworden. Von ihnen wird heute erwartet, die übrige Dorfbevölkerung nicht durch Geruch oder Lärm der gehaltenen Nutztiere zu belästigen. „Die landwirtschaftliche Lebens- und Produktionseinheit ist der Mehrheit im Dorf unbekannt, die Landwirte selbst sind eine oftmals einflusssschwache, marginalisierte Berufsgruppe, die ständig mit den Freizeit-, Wohn- und Ruhebedürfnissen dieser sozialen Umgebung konfrontiert wird (Rudolph 1996:207). Es wird versucht, sich mit den Nachbarn/Nachbarinnen zu arrangieren und ein gemeinsames Auskommen zu finden. Obwohl das nicht immer ein leichtes Unterfangen ist, wie Bäuerin E ausführlich schildert:

„Das verstehen sie [die Nachbarn] nimma. Wir haben einen der ist eigentlich, das dritte Haus weiter, also das ist eigentlich von seine Großeltern das Haus, und hat er im Garten Holz geschnitten und hat wegen unserer Schweine Kopfweh bekommen. Nicht wegen dem Wirbel vielleicht von der Kreissäge oder was, der hat selber bis vor 15 Jahren Viecher gehabt. Das sind gerade die Richtigen, ja? Na es ist, wir haben hinten beim Misthaufen extra müssen

aufmauern, weil ich meine, ok ich sehe ein, wenn gerade hinten der Misthaufen ist und 2 Meter weiter sitzen sie auf der Terrasse und frühstücken. Ich meine, muss ich auch nicht unbedingt...das beste Aroma haben zum Frühstück. Aber wir schauen wirklich und wir fragen: ‚Und ist es jetzt besser oder sollen wir das so machen oder so?‘ Dass wir wirklich mit alle gut auskommen. Und schau schon, eben jetzt wissen wir Donnerstag ist da, das zweite Haus, die was da wohnt, hat ihren freien Tag, dass Donnerstag nicht ausgemistet wird. Tatsache. So ist es. Am Freitag muss man sowieso schon aufpassen, weil da sind ab Mittag schon welche zu Hause und wenn die jetzt vielleicht da jetzt lüften wollen und auch putzen wollen und es stinkt, da darf man sowieso nix. Sage ich, jetzt geht’s noch vielleicht an, dass vielleicht einer am Dienstag einen freien Tag hat oder einer am Montag, wenn wir das auch noch haben, haben wir dann gar nichts davon. Na, es ist... Die Entmistung schalten wir am Abend ein, weil wenn in der Früh alle vielleicht beim Einkaufen vorbeigehen oder irgendwas, dass es nicht so stinkt und dann, dass es halt so ist, dass es nicht ...die einen lüften vorm Schlafengehen und es stinkt. Und dann haben wir eh gemacht, so eine Druckentmistung, Maulwurf, was von unten den frischen Mist, dass der frische Mist immer unten dazukommt, nicht oben drauf. Na, es ist ein Horror.“ (Bäuerin E)

Die Ressentiments gegenüber tierhaltenden Betrieben und die Bemühungen sie zu vermeiden, haben dazu geführt, dass viele Bauern und Bäuerinnen dazu übergegangen sind Aussiedlerhöfe zu bauen. Das sind Betriebsstätten beziehungsweise Stallanlagen, die außerhalb der Ortschaft, oft mit erheblichen finanziellem Aufwand erbaut werden und eine Tierhaltung in größerem Ausmaß ermöglichen. Die Stallungen werden somit vom Wohnhaus der Bauernfamilie örtlich getrennt oder aber beide, Wohn- und Arbeitsplatz, verlagern sich nach außerhalb der Dörfer beziehungsweise der Städte. Der traditionelle Sitz der Bauernhäuser mitten im Ortskern verschiebt sich somit ins Abseits der Ortschaft.



Abbildung 4: Foto eines Aussiedlerhofes (Quelle: Eigenes Bildmaterial)

Bei den besuchten Familien mit Aussiedlerhöfen wanderte meist „nur“ der Stall aus, nicht der ganze Haushalt. War früher der Stall mit seinen Bewohnern gleich neben dem Wohnhaus oder unweit von diesem, muss sich heute der Bauer/die Bäuerin sprichwörtlich erst „auf den Weg“ zu seinen/ihren Tieren machen, sei es mit einem Auto, mit einem Traktor oder zu Fuß. Die Möglichkeit „schnell einmal“ seinen Tieren einen Besuch abzustatten um nach dem Rechten zu sehen, erschwert sich dadurch. Biobauer Q, der

seine 5000 Hühner in zwei Stallanlagen weit auswärts der Ortschaft hält, bringt die Ungewissheit nicht immer zu wissen „was sich da draußen so tut“ zum Ausdruck:

„Weil wenn ich zum Beispiel, oft haben wir, weiß ich nicht, wenn um Sonntag die Messe um 10 erst aus ist. Dann habe ich nicht viel Freude, dass ich erst um 11 oder so her komme. Also da bin ich schon unruhig. Aber normal fahre ich oft schon früher her in der Früh. Schau ob alles ok ist. Aber das ist halt schon...Ich meine, das Negative ist auch, wenn das Wetter schlecht ist. Zum Beispiel wie es geschneit hat. Man weiß ja nicht was da heraußen geschieht. Ob der Stall verweht ist oder nicht. Das ist halt schon. Man macht sich halt schon sehr viele Gedanken. Also nebenbei...“ (Biobauer Q)

Bauer U geht einen anderen Weg. Indem er seine Kalbinnen über den Sommer auf einer Weide hält, macht er sie für die Öffentlichkeit sichtbar und erfahrbar. Er erzählt von den positiven Reaktionen jener Menschen, die die Gelegenheit schätzen, Kühe aus nächster Nähe erleben zu können.

„Die Leute sind richtig dankbar, wenn sie Kühe sehen.“ (Bauer U)

„Nur wenn Tiere sichtbar sind, kann man über sie nachdenken. Über ihre Haltungsform, die Arbeit des Bauern, seine ökonomische Situation und auch das eigene Konsumverhalten. Offene Ställe, Tiere im Freiland, das ist gut für die Tiere und zugleich eine Bedingung dafür, dass die Haltung der Tiere zu einer öffentlichen Angelegenheit wird. Um über landwirtschaftliche Tierhaltung (...) streiten zu können, müssen wir die Tiere sehen und alltägliche Erfahrungen mit ihnen machen können. Sie müssen sichtbar sein – statt weggesperrt in Ställen mit verschlossenen Türen“ (Schmidt 2008:75).

Da immer weniger Menschen heute direkten persönlichen Kontakt mit dem Agrarbereich haben, wird das Bild des Bauern/der Bäuerin zu einem erheblichen Teil medial geprägt. Dementsprechend hängt es in entscheidendem Ausmaß von der Seriosität, Intensität und Informiertheit der öffentlichen Berichterstattung ab, ob ein reales Bild vom Bauern/der Bäuerin gezeichnet wird oder Stereotypen beziehungsweise Klischees vermittelt werden. Die Werbebotschaften der Lebensmittelbranche auf Verpackungen, auf Plakaten und im Fernsehen suggerieren, dass die Produkte durchwegs von glücklichen Tieren auf idyllischen Bauernhöfen stammen (Schneider 1995:8). Den KonsumentInnen wird ein irreales Bild bäuerlichen Wirtschaftslebens vorgesetzt:

„Den Konsumenten wird was vorgegaukelt. Zum Beispiel in jeder Werbung, dass die Milch von der Alm kommt. Und in Wirklichkeit, ich weiß es jetzt nicht, das schätze ich selber. Aber werden wahrscheinlich nur mehr 2 Prozent oder was heißt 2 Prozent, nicht einmal, von der Alm kommen. Sondern es kommt einfach alles vom Stall, die Milch. Das ist ein bisschen ein Problem, weil der Konsument glaubt eh noch, es passt alles, und in Wirklichkeit lebt man aber schon ganz woanders von der Produktion her. Und das lässt einen ein bisschen pessimistisch in die Zukunft schauen eigentlich. Was das anbelangt.“ (Biobauer S)

„Auf der Werbeschiene, wenn man sich die AMA Werbungen anschaut, laut Werbung werden ja alle Kühe auf der Weide in den Alpen gehalten und alle Nutschis rennen so herum wie das ‚Ja! Natürlich-Nutschi‘. Und denen geht es allen so super. Und da hängen sich ja die Konventionellen genauso dran.“ (Biobauer F)

„Da war ja unlängst so eine Sendung ‚Der Bauer und das liebe Vieh⁵⁷‘ – das war dann auch ein bisschen unrealistisch, wo ich mir gedacht habe, das kann es ja gar nicht geben.“ (Bäuerin K)

⁵⁷Die Dokumentation „Der Bauer und das liebe Vieh“ wurde im Rahmen der ORF-Serie Universum am 8.11.2005 erstausgestrahlt.

In den Gesprächen wurde deutlich, dass sich die meisten Bauern und Bäuerinnen als ProduzentInnen „unverstanden“ fühlen, da die nicht-bäuerliche Bevölkerung - so wird geglaubt - wenig über den Beruf und die Arbeitsbedingungen der heutigen Bauern/Bäuerinnen weiß. Der Großteil der VerbraucherInnen wird als schlecht über die Zusammenhänge in der Landwirtschaft informiert und nicht an der Landwirtschaft interessiert wahrgenommen. Von vielen LandwirtInnen werden die KonsumentInnen daher nicht als ein politischer Partner verstanden, mit dem es möglich erscheint, angemessene Preise für landwirtschaftliche Produkte zu vereinbaren oder die Agrarpolitik zu verändern. Vielmehr wird dem Verbraucher/der Verbraucherin vorgehalten, überhaupt nicht über landwirtschaftliche Produktion und Gegebenheiten informiert zu sein:

„Der was bestehen will und davon leben will, nicht? Muss noch größer werden. Aber nur, der Konsument möchte günstig kaufen...Aber am liebsten ist, wenn halt das Schweindl auf der Wiese steht oder dort im Strohballen herumwühlt oder... Und der Bauer nett mit den Stiefeln daneben steht. Das spielt es einmal nicht heutzutage. (...) Das widerspricht sich, auf der einen Seite, nicht? Es wird ja gerne das verkauft, nicht? So wie da [zeigt auf eine Orangensaftpackung], wennst da schaust. Der lächelt und alles, alles eitle Wonne. Ich meine, es ist eh... Aber es ist trotzdem Vorspielung falscher Tatsachen, weil eben, das spielt's einfach nicht. Wenn man das intensiv macht.“ (Bauer A)

„Es wird sicher 99 Prozent vom Schweinefleisch, wird einfach ‚produziert‘. Und wenn ich wo ein Schnitzel esse oder eine Wurst esse, muss ich wissen, dass die Sau auf einem Spaltboden gehalten worden ist und dass sie ‚produziert‘ worden ist.“ (Biobauer F)

Durch diverse Werbebotschaften werden die KonsumentInnen auf eine romantisierende Landwirtschaft eingestimmt, die mit dem realen Leben einer bäuerlichen Familie beinahe nichts mehr zu tun hat. Oft wird ein Bild von der Landwirtschaft geprägt, das von einer ländlichen Idylle bestimmt ist. Mechanisierung, rationelle Betriebsführung und Produktionsdruck würden in dieser Idylle störend wirken und werden ausgespart. Solche Trugbilder vom bäuerlichen Leben lassen sich unter dem Begriff „Agrarromantik“ subsumieren. Unter Agrarromantik versteht Gollwitzer (1977:40) die „Idealisierung der bäuerlichen und landwirtschaftlichen Realität, Festhalten an anachronistischen Standpunkten und Repristinierungsversuche, Vorspiegelung einer heilen Welt auf dem Lande, insbesondere die Meinung, der Beruf des Landwirts sei der ‚natürlichste‘, der gesündeste und gewissermaßen Gott wohlgefälligste, und das Gedeihen von Staat und Gesellschaft hänge primär von der sozialen und wirtschaftlichen Gesundheit des Bauernstandes ab.“ Für Planck und Ziche (1979:14) gehört es jedenfalls zu den Aufgaben von AgrarsoziologInnen, „sich mit der Agrarromantik auseinanderzusetzen, ihre Thesen empirisch zu überprüfen und sie gegebenenfalls als Wunschdenken oder Ideologien zu entlarven.“ Dazu gehört auch, die gesellschaftliche Bedingtheit und die sozialen Auswirkungen von Agrarromantik und Bauerntumsideologien aufzuzeigen.

Einige der Forderungen, die von den KonsumentInnen an die LandwirtInnen herangetragen werden, stehen in starkem Widerspruch zueinander. Auf der einen Seite sollen die Tiere möglichst artgerecht gehalten werden. Auf der anderen Seite soll das Fleisch aber möglichst günstig zu erwerben sein. Die Bauern und Bäuerinnen sehen sich nicht im Stande dem nachzukommen, lässt sich doch artgerechte Haltung mit der zweiten Forderung schwer vereinbaren:

„Und dass es auch politisch eigentlich so gelenkt ist, ob gewollt oder ungewollt weiß ich nicht, dass die Wirtschaft anscheinend so einen Druck ausüben kann, dass alles billigst sein muss. Und dass es eben dann ganz egal ist wie das produziert ist. Ob da eine Beziehung Mensch-Tier da war oder nicht ist dann eigentlich ganz egal. Ja im Moment schaut es so aus, wie wenn das sehr vielen Menschen eigentlich egal wäre, ob überhaupt eine Mensch-Tier

Beziehung da ist oder nicht. Wenn man sie fragt zwar wahrscheinlich nicht, dann hätte es zwar jeder gerne, aber beim Kaufen tun sich die Leute dann leider schwer, dass das eben irgendwo einen Wert haben muss. Ob einer 20 Stiere hat oder ob einer 2000 Stiere hat, nicht?" (Biobauer S)

Aus den Aussagen der zitierten Bauern und Bäuerinnen geht hervor, dass den KonsumentInnen ob ihres Kaufverhaltens indirekt Vorwürfe gemacht werden. Zudem wird ihnen teilweise die Verantwortung für die Preisentwicklung der letzten Jahre zugeschoben. Der Verbraucher/die Verbraucherin gibt, wenn auch oft unbewusst, mit seinem/ihrer Kaufverhalten den Weg für die Wirtschaft vor. Dahingehend verfügt der Konsument/die Konsumentin über eine gewisse Machtposition und hat so in den Augen der Bäuerinnen und Bauern eine Verantwortung wahrzunehmen:

„Ich sage immer, das bestimmt alles der Konsument. Sonst niemand. Wenn sie ein billiges Fleisch haben wollen, dann bekommen sie eines.“ (Bäuerin D)

„Entscheidend bei allem, entscheiden tut das nur der Konsument. Der Konsument entscheidet, wo es hingehet.“ (Biobauer Y)

Den Markt als bloßen Spiegel von Verbraucherwünschen zu sehen, entlastet die Bäuerinnen und Bauern von ihrer eigenen Verantwortlichkeit. „Livestock farmers need ‘the consumer’ to refer to, in order to justify their daily practices. More nuanced information about consumers’ perceptions, or about the capability of animals to suffer, would bring them into trouble, since this would deprive them of their arguments“ (Te Velde 2002:217).

„Die KonsumentInnen sind selber schuld an den Produktionsbedingungen und der Qualität der Produkte, denn sie wollen es ja nicht anders“, so der in den Gesprächen oft gehörte Tenor. Die Haltungsbedingungen der Nutztiere erfahren dadurch eine Rechtfertigung, nach dem Motto „es geht ja nicht anders“. Die von Serpell in Kapitel 3.3.2 erwähnte Distanzierungsmethode „Abwälzen der Schuld/Verantwortung“ findet hier ihre empirische Bestätigung.

Eine Denkschrift der Evangelischen Kirche hat bereits im Jahr 1984 festgestellt, dass es nicht nur einseitige Vorwürfe zwischen Bauern/Bäuerinnen und KonsumentInnen gibt, vielmehr sind sie wechselseitig: „Hierbei ist der Blickwinkel von Kritik und Gegenkritik oft verengt. So lassen Natur- und Tierschützer häufig außer Acht, daß [sic!] die Landwirte im europäischen Wettbewerb ein angemessenes Einkommen erwirtschaften müssen. Vor allem auf lokaler Ebene übersehen sie allzu leicht, daß [sic!] nicht wenige der betroffenen Bauern Existenzsorgen haben. Agrarpolitiker, Produzenten und berufsständische Vertreter erkennen oft noch ungenügend, daß [sic!] es mit den Interessen der Landwirte durchaus vereinbar sein kann, wenn der Spielraum für die Nutzung technisch-ökonomischer Möglichkeiten durch Forderungen von Ökologie und Tierschutz eingeengt wird. Verbraucher verkennen oft, daß [sic!] man nicht beides gleichzeitig haben kann: Immer preiswertere und zugleich rückstandsfreiere Nahrungsmittel. So sieht jeder sein einseitiges Interesse, anstatt ökologische Notwendigkeiten und ökonomische Erfordernisse in ihrer unauflösbaren Verbindung zu sehen“ (Evangelische Denkschrift 1984:12f) ⁵⁸.

⁵⁸Die Kritik an verschiedenen Formen der Nutztierhaltung ist sicherlich berechtigt und auch weit verbreitet und es besteht die Gefahr einer gegenseitigen und einseitigen Schuldzuweisung. Die Mehrkosten für eine tiergerechte Haltung der Tiere kann nicht alleine Sache der Bauern und Bäuerinnen sein, sondern die Gesellschaft als Ganzes müsste ihre ethischen Vorstellungen gemeinsam finanzieren. Das heißt, dass auch die VerbraucherInnen beteiligt sind. Sie müssen dafür gewonnen werden, sich auf die zwar teureren, aber tiergerecht produzierten Lebensmittel umzustellen und die damit verbundenen Mehrkosten durch geringere Verbrauchsmengen zu kompensieren (Teutsch 1987:159).

In Anlehnung dazu einige Anmerkungen zum Fleischkonsum: Die immense Nachfrage nach Fleisch als möglichst billiges Nahrungsmittel führt zwangsläufig zu einer vollindustrialisierten Massentierhaltung (Schneider 1992). Idel (2001) rechnet vor, dass wenn die Deutschen an ihrem jährlichen Durchschnittskonsum von 230 Eiern pro Kopf nichts ändern, in einer artgerechten Tierhaltung für die notwendigen zirka 80 Millionen Hühner eine Fläche von 80.000 Hektar gebraucht werden würde. Bei den Schweinen und Rindern läuft es auf dieselbe Problematik hinaus. Tierschutz und artgerechte Tierhaltung ist den meisten Menschen sicherlich ein Anliegen. Fazit ist

Der Handel und die Werbung haben heute großteils die Kommunikation mit den KonsumentInnen übernommen. Da die meisten LandwirtInnen keinen direkten Kontakt mehr zu den VerbraucherInnen haben, kann ihr Bild von diesen kaum aus einer konkreten Beziehung mit ihnen korrigiert werden (Kölsch 1990:144). Manche Bauern und Bäuerinnen versuchen einen anderen Weg zu gehen. Eine direkte Verbindung zu den KonsumentInnen wurde und wird gesucht und auch gefunden. Die Direktvermarktung landwirtschaftlicher Erzeugnisse spielt seit den 70iger Jahren eine zunehmende Rolle in der österreichischen Landwirtschaft (Pevetz 1999:224). 26.170 Betriebe waren 2007 in irgendeiner Form in der Direktvermarktung tätig (Statistik Austria 2008). Direktvermarktung schafft Kontakt, Annäherung und Austausch zwischen Bauern/Bäuerinnen und ihren KonsumentInnen,

„Bei mir ist es halt so, wenn ich jetzt wirklich...Ich kann halt dem Konsumenten zeigen, wo ist das her. Wie wird das gehalten. Ich brauche nicht die Werbung dafür. Ich kann sagen, so da bei mir kannst du es dir anschauen. Und von da her und das ist das.“ (Biobauer F)

„Ja, so wie es bei uns ist, da schätze ich die Lage eigentlich sehr positiv ein. Die Direktvermarktung wird von Jahr zu Jahr besser. Die Konsumenten suchen eigentlich die Produkte direkt vom Bauern.“ (Bauer W)

und ermöglicht den LandwirtInnen zudem eine bessere Wertschöpfung:

„Sicher man hat die Arbeit. Aber wenn ich Sie jetzt selber vermarkte oder ich gib es dem Händler oder Fleischhacker. Da hat man schon ordentliche Einbußen. Das muss man schon sagen. Das rechnet sich schon. Das finde ich ja, ist ein schöne Arbeit.“ (Biobäuerin F)

„Das ist die einzige Nische, wo du sagst, du kriegst für dein Produkt noch ein Geld.“ (Biobauer N)

„Weil man den Preis einfach doch hauptsächlich selber in der Hand hat.“ (Biobäuerin S)

„Durch die Schafe bin ich zur Selbstvermarktung gekommen, wenn du siehst, da ist halt doch noch ein bisschen was zum Verdienen, halt irgendwo. Dass du nicht abhängig bist von Anderen.“ (Biobauer X)

Die Direktvermarktung (inklusive Heuriger) stellt für viele Betriebe eine wichtige Alternative dar, die dazu beiträgt, das Einkommen zu verbessern. Insgesamt betrug der Produktionswert im Jahr 2007, abgeleitet von Buchführungsergebnissen, 139 Millionen Euro. Davon entfallen 31 Prozent auf Heurigen und 69 Prozent auf die Direktvermarktung (Grüner Bericht 2008:51).

Besonders zur Zeit des BSE-Skandals wurde verstärkt der direkte Kontakt zum Erzeuger/zur Erzeugerin gesucht, wie Bauer W erzählt. In solch „schwierigen“ Zeiten bewährt sich die Direktvermarktung besonders, da die Verkaufspreise auch in Krisenzeiten stabil bleiben und keinen Marktschwankungen unterlegen sind:

„Und jetzt vor ein paar Jahren, wie das mit dem BSE-Skandal war, da waren wir eigentlich knapp dran, dass wir aufgehört hätten. Aber dadurch, dass wir zwei Jahre vorher mit der Direktvermarktung angefangen haben, war es eben so, dass wir gesagt haben, die Direktvermarktung funktioniert so gut und ist da in der Zeit sogar noch besser geworden. Jetzt haben wir doch mit den Rindern weitergemacht.“ (Bauer W)

jedoch, dass der Mensch die Quantität seines Konsums besonders im Bezug auf Fleisch erheblich verringern müsste, um einer flächendeckend artgerechten Tierhaltung eine reelle Chance einzuräumen.

Das selbst produzierte Fleisch wird auch von Seiten der Bauern und Bäuerinnen im Rahmen der Selbstkonsumation geschätzt:

„Qualität hat man hauptsächlich in kleinen Betrieben. Also, ich meine, wir tun Fleisch vermarkten, selber vermarkten. Und man merkt es auch am Fleisch. Und wenn man den Unterschied kennt, isst man sicher kein anderes Fleisch mehr. Also das ist schon super.“ (Biobäuerin F)

„Ich bin froh, dass ich ein gesundes Nahrungsmittel wem geben kann.“ (Biobäuerin N)

„Ich meine man muss ja sagen, heute weiß man gar nicht mehr was richtige Qualität von einem Fleisch ist. Weil die Supermarktware da, ich habe erst vor kurzem einen Schopfbraten gegessen – eine Katastrophe für mich, da gewöhne ich es mir auch ab, das Essen. Ich weiß nicht warum das so ist, aber das war geschmacklich katastrophal. Wenn du eben die eigene Ware gewöhnt bist. Und das dürften scheinbar einige Kunden auch schätzen.“ (Biobauer T)

Bauer J schlachtet seine Masttiere zwar nicht selbst. Dennoch ist es für ihn selbstverständlich, das vom Schlachthof zurückgeholte Fleisch seiner eigenen Tiere zu essen:

„Nein, aber wir essen schon unser eigenes Rindfleisch.“ (Bauer J)

Für die traditionelle bäuerliche Familienwirtschaft als Produktions- und Haushaltseinheit war eine mehr oder weniger autonome Existenzsicherung nur auf Grundlage einer eigenbedarfsorientierten Selbstversorgung gewährleistet. Unter Selbstversorgung versteht Goldberg (2003:129) „die Herstellung und Verarbeitung von Produkten aus Garten und Hof für den Eigenbedarf.“

In der Gegenwart vollzieht sich die Produktion und Reproduktion der bäuerlichen Familie weitgehend in Abhängigkeit vom Markt: Geräte und Maschinen, Zucht- und Masttiere, Saatgut, Energie und andere benötigte Betriebsstoffe werden ebenso über den Markt bezogen wie anderen Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens. Als einer der wenigen Bereiche verbleibt noch die Nahrungserzeugung für den Eigenbedarf der Familie als Relikt subsistenzwirtschaftlicher bäuerlicher Produktion (Dirscherl 1989:48).

4.18 Gibt es Unterschiede in der Beziehung zum Tier zwischen biologisch und konventionell wirtschaftenden Bauern und Bäuerinnen?

Ökologisch⁵⁹ wirtschaftende LandwirtInnen deuten schon aufgrund ihrer Produktionsweise auf ein engeres Verhältnis zu der Natur hin. Durch die Umstellung von konventionell auf biologisch verändert sich meist ihre Beziehung zur Natur (Kölsch 1990:181)⁶⁰.

Die Mensch-Nutztier-Beziehung auf biologisch wirtschaftenden Betrieben ist per se und explizit anderes, nämlich insofern, dass sie stärker an tierethologischen Gesichtspunkten orientiert ist (Inhetveen 2001:19). Biobauer G und Biobauer I teilen diese Ansicht:

„Generell müsste man eigentlich Ja sagen. Es gibt ja bei den Biobauern schon einmal andere Haltungsvorschriften, nicht? Der braucht ein größeres Platzangebot, die müssen ins Freie können. Die brauchen

⁵⁹Wesentliche Unterschiede zwischen biologischer und konventioneller Tierhaltung sind unter anderem in der Auslaufpflicht, der Stallgestaltung, in der Fütterung, den erlaubten Besatzdichten und Mindeststallflächen und dem Medikamenteneinsatz auszumachen. Für die genauen Produktionsrichtlinien der biologischen Landwirtschaft sei jedoch an andere Stellen verwiesen (Bioverbände, Landwirtschaftskammer).

⁶⁰Auf die Motive und die Situation der Umstellung von konventioneller auf biologische Wirtschaftsweise oder die Integration und Akzeptanz von BiolandwirtInnen unter den BerufskollegInnen im Dorf wird in diesem Kapitel nicht eingegangen, da sie als Gesprächsthemen in den Interviews keine Erwähnung fanden. Hierfür sei auf andere Werke verwiesen (z.B. Kölsch 1990).

Raufaserstrukturmaterial. Das muss ihnen angeboten werden. Es ist von daher sicher anders." (Biobauer G)

„Glaube ich schon. Einfach, weil du vielleicht eine gerechtere Entlohnung hast und gestoppt wirst, dass du nicht zum Massentierhalter wirst. Weil du brauchst einmal eine gewisse Auslauffläche und du hast eben die Vorschriften. Du kannst nicht sagen, unendlich, ich mache so und so viel, wie es mir Spaß macht. Sondern es ist an die Fläche gebunden. Und auch jetzt bei die HendlIn, jetzt wenn ich sage und wenn ich das konventionell mache, habe ich das drei- oder vierfache im Stall stehen, nicht? Und die HendlIn müssen halt schön brav sitzen. So gesehen, glaube ich schon, dass sie [die Beziehung] besser ist." (Biobauer I)

Biobäuerin V leitet von der bewussten Entscheidung für eine biologische Wirtschaftsweise eine größere Sensibilität in anderen Bereichen, auch in der Tierhaltung, ab:

„Ich denke das schon. Wenn einer, ein Biobauer doch ein bisschen in einigen Bereichen bewusster ist. Und sich dann genauso auch bewusster mit den Tieren beschäftigt." (Biobäuerin V)

Biobauer S erzählt, dass sich die Haltungsbedingungen für seine Nutztiere am Betrieb durch die Umstellung von konventioneller auf biologische Wirtschaftsweise erheblich verbessert haben:

„Na bei uns ist es auf jeden Fall für die Tiere besser geworden, weil früher als konventioneller Betrieb haben wir eben noch mehr Tiere auf dem gleichen Raum gehalten, jetzt haben sie viel mehr Platz. Jetzt haben sie einen Auslauf auf Stroh und so. Also von dem her ist es auf jeden Fall viel besser geworden. So vom menschlichen Kontakt hat sich, glaube ich, nichts geändert, zu den Stieren." (Biobauer S)

Dennoch steht für ihn fest, dass die Ausrichtung der Wirtschaftsweise in keinem direkten Zusammenhang mit der Beziehung zum Tier stehen muss:

„Vielleicht ist der Prozentsatz ein bisschen höher bei den Biologischen, wo die Bauern eine gute Beziehung haben zu den Viechern. Aber es liegt einfach daran, weil die Biobauern schon einfach ein bisschen sensibler für das sind, sage ich einmal und eine kleinere Gruppe sind halt. Was sich jetzt aber auch schon ändert, immer mehr. Aber von Haus aus, würde ich nie sagen, dass konventionelle Betriebe keine gute Beziehung zu einem Viech haben können. Da gibt es irgendwo super Betriebe auch. Ganz sicher." (Biobauer S)

Bauer W ist ähnlicher Meinung und warnt vor pauschalen Zuweisungen:

„Man darf aber sicher nicht den Fehler machen, dass man sagt, der biologische Landwirt hat eine andere Beziehung zum Tier, als der konventionelle Landwirt. Das glaube ich, das wird auch wahrscheinlich immer wiederum gesagt werden, aber das glaube ich, dass das nicht richtig ist." (Bauer W)

Die soeben zitierte Ansicht ist bei den befragten Bauern und Bäuerinnen, ungeachtet ob konventionell oder biologisch wirtschaftend, vorherrschend.

Biobauer Q weist darauf hin, dass in beiden Wirtschaftsweisen der wirtschaftliche Faktor derselbe ist und daher im konventionellen Bereich als auch im Biobereich die Grundbedingung die gleiche ist. Gemeint ist damit die Notwendigkeit, den Betrieb wirtschaftlich so zu führen, dass davon ein Einkommen erzielt werden kann.

„Nein, glaube ich nicht. Also, weil eben dieser wirtschaftliche Faktor derselbe ist.“ (Biobauer Q)

Aufgrund des verstärkten Preisdruckes wird auch in der biologischen Tierhaltung zunehmend versucht, die Leistung der Tiere beziehungsweise die Produktion an sich zu steigern.

„Wobei ja jetzt im Biobereich auch schon die Diskussion um die Größen angefangen hat. Weil es da auch schon Betriebe gibt, die ziemlich große Einheiten haben, und dann alle sagen, na ja, wie weit ist es jetzt wirklich noch Bio und wie weit nicht? Und das ist eine sehr spannende Diskussion. Werden wir sehen wie sich das herausstellt, nicht?“ (Biobauer F)

Fütterung, Haltung und Bestandesgröße bewegen sich zunehmend in Richtung Ertragssteigerung und nähern sich somit konventionellen Produktionsbedingungen an. Einige AutorInnen, wie Bartel-Kratochvil und Lindenthal (2008) thematisieren daher bereits die beobachtbare „Konventionalisierung“ des Biolandbaus. Darunter wird die zunehmende Ähnlichkeit von Strukturen, Methoden und Verfahren im Biolandbau mit jenen der konventionellen Landwirtschaft verstanden. Das bedeutet, dass zur Beherrschung auftretender Probleme auf konventionelle Lösungsansätze zurückgegriffen wird, anstatt eigenständige biologische Ansätze zu suchen.

Vielmehr als von der Wirtschaftsweise wird die Beziehung zum Nutztier nach Meinung der besuchten Bauern und Bäuerinnen, einerseits von der Persönlichkeit und der Einstellung des Tierhalters/der Tierhalterin und andererseits von der Bestandesgröße bestimmt:

„Ich glaube einfach das ist eine Frage von der Bestandesgröße. Und ob das jetzt konventionell oder biologisch ist, ist da egal. Und auch vom Typ Mensch her, glaube ich, der eine hat es und der andere will es gar nicht. Also das würde ich nicht auf Bio beziehen.“ (Bauer R)

Auch Biobauer H und Biobauer X kommen auf den Einfluss der Bestandesgröße zu sprechen:

„Ich weiß nicht, für einen Hendlbetrieb oder für einen Hühnerbetrieb, der 1000 oder 2000 hat, egal ob er jetzt konventionell oder Bio ist. Ich weiß nicht, ob man da eine Beziehung aufbauen kann. Wenn man 100 oder 200 Stück Rinder hat, glaube ich, da tust du dich auch schon schwer mit einer Beziehung. Von der Größe her. Auf alle Fälle von der Größe her. Weil ich würde sagen, je mehr du hast, desto schwerer wird das Ganze. Wenn das noch überschaubar ist, ich weiß nicht, ob einer 100 Stiere kennen kann?“ (Biobauer H)

„Alles was mit Massentierhaltung zum tun hat, kannst du vergessen. Da ist das Tier eine Sache. Das hat aber nicht einmal was zu tun mit biologisch oder nicht biologisch, ich finde zum Beispiel, die biologische Hühnerhaltung ist im Prinzip nichts anderes wie die konventionelle. Wenn einmal 3000 Viecher beieinander sind, dann ist das Viech ein Viech, ob es jetzt biologisch gefüttert wird oder nicht. Das eine Futter kostet ein bisschen mehr wie das andere. Aber da gibt es nicht wirklich eine Beziehung.“ (Biobauer X)

„Das Wachstum muss auch einmal ein Ende haben. Genauso ist das, ein Biobetrieb mit 50 Zuchten ist für mich auch schon fast wieder ein Industriebetrieb. Also da hast du keinen persönlichen Bezug mehr zum Viech.“ (Biobauer T)

Ebenso gesteht Bauer J nur den „kleinen“ und idealistischen BiolandwirtInnen eine besondere Mensch-Nutztier-Beziehung zu, jedoch nicht den größeren Betrieben:

„Es gibt zwischen Biobauern und zwischen Bauern einen Unterschied; es gibt aber auch zwischen Biobauern und Biobauern einen Unterschied. Es gibt Biobauern, die was das rein auf rechnerischer Basis machen wahrscheinlich, so vermute ich. Es gibt auch Biobauern, die was das machen aus dem alten, oder zumindest zurück in diese Richtung, diese Kreislaufwirtschaft. (...) Und diese Betriebe, sage ich einmal vorsichtig, ich kenne aber keinen Biobauern, der sich direkt mit Viechern befasst. Ja, sage ich einmal, dem gebe ich das Recht, dass er sagt, er befasst sich mehr oder zumindest ist er breitfächriger gesteuert. (...) Es ist alles eine Frage der Größe, sagen wir einmal so mit Spezialisierung. Wenn er klein ist ok. Aber wenn er mir erzählt, er ist ein Biobetrieb und füttert 100 Stier auf Biobasis, auch wenn sie einen Auslauf haben...“ (Bauer J)

Die letzten Zitate machen deutlich, dass die Größe des Tierbestandes als entscheidender Faktor wahrgenommen wird, ob Mensch und Nutztier eine Beziehung zueinander aufbauen können. Die Wahrscheinlichkeit, dass in einem kleineren Tierbestand zu jedem Einzeltier eine Beziehung aufgebaut wird, ungeachtet dessen ob biologisch oder konventionell wirtschaftend, ist größer als in einem Großstall mit angenommen 100 Tieren. Hier eröffnen sich für den Bauern/die Bäuerin Grenzen der Machbarkeit (vgl. Kapitel 4.9).

4.19 Bräuche rund um das Tier

Im Rahmen meiner Untersuchung wollte ich auch der Frage nachgehen, ob Bräuche in der Tierhaltung für die besuchten Bauern und Bäuerinnen eine Rolle spielen, um herauszufinden, ob sich die Mensch-Nutztier-Beziehung ebenso in Bräuchen manifestiert.

In der Sozial- und Kulturanthropologie fallen die in diesem Kapitel beschriebenen Handlungen in die Bezeichnungskategorie „Rituale“. Definitionen des Begriffs „Ritual“ gibt es einige, eingebettet in verschiedene Theorien und folglich verknüpft mit unterschiedlichen Konnotationen. Einen guten Überblick über die aktuellen Ritualtheorien liefert beispielsweise der Sammelband von Krieger und Belliger (1998). Die AutorInnen (1998:29) sind der Meinung, dass „heutige Ritualtheorien dazu tendieren, das Ritual als eigene Ebene des kommunikativen Handelns mit eigenen pragmatischen Bedingungen zu betrachten“.

Während in der Sozial- und Kulturanthropologie von „Ritualen“ gesprochen wird, ist in der Europäischen Ethnologie⁶¹ von „Bräuchen“ die Rede. Obgleich im Folgenden durchaus „rituelle Handlungen“ skizziert werden, habe ich mich dennoch entschieden, den Begriff „Brauch“ anstelle von „Ritual“ zu verwenden⁶². Dies erscheint mir im vorliegenden Kontext sinnvoll, da ich mich in meiner Forschung emischer Begriffe bediente und, der Logik meiner GesprächspartnerInnen folgend, selbst in den Gesprächen explizit nach Bräuchen fragte. Sich nach Ritualen zu erkundigen, ohne zu erklären, was damit gemeint sei, hätte meiner Einschätzung nach, für Unklarheiten gesorgt.

Für Bimmer galt der Begriff „Brauch“ schon von Anbeginn an als eine Kategorie der Europäischen Ethnologie. In „Grundriss der Volkskunde“ definiert er „Brauch“ wie folgt:

⁶¹Die Europäische Ethnologie, als eine „Schwesterdisziplin“ der Sozial- und Kulturanthropologie, befasst sich mit verschiedenen Aspekten von „Volkskultur“ des eigenen Landes und anderer europäischer Länder. Zu den klassischen Forschungselementen volkskundlicher Lehre zählen Siedlungs- und Hofformen, Volksglaube, Brauchtum, Volksmusik, Volkstanz, Trachten usw. (Wörterbuch der Völkerkunde 1999:400f).

⁶²Interessanterweise hält Bimmer (2001:463) dazu fest, dass in neueren Arbeiten ein verstärkter Rekurs auf den Ritualbegriff zu bemerken ist. Auffällig erscheint ihm die Zunahme im wissenschaftlichen als auch im allgemeinen Sprachgebrauch. Er führt das darauf zurück, dass die AutorInnen sich des Begriffes „Ritual“ bedienen um den Begriff „Brauch“ zu vermeiden, da die Definition von letzterem schwieriger erscheint. Er erkennt darin einen Trugschluss, denn auch vom Begriff „Ritual“ gibt es verschiedene Definitionsmöglichkeiten. Vergleiche hierzu weiterführend Caduff und Paff-Czarnecka (1999).

„Brauch ist zuallererst eine soziale Kategorie, bei der anders als bei einem Arbeitsgerät (als Objektivation materieller Kultur) oder einem Lied (als Zeugnis geistiger Kultur) ein soziales Handeln bestimmendes Moment ist. (...) Brauch ist nun aber keine beliebige, spontan ablaufende Handlung, sondern erfordert eine bestimmte Regelmäßigkeit und Wiederkehr, eine den Brauch ausübende Gruppe, für die dieses Handeln eine Bedeutung erlangt, sowie einen durch Anfang und Ende gekennzeichneten Handlungsablauf, dessen formale wie zeichenhafte Sprache der Trägergruppe bekannt sein muss.“ (2001:445)

Für die Brauchforschung als Ganzes erscheint eine Neufassung der Definition von „Brauch“ in den Augen Bimmers wesentlich. Dabei geht es vor allem darum, über Tradition, Reichweite und Dauer, als Kriterien von Brauch, zu neuen Konzepten zu gelangen. Erst mit einem „erweiterten“ Brauchbegriff wird es möglich sein, die sozialen Regelmäßigkeiten im Arbeits- und Freizeitleben gegenwärtiger Gesellschaften zu erfassen⁶³.

Ich schließe mich der Auffassung Burger-Scheidlins (2007:224) an, die unter Bräuchen „eine bestimmte Art von Ritualen, die stark historisch und lokal orientiert ist, und oft einen materiellen Bezug hat (Gegenstände werden geweiht, verbrannt oder ähnliches)“, versteht. Diese vielleicht etwas einfache, aber klare Definition, trifft sich auch mit den ausgeübten Bräuchen der von mir besuchten Bauern und Bäuerinnen.

Bräuche im Bereich der Tierhaltung werden bei den InterviewpartnerInnen nur noch vereinzelt gelebt. Begründet wird das einerseits mit einem persönlichen Desinteresse beziehungsweise einer generellen Abneigung solchen Praktiken gegenüber,

„Da bin ich zuwenig gläubig für diese Geschichte.“ (Biobauer X)

„Das haben wir früher immer gemacht am Heiligen Abend. Diese Stallsegnung. Aber das haben wir dann bleiben lassen, also ich mache das nicht mehr, weil es mir einfach zu gefährlich ist, da mit der Glut da in Stall gehen. Na ja, dann ist es, für das bin ich eigentlich nicht. Alles was mit Bräuchen zu tun hat. Wurscht ob das ein Erntedankfest ist oder was weiß ich, ist mir egal. Ich bin eigentlich nicht der Typ, der auf irgendwelche Bräuche Wert legt.“ (Bauer U)

und andererseits wird die Sinnhaftigkeit dieser in Frage gestellt:

„Ich meine, die Rauh Nächte und so, muss ich sagen, das ist auch bei uns nur mit einem Augenzwinkern irgendwo gemacht worden. Außerdem ist immer das Problem das, fällt eine Glut irgendwo hinunter, brennt dir in der Nacht der Stall ab, nicht? Soviel Glück bringt das...Da ist das Risiko größer, als das was es hilft.“ (Biobauer Y)

Es ist bemerkbar, dass Bräuche in der Elterngeneration mitunter noch eine Rolle gespielt haben, diese Traditionen jedoch oft nicht von der nachfolgenden Generation übernommen wurden. Es hat den Anschein, als ob ein Zusammenhang zwischen dem „Nicht-mehr-ausüben“ von Bräuchen und der modernen Produktionsweise besteht. Die Produktionsbedingungen und -systeme haben sich in den letzten Jahrzehnten erheblich verändert und dazu geführt, dass die LandwirtInnen sozusagen nicht mehr auf „Rituale“ vertrauen müssen oder das Gefühl haben auf diese „angewiesen“ zu sein. Dieser Platz wurde von der modernen Technik eingenommen.

Bauer W erinnert sich jedenfalls noch an das Ausräuchern, merkt aber an, dass er es selbst schon seit Jahren nicht mehr praktiziert:

⁶³Aufschlussreich für die vorliegende Arbeit erscheint in diesem Zusammenhang auch Bimmers (2001:464) Feststellung, dass in der gegenwärtigen Brauchforschung, ein gesteigertes Interesse an der kulturwissenschaftlichen Bedeutung des Verhältnisses zwischen Mensch und Tier, zu verzeichnen ist. In den letzten Jahren standen vor allem Themen im Vordergrund, die sich mit dem Tier in Brauch und Alltagsleben als auch in Historie und Gegenwart beschäftigen.

„Ja eigentlich in der letzten Zeit nicht mehr. Aber jetzt, da wo Sie es erwähnen, wir haben es früher immer gemacht. Aber jetzt sicher schon ein paar Jahre nicht mehr.“ (Bauer W)

Biobauer X ist der Meinung, dass Bräuche erst in einem späteren Lebensabschnitt an Bedeutung gewinnen:

„Aber ich glaube solche Sachen entwickelt man erst, wenn man älter wird. Meiner Meinung nach. Das kommt erst, wenn man ein bisschen ruhiger wird, glaube ich halt. Da hat man vielleicht ein bisschen mehr Zeit.“ (Biobauer X)

Die beiden Bräuche, die für einige der besuchten Bauern und Bäuerinnen noch Relevanz haben, sind einerseits das Ausräuchern und andererseits das Anbringen von Palmbuschen. Beide sind als „private“ Bräuche anzusehen. Damit ist gemeint, dass sie im Rahmen der Familie (privat) durchgeführt werden und nicht in der Öffentlichkeit zelebriert werden. Gemeinsam ist beiden Bräuchen auch, dass sie präventiv schützen sollen.

Zudem werden beide nicht direkt am Nutztier durchgeführt, sondern konzentrieren sich auf die Behausung der Tiere, den Stall als schutz- und segensbedürftigen Ort für seine Bewohner.

„Na ja ein Brauch ist eigentlich immer das Räuchern zu Weihnachten. Ja, das machen wir eigentlich schon.“ (Bäuerin C)

„Bräuche? Ja, wir tun einmal ausräuchern. Zu die Drei Heiligen Könige, ja. Aber sonst machen wir an sich nichts. (...) Warum? Ja, damit wir die bösen Geister vertreiben. Die vielleicht da sind.“ (Bauer R)

Der Brauch des Ausräucherns wird zur Zeit der Rauhnächte durchgeführt. Der Name „Rauhnacht“ leitet sich einerseits vom Räuchern selbst ab, und andererseits von „Rau“, den Dämonen, die in diesen Nächten ihr Unwesen treiben. Als Rauhnächte werden jene 12 Nächte zwischen dem Heiligen Abend (24.Dezember) und den Drei Heiligen Königen (6.Jänner) bezeichnet, wobei sich der Zeitraum der Raunächte je nach Lokalität verschieden gestalten kann. Auch gibt es Unterschiede in der Anzahl der Rauhnächte. Als die wichtigsten, beziehungsweise die gefährlichsten Rauhnächte, gelten die Christnacht (24./25.Dezember), die Silvesternacht (31.Dezember/1.Jänner) und die Epiphaniasnacht (5./6. Jänner). An jenen Tagen, vielmehr in jenen Nächten, werden Haus und Stall meist vom Hausvater „ausgeräuchert“. Der Weihrauch soll dämonische Nachstellungen und sonstige schädliche Einflüsse für das kommende Jahr abwehren (Becker-Hubert 2001). Das Ausräuchern wird bei den besuchten Familien, die diesen Brauch noch ausüben, unterschiedlich gehandhabt: räuchern die einen beispielsweise nur zu Weihnachten, räuchern andere auch zu Silvester.

Der zweite Brauch, der von den besuchten Bäuerinnen und Bauern in den Interviews erwähnt wurde, ist das Anbringen von Palmkätzchen im Stall.

„Die Palmkätzchen stecken wir schon. Zu Ostern, also Palmsonntag, wenn die Palmkätzchen geweiht sind. Dass der Herrgott die Hand darüber hält.“ (Biobäuerin X)

Der 6. Fastensonntag im Jahr heißt Palmsonntag und soll an den Einzug Jesus Christus in Jerusalem erinnern. Die Blätter der Fiederpalmen galten in der Antike als Symbol des Lebens, der Hoffnung und des Sieges. In Europa werden anstelle der Palmwedel Ölzweige oder Palmkätzchenzweige verwendet. Traditionell werden einige Palmkätzchenzweige zu einem „Strauß“ gebunden und am Palmsonntag von den Gläubigen zur Messe mitgenommen. Dort werden die Palmkätzchenzweige vom Pfarrer gesegnet, indem er sie und die in der Kirche Anwesenden mit Weihwasser besprengt. Zweigen, die am Palmsonntag in der Kirche geweiht werden, wird eine besondere Kraft zugesprochen. Sie

werden in den Häusern (im Herrgottswinkel hinter das Kruzifix), den Stallgebäuden und auf den Feldern angebracht und sollen ihrerseits Segen bringen und Unheil abwenden (Wolf 2003).

Warum wird an diesen Bräuchen festgehalten? Bäuerin D möchte dieses Ritual vor allem in Hinblick auf ihre Kinder nicht missen. Hier kommt ganz stark der Gedanke des „Weitergebens“ an die nachfolgende Generation zum Ausdruck. Besonders freut es sie zu sehen, dass die jüngste Tochter mit viel Begeisterung dabei ist:

„Unsere Generation nimmt das nicht so genau wie die vorige Generation. Aber er [der Ehemann] hat es [das Räuchern] immer gemacht, weil er es machen hat müssen. Und wenn dann die Kinder, wenn man dann selber dann Kinder hat, denkt man sich, na du musst den Brauch dann aber schon weitergeben, nicht? Und eben mittlerweile, die Kinder, also die Kleine, weiß ich nicht ob das die Ältere noch gerne macht, aber es ist halt Ritual. Ja? Nach der Grippenandacht gehen sie da durch alle Stallungen, zuerst in die Wohnung und dann in die Stallungen. Und die Kleine macht das leidenschaftlich gerne. Die ist neun Jahre.“(Bäuerin D)

Rituale sind nach Jennings (1998:158) eine Möglichkeit, Wissen zu vermitteln, aber auch zu gewinnen. Vor allem durch Präsenz bei der Ausführung der Rituale bekommen die Rituale eine tiefere Bedeutung. Denn nur durch Anwesenheit und Empfinden der Atmosphäre, die während der Durchführung eines Rituals zu spüren ist, kann dessen Bedeutung vermittelt werden. Das soeben gesagte über Rituale gilt auch für Bräuche. Wird ein Brauch nicht gemeinsam gelebt, wird er von der nächsten Generation vermutlich nicht fortgeführt werden. Neben der Sinnerfassung ist entscheidend, dass der potentielle Handlungsträger/die potentielle Handlungsträgerin ein Gefühl hinsichtlich des Brauches entwickelt und sich vor allem beim Praktizieren oder bei der Teilnahme wohl fühlt. Wenn dem so ist, dann ist die Wahrscheinlichkeit sehr hoch, dass er oder sie den Brauch weiterführt, wenn sich auch die Bedeutung des Brauches verändern kann.

Biobauer V schätzt das Ausräuchern als Tradition, mit der er seit Kindheit vertraut ist. Es ist ihm daher ein Anliegen, den Brauch fortzusetzen:

„Das sind Traditionen. Das sind Dinge, die ich auch schon aus meiner Kindheit kenne. Die ich unbedingt beibehalten möchte, weil es wie soll ich sagen, weil ich mich damit auch einbringe in den Stall, als jemand der Gutes dafür wünscht. Ja, also positives einbringt, einbringen möchte. Dass es negative Wirkungen hat, hat uns noch niemand gezeigt.“ (Biobauer V)

Bleibt festzuhalten, dass Bräuche aus unterschiedlicher Motivation heraus, durchgeführt werden: sei es aus spirituellen Gründen oder aus Gründen der Tradition, weil das was die Eltern/Großeltern schon gemacht haben weitergegeben werden möchte, oder aus Gewohnheit oder einfach auch aus einem guten Gefühl heraus, das dabei empfunden wird. Diese Beweggründe stehen meist nicht für sich alleine, sondern sind miteinander verbunden.

Landwirtschaft ist meist in lokale und historische soziokulturelle Zusammenhänge eingebunden, das heißt in religiöse Bräuche oder etwa dörfliche Umgangsformen (Inhetveen 1995). Im Zusammenhang mit bäuerlichen Werten fällt oft der Begriff der Tradition, wenn zum Beispiel von traditionellem Handeln, von traditionellen Wertvorstellungen oder traditionellen Elementen die Rede ist. Was bedeutet Tradition aber? Mit dem Begriff der Tradition werden im Allgemeinen das Alte, das Althergebrachte und das Beharrende assoziiert. Traditionen haben die Eigenschaft, dass sie von Menschen positiv und negativ erlebt und gesehen werden können. Der Grundsatz „das Alte bewahren wollen“ kann einerseits eine positive Bewertung erfahren, aber auch andererseits als rückschrittliches und konservatives Denken entlarvt werden. So kommt es, dass bäuerliches Leben manchmal als vormodern, unterentwickelt oder rückständig

betrachtet wird (Goldberg 2003:21). Einen der Gründe hierfür erkennt Hettlage (1989) in der Tatsache, dass Bauernkultur tatsächlich einer traditionellen Kultur gleichkommt, da der gemeinsame Lebensstil, die Technologien, die Institutionen, Einstellungen und Motivationen sowie das gesamte Wertsystem oftmals nicht den industriellen Rationalitätskriterien entsprechen.

Für Pongratz bedeutet traditionelles Verhalten jedoch kein starres und passives Festhalten an eingelebten Gewohnheiten. „Vielmehr erfordert es auf der Basis der überlieferten Regeln stets neue Interpretationen der veränderten Wirklichkeit und aktive Umsetzungsleistungen im Alltagsleben“ (1990:11). Er (1991:238) ist der Meinung, dass trotz vieler Veränderungen im bäuerlichen Leben und Arbeitsbereich, gewisse Elemente traditioneller bäuerlicher Kultur und Werte erhalten geblieben sind. Pongratz (1990:238) leitet daraus die These ab, dass die bäuerliche Bevölkerung „ihren eigenen Modernisierungsweg gegangen ist, indem sie sich den Anforderungen der modernen Industriegesellschaft nicht verweigert, aber gleichzeitig auch ihre Traditionen nicht ohne weiteres aufgegeben hat“. Er widerspricht damit der oft vorgebrachten Behauptung von der „Rückständigkeit“ bäuerlicher Kultur. Argumentativ belegt er dies mit einem historischen Rückblick, der ihn feststellen lässt, dass die bäuerlichen Familien in den vergangenen 200 Jahren einen weitaus größeren Modernisierungsweg zurückgelegt haben als vergleichsweise die bürgerlichen und proletarischen Familien. Die immer noch oft als rückständig geltenden bäuerlichen Familien haben seiner Ansicht nach, somit wohl mehr an sozialer Veränderung erfahren und bewältigt, als jede andere Bevölkerungsgruppe (Goldberg 2003:83).

Fliege (1998:406) ist der Auffassung, dass im Gegensatz zu zahlreichen klassischen Modernisierungstheorien, die von einem radikalen Gegensatz zwischen Tradition und Moderne ausgehen, traditionale Werthaltungen und soziale Normen in sehr flexibler Weise auch in modernen posttraditionalen Gesellschaftsformen problemadäquat ihre Berechtigung haben. Er meint, dass die Wandlungsfähigkeit der bäuerlichen Kultur bisher meist unterschätzt worden ist. „Die bäuerliche Kultur hat sich immer den neuen Anforderungen gestellt und sich unter veränderten Rahmenbedingungen stets behauptet. Im Spannungsfeld zwischen Tradition und Moderne haben die Bauernfamilien damit eine sehr viel größere Anpassungsleistung vollbracht als alle anderen Berufsgruppen“ (Fliege 1998:427).

Auch Bodenstedt (2003:149) äußert sich ähnlich. Landwirtschaft in den hoch-industrialisierten Ländern der nördlichen Halbkugel, in ihrer jetzigen Form, charakterisiert er als „eine „kapitalistisch“ betriebene oder auf dem Weg dahin befindliche Landwirtschaft, die aber auf der noch immer wirksamen Grundlage bäuerlicher Traditionen ruht.“

In den eben dargebrachten Überlegungen zu bäuerlicher Tradition beziehungsweise bäuerlicher Kultur ist meines Erachtens ein direkter Bezug zu Kroebers Konzept der „*part-society with part-culture*“, wie es in Kapitel 3.1.1 im Rahmen der Peasant Theory behandelt wurde, erkennbar. Kroeber bezeichnet die *Peasants* als ein gesellschaftliches Segment, als eine Teilgesellschaft mit einer Teilkultur. Aufgrund ihrer Wirtschafts- und Lebensweise, die unter anderem eigene Wertigkeiten aufweist, wird oft von einer spezifischen bäuerlichen Kultur gesprochen (*part-culture*). Fliege hält in diesem Zusammenhang fest, dass der ländlich-bäuerliche Lebensstil eine Adaption der dörflich-ländlichen Kultur mit den städtisch-industriellen Lebens- und Wirtschaftsformen repräsentiert. Obwohl urbane Werte und Lebensweisen den ländlichen Raum zunehmend beeinflussen, existieren weiterhin bäuerliche Handlungsmuster und eine immer noch bestehende kulturelle Eigenständigkeit bäuerlicher Lebenswelt. „Die bäuerliche Kultur hat sich verändert, aber sie bleibt für alle Beobachter unverwechselbar bäuerliche Kultur“ (1998:419).

4.20 Was hat sich in der Tierhaltung verändert und welche Auswirkungen auf die Mensch-Nutztier-Beziehung sind erkennbar?

Der Umgang mit landwirtschaftlichen Tieren hat in den letzten Jahrzehnten eine radikale Veränderung erfahren (vgl. auch Kapitel 3.3.4). Dies hängt mit mehreren Faktoren zusammen und ist übergreifend als konkrete Folge der Urbanisierung und der darauf folgenden Industrialisierung der Landwirtschaft zu sehen. Die Umstellung von kleineren selbstversorgenden Bauernhöfen mit mehreren Tierarten zu größeren Einheiten, die sich auf eine Tierart spezialisiert haben, mit dem Ziel eine höhere wirtschaftliche Leistungsfähigkeit zu erlangen, hat auf die Beziehung und Behandlung der Tiere Einfluss genommen. Ohne politische und wirtschaftliche Mechanismen, die eine Effizienzsteigerung der Agrarproduktion anstreben, wäre diese Umstellung so nicht möglich gewesen. Im Zuge der Industrialisierung sind Methoden der Tierhaltung entwickelt worden, die einerseits auf Tiere mit möglichst hoher Leistung abzielen und andererseits auf einer weitgehenden Vernetzung der Betriebe in Kombination mit einer Spezialisierung der verschiedenen Bereiche Tierzucht, Transport und Schlachtung beruhen. Als Ziel wird eine Rationalisierung durch Spezialisierung angesehen. Wer Schweine hält, hat entweder Zucht- oder Mastschweine, wer Rinder hält, hat entweder Kühe oder Mastkälber und wer Hühner hält, hat nur weibliche, weil diese Eier legen und schneller wachsen (Röcklinsberg 2001:13ff).

Waren bis vor 20-30 Jahren noch Mischbetriebe in Österreich vorherrschend, so stellen sie in der Gegenwart eine Minderheit dar. Charakteristisch für Mischbetriebe war beziehungsweise ist die Haltung von verschiedenen Tierarten auf einem Hof. Dieses System wurde von der Spezialisierung auf eine Tierart abgelöst. Größter Vorteil der Spezialisierung liegt in der Möglichkeit einer kosteneffizienteren und intensiveren Produktion.

„Ja früher hat ein jeder Bauer noch irgendwo kunterbunt Tiere gehabt, ja? Der hat seine Henderl gehabt, weil die Henderln, die hat er gebraucht, dass er Eier gehabt hat, dass sie was zum Essen gehabt haben, weil die haben sie können abstechen. Weil der Bauer sich in dem Sinn selbst versorgt hat mit Lebensmitteln, ja? Die haben ihre Enten gehabt weil da haben sie die Federn gehabt, und da haben sie die Ente oder das Gansl gebraten. Und dann haben sie eine Kuh gehabt für die Milch und ein Schweindl zum Abstechen, und so haben sie sich mit allem über Wasser gehalten und vielleicht ein bisschen noch was dazu verkauft. Und heute ist das aber schwierig für einen Bauer. Nur so aus Liebe, nur hobbymäßig eine Kuh, eine Ziege und sperren wir ein Schweindl und ein Pferd ein, das spielt's nicht mehr. Weil soviel Zeit hat man heute nicht mehr, wenn man wirklich in der Landwirtschaft existieren will. Weil es wird der Ertrag überall geringer und nur aus Liebe zu dem, nur von der Liebe alleine kann ich nicht leben. Ich brauche schon ein bisschen finanzielle Mittel auch zum Leben, ja?“ (Bäuerin E)

„Und es ist halt dann spezialisiert worden. Früher hast du Hühner gehabt, Schweine, Rinder, alles gehabt in einem Bauernhaus. Und das ist eigentlich weg. (...) Früher hat jede Kuh einen Namen gehabt. Und das könnte ich nicht mehr machen mit meinen Stieren, da hätte ich ja das ganze Jahr Arbeit, nicht? Weil die sind dann in einem Jahr wieder weg und das ist ein Rein-Raus. Früher, ich meine, wo in jedem Haus 5 Stück, 7 Stück waren...und natürlich war das da einfacher, dass da halt jedes Tier seinen Namen gehabt hat und dass man auf Nacht noch überall über'n Buckel gestrichen ist und so. Das ist halt jetzt nicht mehr der Fall.“ (Bauer M)

„Verändert hat sich das: es ist alles viel mehr spezialisiert als es früher war vielleicht. Früher hat ein jeder alle Viecher gehabt, kann man sagen, und jetzt gibt es nur mehr ein paar Wenige, die vielleicht eine Gattung haben vielleicht. Na ja, es geht nicht anders. Weil wenn man es macht, dann muss man es entweder ordentlich machen oder gar nicht. Also halb hat es überhaupt keinen

Sinn. Ja, es ist ganz Spezialisierung, das ist der große Unterschied. Und ich weiß nicht, ich glaube, wenn es wirklich so große Viehbestände sind, dann gibt es glaube ich keine Beziehung mehr zum Einzeltier. Aber das glaube ich war früher sehr wohl, dass da schon eine sehr starke Beziehung war zu den Tieren, ja? Was man so von den Großeltern gehört hat. Das war, glaube ich schon viel ärger, und viel ausgeprägter als jetzt. Ja, ich meine, wie es bei uns ist, wir haben 27 Kühe, also da ist das noch so, dass man zum Einzeltier noch eine gewisse Beziehung hat." (Bauer R)

Die Elterngeneration der besuchten Bauern und Bäuerinnen, konnte mit den im Vergleich zu heute kleineren Tierbeständen, ihre Familien ernähren beziehungsweise von den Einkünften ihres Betriebes leben. Die Rahmenbedingungen für eine rentable Tierhaltung in wirtschaftlichem Sinne haben sich jedoch dahingehend verändert, dass die Bestandesgrößen stetig am Wachsen sind. Die Bäuerinnen und Bauern sind sich dieser Entwicklung und ihrer Konsequenzen bewusst, wie die Aussagen zeigen.

„Weil unsere Generation und die von meinen Eltern unterscheiden sich ja schon einmal riesig. Weil wie es halt früher war, man hat 8 Zuchtsauen gehabt und die Ferkel hat man halt gemästet, ich meine man hat früher für eine Sau viel mehr Geld bekommen, als was man heute bekommt. Und man hat können mit weniger leben. Und weniger Tiere hat geheißen, man kann mehr auf ein Tier schauen. Man kann sie auf Stroh halten. Aber jetzt ist das nicht so, nicht? Man bekommt für die Tiere nicht soviel. Man muss jetzt mehr Tiere erzeugen, damit man leben kann." (Bäuerin K)

„Es hat sich halt nur die Situation geändert, nicht? Es geht einfach nicht mehr von der Wirtschaftlichkeit, dass man heute mit 7 Zuchtsauen und ein paar Mastsauen, davon leben kann. Ja? Das geht nicht, nicht?" (Bauer O)

„Zu früher, na ja da glaube ich, haben die Leute nur soviel Viecher gehabt, dass sie sie, wie soll ich sagen, betreuen haben können. Du hast jetzt nur so viele gehabt, wo du gewusst hast, da komme ich mit der Arbeit nach, mit dem Einstreuen und so. Aber jetzt ist es so, dass du so viele Tiere halten musst, dass du ein gutes Auskommen hast." (Bäuerin K)

„Na in der Tierhaltung hat es sich grundsätzlich verändert, dass Nahrungsmittel, Fleisch für Menschen relativ günstig ist zum Kaufen. Das hat natürlich die Folge, dass der Landwirt das wieder billiger produzieren muss. Sprich mehr Menge, intensiver, mit allen Vor- und Nachteilen, nicht?" (Bauer A)

Wenn die Tierbestände größer werden, bleibt weniger Zeit für das Einzeltier. Überhaupt ist die Zeit „schneller“ geworden, das heißt die anfallende Arbeit muss schneller erledigt werden. Dazu zählt auch die Zeit bei und mit den Tieren im Stall. Zeit ist zumindest subjektiv für viele LandwirtInnen zu einem knappen Produktionsfaktor geworden. Zeit ist auf einmal nicht mehr fraglos vorhanden, sondern muss in der Produktion eingesetzt und genutzt werden und wird so knapp (Kölsch 1990:93).

„Und ich weiß nicht, ich glaube, wenn es wirklich so große Viehbestände sind, dann gibt es glaube ich keine Beziehung mehr zum Einzeltier. Aber das glaube ich war früher sehr wohl, dass da schon eine sehr starke Beziehung war zu den Tieren, ja? Was man so von den Großeltern gehört hat. Das war, glaube ich schon viel ärger, und viel ausgeprägter als jetzt. Ja, ich meine, wie es bei uns ist, wir haben 27 Kühe, also da ist das noch so, dass man zum Einzeltier noch eine gewisse Beziehung hat." (Bauer R)

„Dass man weniger Zeit hat für jedes Einzelne. Weil die Einheiten immer größer werden." (Biobauer Q)

„Und dann mit dem Viech direkt, na ja, es muss alles ein bisschen schneller gehen einfach. Das Füttern und...Weil es mehr geworden ist und auch die Zeit knapper ist.“ (Bauer D)

„Der persönliche Kontakt ist einfach nicht mehr da, weil wir in die Massentierhaltung gehen. Die Sau werden heutzutage eigentlich...Fabrikware ist das eigentlich. Der Stall ist verdunkelt. Sie kriegen am Tag ein gewisses Lichtprogramm, damit sie fressen können. Sind zu 70 Prozent, alles finster im Stall drinnen, dass sie ja ruhig sind, dass es keine Rangkämpfe gibt, dass sie ja schnell wachsen. Es geht alles nur auf schnell schnell schnell hinaus und billig, billig, billig. Und dadurch natürlich leidet bei dem Bauern das Ganze darunter, weil der ganz einfach den persönlichen Kontakt verliert. Früher hat jeder Bauer 2 Sau im Stall gehabt, mit die er groß geworden ist, sozusagen, die hat er dann geschlachtet, und da war der Bezug noch irgendwie da. Und heutzutage kann sich ja das kein Mensch mehr leisten, weil es [das Fleisch] einfach viel billiger ist.“ (Biobauer T)

Die Tierbestände der einzelnen Betriebe haben im Zuge des Agrarstrukturwandels eine Aufstockung erfahren. Der Wert eines Einzeltieres und der Wert eines Nahrungsmittels haben sich, analog dazu, bedeutend verringert (siehe auch Kapitel 4.16). Die abnehmende Honorierung des Einzeltieres führt auch in der Wahrnehmung der LandwirtInnen zu einer Entwertung des Lebewesens. Befragte Bauern berichteten Jürgens (2002a:140ff), dass sich ihr Bezug zu dem Nutztier Schwein mit der Zeit mehr und mehr auf rein ökonomische Aspekte reduzierte und die Nutztiere für sie mehr und mehr zur Massenware wurden.

„Die Leute waren wahrscheinlich auch mehr abhängig von den Viechern. Erstens, wenn heute zum Beispiel, ja wie soll ich sagen...heute gibt es einen Schweinemäster oder einen Stiermäster...und wenn ein Stier hin wird, oder eine Sau hin wird, das juckt den nicht. (...) Früher war das ein Drama, nicht? Wenn da eine Kuh gestorben ist.“ (Biobauer F)

Biobauer N spricht von „Agroindustrie“. Er beschreibt die Entwicklung mit folgenden Worten:

„Na ja, jetzt ist das alles wie Agroindustrie. Eine Beziehung zu einem Viech gibt es gar nicht mehr heute. Es dreht sich nur mehr ums Geld. Und irgendwie ein bisschen ein Verständnis, dass das doch ein Nahrungsmittel ist oder was...das interessiert keinen mehr. Das ist nur mehr Ware, Geld. (...) Nach einer gewissen Zeit muss das fertig sein. Das Schwein muss in drei Monaten eine gewisse Größe haben und das Gewicht haben.“ (Biobauer N)

Neben der Vergrößerung des Tierbestandes ist die Modernisierung der Tierhaltung als weitere Veränderung zu sehen, die Einfluss auf die Beziehung zwischen Mensch und Nutztier nimmt. So brachte die Modernisierung andere Haltungssysteme mit sich:

„Es hat sich modernisiert. Für das Viech ist es leichter und für sich auch, nicht? (...) Seit wir den Laufstall haben ganz einfach, muss man sagen, haben wir mit dem Abkalben kein Problem mehr. Früher haben wir mitn Abkalben Probleme gehabt. Früher haben wir von zehn Kühen neun Kühen helfen müssen, jetzt müssen wir von zehn Kühen einer helfen, dass sie abkalben kann, ja? Nein es war wirklich krass. Wir haben 1997 umgebaut auf Laufstall nachher und es ist ganz krass.“ (Bauer P)

„Also von der Haltung hat sich vielleicht auch – wir haben zwar nach wie vor den Anbindestall – aber früher haben wir die Tiere mit 200 Kilogramm in den Anbindestall gesperrt und angehängt, und das dann bis zum Mastende. Jetzt ist es so, jetzt werden sie bis zur Hälfte von der Mast eigentlich im Freilauf

gehalten, und erst in der Endmast werden sie dann angehängt. Das hat sich auch verändert von der Haltung her." (Bauer W)

Die Modernisierung führte in den letzten Jahrzehnten zu einer zunehmenden Technisierung und Automatisierung in der Tierhaltung, was zu einer erheblichen Arbeitserleichterung der LandwirtInnen beigetragen hat:

„Das Melken tun wir zweimal am Tag. Wir haben da einen Melkstand. Also es ist relativ modern kann man sagen und daher ist das Melken eine recht schöne Arbeit. Das Füttern, das Kraftfutter bekommen sie über eine Transponderfütterung, also über den Computer, das ist auch keine Arbeit." (Bauer R)

„Weil die Fütterung funktioniert, Gott sei Dank, automatisch. Da bekommen sie ihr Futter immer. Sie können auch immer fressen wenn sie wollen. Das ist halt schon ein Vorteil. Weil achtmal am Tag werden sie gefüttert und wenn ich da jedes Mal da sein müsste, wäre es ein Problem. Da ist man den ganzen Tag nur da." (Biobauer Q)

Allerdings wird dadurch weniger Zeit im Stall und mit den Tieren verbracht:

„Es ist so, dass das bei uns, wenn es keine Probleme gibt, wenn es keine technischen, mechanischen Probleme gibt, dann für einen Mann überhaupt kein Problem ist. Das ist ein Arbeitsaufwand am Tag von geschätzten 1,5 bis 2 Stunden. Futtermischen, Tierkontrolle, und...ja, was halt so anfällt." (Jungbauer A)

Die anfallenden Arbeiten im Stall verändern sich durch eine Vollautomatisierung. Nicht die Arbeit mit dem Tier beziehungsweise am Tier, sondern die Kontrolle von Maschinen und Tieren steht im Mittelpunkt. Ein beträchtlicher Teil der Einfühlung in das Tier und seinen Körper werden an Apparate, Wissenschaft und Technik delegiert. Alltägliche Begegnungen von Mensch und Einzeltier werden immer stärker verkürzt, der Leib- und Körperkontakt wird auf ein Minimum reduziert (Jürgens 2008:57). Inhetveen (2001) spricht von einer Entleiblichung und Entsinnlichung des Mensch-Tier Kontaktes (vgl. Kapitel 3.3.4). Als Folgen nennt die Autorin Empathieverluste und eine veränderte Wahrnehmung des Nutztieres.

„Nein, die Hauptarbeit im Stall ist die Kontrolle. Also so wie jetzt zum Beispiel, heute war ich noch nicht in dem drinnen. Aber normal gehe ich immer durch und schaue. Dann sieht man eh gleich beim Durchgehen ob die Futterbank voll ist. Und es gehen auch Wasserbahnen durch und die fangen natürlich da an und hören unten auf. Und dann schaue ich immer unten ob das Wasser auch durch geht. Das merkt man aber gleich sofort, weil jeden Tag wird der Wasserstand kontrolliert. Wenn jetzt ein Unterschied ist. Und da sieht man, jeden Tag verbrauchen sie halt 500 - 600 Liter. Und dann sieht man gleich, aha, wenn es am nächsten Tag in der Früh weniger ist, da ist irgendetwas. Und sie hören dann auch gleich sofort zum Fressen auf, wenn sie kein Wasser haben." (Biobauer Q)

„Es ist ziemlich viel Technik auch dahinter. Also mit Computer und alles. Es ist oft eine Kleinigkeit, eine Störung, aber dann gibt es kein Futter und kein Wasser. Musst du es abrupt lösen, sagen wir so." (Biobauer I)

Die Technisierung schafft jedoch nicht nur Arbeitserleichterung, sondern auch Abhängigkeit. Bauer U kann sich so zum Beispiel schwer vorstellen, wie er ohne Melkmaschine auskommen würde:

„Ja, mit der Melkmaschine. Mit der Hand ist das unvorstellbar. Es wäre unvorstellbar. Ich wüsste nicht, wenn ein Stromausfall ist, was ich tue. Das ist eigentlich das schlimmste was passieren kann, ein Stromausfall, womöglich über mehrere Tage. Die Kühe lassen sich auch gar nicht mehr melken, die wollen das nicht. Das ist, die Maschine, die rennt ruhig.“ (Bauer U)

Welche Folgen diese Abhängigkeit von Maschinen und das Übertragen der Verantwortung an die Technik haben kann, veranschaulicht die folgende kurze Meldung in einer Tageszeitung: „Wegen eines Computerfehlers sind in einem Stall in Ebenthal 240 Schweine erstickt. Der Computer, der die Luftzufuhr regelt, war ausgefallen und schloss die Fenster, anstatt sie zu öffnen. Nur acht Tiere überlebten“ (DerStandard 14./15.06.2008, S.16).

4.21 Zukunftsperspektiven

Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit den Zukunftsperspektiven der interviewten LandwirtInnen, mit ihren Hoffnungen, ihren Ängsten und ihren Prognosen. Mit welchen Erwartungen, Einstellungen und Haltungen begegnen sie den Entwicklungen im Agrarbereich und der damit eng verknüpften Zukunft ihres Betriebes? Die subjektive Einschätzung der jeweiligen familiären und ökonomischen Situation bestimmt die gegenwärtigen und zukünftigen Handlungsperspektiven entscheidend.

Ambivalent wurde die Frage nach der landwirtschaftlichen Situation der Gegenwart und Zukunft beantwortet. Obwohl ich bei allen besuchten Bauern und Bäuerinnen das Gefühl hatte, dass sie ihren Beruf gerne ausüben, gibt es dennoch Ängste beziehungsweise Bedenken hinsichtlich der Zukunft. Die größte Unzufriedenheit und Sorge besteht hinsichtlich des Ungleichgewichts zwischen dem eigenen Einkommen und dem dafür notwendigen Arbeitsaufwand. Da die Erzeugerpreise kaum mehr die geleistete Arbeit entlohnen, folgern die LandwirtInnen, dass ihre Arbeit von der Gesellschaft nicht mehr gebührend geschätzt wird. Die zu geringe finanzielle Entlohnung bei stärker werdenden Arbeitsbelastungen und Abhängigkeiten führt zu einem Gefühl der Resignation und des Unmuts gegen die Gesellschaft und die politischen EntscheidungsträgerInnen. Weiters fühlen sich viele LandwirtInnen gegenüber den BerufkollegInnen im Ausland ökonomisch und politisch im Nachteil. Die agrarpolitischen Rahmenbedingungen, die schwierigen Produktionsverhältnisse und eine ungewisse, immer kurzlebigere Zukunft, gefährden somit den im Grunde als schön empfundenen Beruf.

Auf die Frage nach der zukünftigen Entwicklung der Tierhaltung am eigenen Betrieb und generell in Österreich antworteten die befragten Bauern und Bäuerinnen, je nach persönlicher Lebenslage, naturgemäß heterogen. Dennoch lassen sich Gemeinsamkeiten erkennen. Der Wunsch beziehungsweise die Hoffnung, dass der Betrieb von der nächsten Generation weitergeführt wird, ist im bäuerlichen Denken fest verankert und ist als solches ein Wert an sich:

„Also der Junior, glaube ich, hoffe ich zu sagen, dass er auch sagt: ‚Papa, das mache ich weiter.‘“ (Bauer J)

Traditionell ist bäuerliches Leben geprägt von einer Haltung, die in der Literatur mit dem Ausdruck „Hofzentriertheit“ benannt wird. Planck und Ziche (1979:275) verwenden den Begriff „Hofidee“. Nach wie vor handelt es sich bei der bäuerlichen Familie um eine Produktions- und Hausgemeinschaft, die stark „hofzentriert“ ist. Darunter wird verstanden, dass der Hof beziehungsweise der landwirtschaftliche Betrieb, zu dem Grund und Boden gehören, Ausgangspunkt aller bäuerlichen Handlungsmuster ist. Hof und Boden haben nicht nur einen materiellen Wert, sondern auch einen hohen emotionalen Wert. Sie nehmen eine Zentralposition im bäuerlichen Selbstverständnis ein. Der Hof ist eine bewusstseinsorientierende und handlungsstrukturierte Größe. Im traditionellen

bäuerlichen Verständnis ist der Hof der Inbegriff der Einheit von Arbeit und Leben, die materielle Grundlage der Produktion und Reproduktion. Den Erfordernissen des Hofes wurden vor allem in der Vergangenheit die individuellen Interessen und Bedürfnisse der bäuerlichen Familie untergeordnet.

„Nur so kann man sich erklären, daß [sic!] in vielen Fällen nicht der Hof die Menschen genährt hat, sondern die Menschen die Existenz des Hofes durch zusätzliche Einkommen, die investiv verwendet werden, sichern“ (Ipsen 1991:149). Der Hof ist für die LandwirtInnen die „Nahtstelle“ zwischen Vergangenheit und Zukunft, der Ort, an dem sich die Generationen aus Vergangenheit und Zukunft begegnen. Die eigene Lebensgeschichte und die der Familie sind verbunden mit der Geschichte des Hofes (Kölsch 1990:187). Der Hof ist die Ressource, die es zu erhalten gilt und die von Generation zu Generation, wenn möglich, weitergegeben wird. Jede Generation wird daran gemessen, wie sie den Hof beziehungsweise den Betrieb übergibt und was sie in ihrem Leben durch Arbeit „geschaffen“ hat. Das Hofeigentum von den Vorfahren zu übernehmen und für die nächste Generation zu erhalten, gilt als selbstverständlich und kommt einer moralischen Verpflichtung gleich⁶⁴. Der Hof, der Grund und Boden, das Haus und die Stallungen, die aufgebaut wurden, symbolisieren den Erfolg in der Arbeit und im Leben. Eigentum und Besitz werden zu Symbolen des Erfolges und sind Grundlage für die weitere Bewirtschaftung des Hofes. Die Weitergabe des Hofes verliert dann an Sinnhaftigkeit, wenn offensichtlich ist, dass er keine gesicherte Lebensgrundlage für die Nachkommen darstellt. Wenn die Hofnachfolge nicht klappt und dieser aufgegeben wird, sind nicht selten Enttäuschung und eine Minderung des Selbstwertgefühls die Folge (Kölsch 1990:188f).

Gehlen (1957) verwendet in diesem Zusammenhang den Begriff „Agrarmoral“, wobei er darunter nicht nur die Verantwortung gegenüber der nächsten Generation versteht, sondern auch die moralische Verantwortung gegenüber dem Lebendigen, mit dem der Bauer/die Bäuerin tagtäglich zu tun hat.

Die Umwälzungen im Agrarsektor haben diese traditionell-identifikatorische Orientierung des Hofes teilweise verändert. An ihre Stelle tritt ein instrumentell-funktionales Verhältnis zum Hof. Hierin wird der Hof Mittel zum Zweck: wenn als betriebliches Unternehmen gesehen, muss der Hof Erträge und Gewinne abwerfen, damit Investitionen getätigt werden können und die Produktion vergrößert werden kann.

Den möglichen HoferbInnen ist das „Bauer-Sein“ beziehungsweise „Bäuerin-Sein“ quasi schon in die Wiege gelegt, wie die bereits in Kapitel 4.1 zitierte Äußerung von Jungbauer A veranschaulicht:

„Im Großen und Ganzen ist mir das eigentlich in die Wiege gelegt worden, sagen wir mal so.“ (Jungbauer A)

Bauernkinder wachsen mit der Perspektive, später in die Fußstapfen der Eltern treten zu können, heran. Neben einer selbst getroffenen Entscheidung von Seiten der Jungbauern/Jungbäuerinnen, sind es vor allem die Eltern, die bei der Entscheidungsfindung eingreifen. Wobei in den Gesprächen der Eindruck entstand, dass trotz des starken Wunsches zum Fortbestand des Hofes, die Eltern ihre Kinder nicht zu einer Entscheidung zugunsten des Hofes drängen. Vielmehr wird die Meinung vertreten, dass es wichtig ist, die Kinder selbst entscheiden zu lassen, ob eines den Hof übernehmen will oder doch einen anderen Beruf bevorzugt. Wenn einem die Arbeit am Hof, auf dem Feld oder mit den Tieren keine Freude macht, dann würde eine Hofübernahme zu nichts führen, so der allgemeine Tenor der Befragten.

„Und im Tierbereich ist es dasselbe, also wenn du sich zwingen musst, dass du das machst, bitte Hände weg. Egal in welcher Größenordnung, groß oder klein. Mache das, was, wo du einen Erfolg haben willst und was dir Spaß macht. Dann ist der Erfolg vorprogrammiert. Das sage ich immer wieder zu meinem Sohn auch.“ (Bauer J)

⁶⁴Vergleiche hierzu das passende Zitat: „Bauer werden ist nicht schwer, Bauer bleiben eine Ehr.“ (Der Kurier 22.Juni 2008, S.6)

„Sicher, wenn du keine Beziehung zum Viech hast, würdest du keine haben. Der was keine Beziehung zu einem Viech aufbauen kann, der hat die Viecher sowieso nicht lange. Weil er auch nichts zusammenbringt nachher ganz einfach. Du musst eine Beziehung haben zu die Viecher und dann akzeptierst du die Arbeit, ja? Und wenn du sie nicht mehr akzeptierst, dann hat es eh keinen Sinn.“ (Bauer P)

Die LandwirtInnen gehen davon aus, dass nur jemand, der mit „Lust und Liebe“ mit dem Beruf verbunden ist, die Arbeit gut und befriedigend erfüllen kann. Dies sind keine erlernbaren Fähigkeiten, vielmehr hängen sie eng mit der persönlichen Einstellung des Einzelnen zur Arbeit zusammen. Hierin drückt sich die starke Betonung des emotionalen Elementes in der Berufsbewertung aus. Das ist als eine zentrale Komponente bäuerlichen Selbstverständnisses zu sehen. Diese positive emotionale Einstellung wie „Lust und Liebe“ zur Arbeit wurde in den Gesprächen immer als eine Voraussetzung erwähnt, die eine Bäuerin/ein Bauer erfüllen muss, damit sie/er „gut“ in dem ist, was sie/er tut. „Lust und Liebe“ sind es auch, die der landwirtschaftlichen Arbeit, trotz aller Marginalisierungen und Entwertungen durch die Gesellschaft, Sinn verleihen können. Nur wer seine Arbeit als sinnvolle Lebensform versteht verfügt auch über eine intuitiv-emotionale Nähe zu seinen Tieren und hat für sie ein „gutes Auge“ (Kölsch 1990:198). Für Bäuerinnen und Bauern bedeutet der Beruf somit nicht nur Pflichterfüllung, sondern der Beruf ist mit „Freude an der Arbeit“, aber auch mit Selbstständigkeit, Anerkennung, Selbstbewusstsein und Stolz konnotiert (vgl. auch Kapitel 4.1).

Allgemeingesellschaftliche Trends, wie erhöhte Ausbildungs- und Arbeitsqualifikationen, haben auch im landwirtschaftlichen Milieu ihre Spuren hinterlassen. Den Kindern werden alle Bildungs- und Ausbildungsmöglichkeiten gewährt. Berufsentscheidungen folgen vorwiegend individuellen Neigungen und werden von den Eltern anerkannt. Bei den potentiellen HofnachfolgerInnen wird darauf geachtet, dass sie eine sehr gute landwirtschaftliche oder eine dem landwirtschaftlichen Bereich nahe gelegene Ausbildung genießen. Der Anpassungszwang an sich ständig verändernde Produktionsmittel, -bedingungen und -techniken, an rechtliche, wirtschaftliche und politische Rahmenbedingungen mit den damit verbundenen Möglichkeiten, Belastungen und Risiken, erzeugt ein Klima, in dem eine gute schulische Ausbildung und ständige Fortbildung als Notwendigkeit empfunden werden.

Auch die in früheren Zeiten selbstverständliche und von der Elterngeneration meist noch erlebte Mitarbeit der Kinder am Hof scheint gebrochen (vgl. auch Kapitel 4.4.). Die Kinder⁶⁵ werden heute nicht mehr angehalten ständig mitzuhelfen, stattdessen wird auf freiwillige Mitarbeit gebaut und ihnen ein Freiraum zugestanden, die Kindheit und Jugend auszuleben, auch um nicht von vornherein die Freude an der bäuerlichen Arbeit zu verlieren⁶⁶. In diesen Jahren genießt die Schul- und Berufsausbildung gegenüber der Arbeit auf dem elterlichen Hof Vorrang⁶⁷. Hinter diesem Ansatz, die Kinder von Kindheit an nicht ständig mit der zu erledigenden Arbeit unter Druck zu setzen und einzuengen, steht sicherlich auch die Angst, sie damit vollends zu vergraulen und für eine Hofübernahme somit nicht gewinnen zu können.

„Das ist halt so beim Sohn, nicht? Ich habe auch schon meinem Mann den Vorschlag gemacht, du ich möchte nicht haben, dass er jeden Sonntag da sein

⁶⁵Zur Bedeutung und dem Stellenwert von Kindern im bäuerlichen System im 18. und 19. Jahrhunderts sei auf Goldberg (2003:61ff) verwiesen.

⁶⁶Müller (1964:108) beschreibt die Situation der Kinder am Bauernhof in einem Exkurs mit dem Titel „Kinderarbeit“ noch ganz gegenteilig.

⁶⁷Hierin lässt sich ein Unterschied zu früheren Generationen ausmachen, wie Bäuerinnen in Inhetveen und Blasche (1983:235) berichten. Die kinderspezifischen Bereiche Schule und Hausaufgaben wurden damals als Nebensache von den Eltern angesehen und mussten entsprechend nebenbei, also in den Lücken des Arbeitsprozesses, erledigt werden.

Auch die Feststellung Rudolphs (1996:203f), dass die schulische Allgemeinbildung eine gravierende Belastung durch die frühzeitige Inanspruchnahme der Kinder und Jugendlichen bei Arbeiten am Hof erfährt, stimmt mit den Aussagen in den von mir geführten Interviews nicht überein.

muss. Ja, aber bis jetzt war er nie zu Hause. Er war 5 Jahre in Ausbildung außer Haus. Jetzt ist er das erste halbe Jahr, kann man sagen, dass er ein bisschen zu Hause ist, ja? Im Altersheim ist er Zivildienstler. Also er kommt eh jeden Tag heim. Aber jetzt ist es oft so, dass er sich mit Freunden treffen will. Ich sehe das ein. Jetzt will man auch nicht sagen, na jetzt fängst du an! Also bleibt das daweil momentan bei den Eltern." (Bäuerin D)

Auf einem eher „sanften Weg“ wird versucht, das landwirtschaftliche Interesse zu wecken. Den Eltern kommt die wichtige Position der Vorbildwirkung zu. Sie vermitteln den Kindern den bäuerlichen Alltag und den Bezug zur bäuerlichen Arbeit. Gelingt es ihnen, ihre Kinder davon und dafür zu begeistern, ist die Wahrscheinlichkeit sehr groß, dass auf Kinderseite der Wunsch entsteht, in die Fußstapfen der Eltern zu treten. Dass die Kinder manchmal, trotz aller elterlichen Bemühungen, kein Interesse an der Nutztierhaltung zeigen, erzählt Bäuerin E:

„Wie sie Kinder waren, haben wir das eher versucht zu vermitteln, dass sie keine Abscheu davor kriegen sollen. Aber mit zunehmendem Alter ist die Liebe zu den Tieren geschwunden. Ja? Die sehen nur: ‚Ah da stinkt’s und da wird man dreckig‘. Und wenn ich sage, das Geld vom Saustall stinkt aber nicht und von dem lebt’s aber recht gut. Das ist ihnen egal. Es zählt ihre Katze, Hasen haben wir jetzt leider keinen mehr. Und die Schildkröte ist heilig. Und alles, aber nur keine Nutztiere, weil die ...ich meine ich muss sagen, ja, im Notfall müssen sie alle herhalten, aber freiwillig haben sie überhaupt keinen Bezug. Nichts, ja? Aber nicht so, dass sie, die sind als Kinder genauso im Stall herumgekrabbelt und alles. Und irgendwo ist das dann so gekommen.“ (Bäuerin E)

Ähnliches beschreibt Bauer U, der Parallelen zwischen seinem Sohn und sich selbst in jungen Jahren erkennt:

„Mein Sohn, der momentan beim Bundesheer ist, seit Jänner, der hat hauptsächlich diese Außenarbeiten übernommen. Das heißt er fährt mit dem Traktor und will im Stall eigentlich möglichst wenig zu tun haben. Das war ja bei mir auch nicht anders. Wenn er es macht, dann macht er es widerwillig. Ich meine, er macht es dann schon. Also wie gesagt, er weiß, das gehört halt einfach dazu. Aber wie gesagt, ihm taugt das nicht so wie es mir taugt. Ich habe meinen Vater eigentlich nie verstanden, wenn er gesagt hat: ‚Am liebsten bin ich im Stall!‘ Jetzt geht es mir genauso, dass ich am liebsten im Stall bin.“ (Bauer U)

Von den Kindern wird also nicht mehr automatisch und selbstverständlich eine Übernahme des Hofes und ein Festhalten an den gegebenen Hofstrukturen erwartet. Um der Hofübernahme weitere Attraktivität zu verleihen, werden den zukünftigen HofnachfolgerInnen eigene Ideen und Zukunftspläne zugestanden. Diese werden von den Eltern mehr oder weniger akzeptiert und in ihrer Realisation unterstützt.

Es gibt heute keinen Garant mehr, dass eines der Kinder den Hof weiterführen wird. Die Kinder sind somit zu einem Unsicherheitsfaktor im Sinne der Weitererhaltung des Hofes geworden. Individualisierte Entscheidungsprozesse bei der beruflichen Zukunft haben stark an Relevanz gewonnen. Die Berufsperspektiven und Lebensmöglichkeiten im außerlandwirtschaftlichen Bereich sind für die Kindergeneration „objektiv vielfältiger und subjektiv erreichbarer“ (Inhetveen/Blasche 1983) geworden. Diese Tatsache spiegelt sich auch im Bewusstsein der Bauernfamilien wieder. Ob die Hofnachfolge angetreten wird, ist letztlich von verschiedenen Faktoren abhängig: der Motivation und Fähigkeit des potentiellen Hofnachfolgers/der potentiellen Hofnachfolgerin, ob der Betrieb Zukunftsperspektiven aufweist und ob ein gutes Betriebs- beziehungsweise Familienklima vorherrscht (Fliege 1998:188f)⁶⁸. Bauer oder Bäuerin zu sein, ist somit meist kein

⁶⁸Goldberg (2003:114) stellt in diesem Zusammenhang fest, dass die Hofübergabe zu den krisenanfälligsten Familienphasen in der Landwirtschaft zählt. Bedingt durch den Übergang der betrieblichen Entscheidungsmacht,

ererbter oder traditionell angenommener Beruf mehr, sondern ist zu einer individuellen Wahlmöglichkeit geworden (Fliege 1998:422). Die Übernahme des Hofes ist zu einem Akt expliziter Entscheidung unter Mitbeteiligung der Kinder geworden. Einen Bauernhof weiterzuführen ist somit keine Selbstverständlichkeit mehr.

Neben dem Wunsch, dass der Hof auch in Zukunft Bestand hat, lässt sich auch in anderer Hinsicht Einstimmigkeit unter den GesprächspartnerInnen erkennen. Dieser Punkt lässt sich unter dem Schlagwort „Wachsen oder Weichen“ zusammenfassen, hat als solcher auch Eingang in die Literatur gefunden und betrifft die ökonomische Zukunft der Bauern und Bäuerinnen.

Die Politik des „Wachsen oder Weichens“ wird laut Priebe (1985) auch vornehm „Strukturwandel“ genannt (vgl. auch Kapitel 3.3.3). Die Agrarpolitik zielt seit Jahrzehnten darauf ab, dass die LandwirtInnen in produktivitätssteigernde Maßnahmen investieren, ihre Betriebe mechanisieren, spezialisieren, rationalisieren und vergrößern. Das Wachsen einiger Betriebe war und wird von dem Weichen jener Betriebe begleitet, die dieser Logik der Industrialisierung nicht folgen konnten oder wollten (Kölsch 1990:2). In Folge nahmen die Anzahl der landwirtschaftlichen Betriebe, sowie die Zahl der Beschäftigten in der Landwirtschaft, seit dem Ersten Weltkrieg ständig ab (vgl. die angeführten Tabellen in Kapitel 3.3.1). Vor allem ab den 60iger Jahren beschleunigte sich diese Entwicklung (Bruckmüller 1985:484f). Auch innerhalb der Betriebe ist eine Strukturverschiebung erkennbar: immer mehr kleine Höfe werden aufgegeben, während die Bewirtschaftung durch Mittel- und Großbetriebe zunimmt (Goldberg 2003:77).

Kölsch (1990:3) spricht in diesem Kontext von einer sozio-ökonomischen Krise in der Landwirtschaft. Diese manifestiert sich in der Tendenz zu einer dualistischen Struktur in der Landwirtschaft: einer Minderheit an Betrieben, die relativ hohe Einkommen erwirtschaften, steht eine Mehrheit von Betrieben gegenüber, die sich mit Problemen in ihrer Rentabilität und damit ihrer Überlebensfähigkeit konfrontiert sieht. Alle befragten Bauern und Bäuerinnen nehmen diese Entwicklung wahr und stehen ihr mitunter sehr kritisch gegenüber. Dennoch wird sie resignierend als Tatsache hingenommen. Die Bauern und Bäuerinnen haben das Gefühl diese Entwicklung akzeptieren zu müssen, um auch in Zukunft eine lebensfähige Landwirtschaft betreiben zu können. Der Großteil der interviewten Bauern und Bäuerinnen betonte, dass „mitgemacht werden muss“, um den Beruf weiter ausüben zu können. Die kritische und ambivalente Haltung, die die Bauern und Bäuerinnen gegenüber dieser Entwicklung haben, sollen die folgenden Sequenzen nahe bringen:

„Und da geht alles ins Größere, damit man leben kann nachher. Ob das gut ist oder schlecht ist? Ich finde nicht, dass es gut ist, aber es ist ganz einfach so.“ (Bauer P)

„Es ist ja momentan schon sehr unterschiedlich, die Tierhaltung, nicht? Es gibt von Kleinstbetrieben bis zu fast industriellen Tierhaltern ja alles kann man sagen, nicht? So wie es aussieht, geht der Weg dahin, dass an sich nur mehr große Bestände gewollt sind, glaube ich. Und früher oder später wird es wahrscheinlich dahingehen, dass die Kleinen wahrscheinlich irgendwann weg sein werden. Nur wie das dann machbar ist, das weiß ich nicht wirklich. Weil bei die, ja dann muss man wahrscheinlich Kooperationen machen bei die Rindvieher, weil so ein Familienbetrieb stößt irgendwann an seine Grenzen, würde ich sagen.“ (Bauer R)

„Es kann nicht gut sein, wenn man gezwungen wird größer zu werden, mehr oder weniger.“ (Bäuerin P)

zögert die weichende Generation häufig die Hofübergabe hinaus oder sie übergeben zwar, wollen aber weiter an den Entscheidungen mitbeteiligt sein. Das kann zu erheblichen Spannungen zwischen dem/der weichenden BetriebsführerIn und dem/der NachfolgerIn führen, die nicht selten von beiden Seiten als sehr belastend empfunden werden. Dieses in ganz Europa beobachtbare Problem kann sich in Folge nachteilig für die Entwicklung des Hofes auswirken.

„Der Jammer ist nur, wenn du kleine Betriebe hast, dass es fast unmöglich ist, dass du davon lebst. Wir haben das Glück, dass wir eine Nische haben, wo wir drinnen existieren können.“ (Biobäuerin X)

Der Fatalismus, der bei Bauer P und anderen LandwirtInnen zu spüren ist, führt häufig zu einem Anpassen und Nachahmen im Produktionsbereich, obwohl die Entwicklungen eigentlich nicht für richtig erachtet werden. Der Zwang, fortschrittlich in der Produktion sein zu müssen, wird von vielen ohne Widerstand als gegeben hingenommen. Das Rad der Technisierung und Modernisierung ist im Bewusstsein vieler nicht mehr zurückzudrehen.

„Die Zukunft ist, entweder du wirst groß oder du hörst auf. (...) Man bekommt für die Tiere nicht soviel. Man muss jetzt mehr Tiere erzeugen, damit man leben kann. Und das wird noch sein. Entweder du baust einen großen Stall und sperrst dir 1000 Mastviecher ein oder du hörst auf. Ich meine, weil man hat es gesehen bei uns, bei uns im Ort, es war ja so...In sehr vielen Häusern waren Stier, ungefähr 30 Stück. In Viech hat jeder gehabt und jetzt ist es so, dass einer ist und der hat 600 Stier. 600 Stier und die anderen haben nichts mehr und das ist die Zukunft. So wird es sein. Weil du kannst...du verdienst mit 20 Stück Viech nichts. Das ist nur unnötige Plage.“ (Bäuerin K)

Bäuerin K drückt etwas aus, was auch alle anderen Bauern und Bäuerinnen mitbekommen: die Hofaufgaben der BerufskollegInnen. Die eigene Existenzunsicherheit speist sich zum Teil aus biographischen Erfahrungen, die die LandwirtInnen im Hinblick auf den Wandel der Dorfstrukturen, der eine große Anzahl von aufgebenden NachbarInnen beinhaltet, gemacht haben. Diese „miterlebten“ Hofaufgaben wirken auf der einen Seite bedrohlich, da sie den möglichen eigenen „Absturz“ vor Augen führen. Auf der anderen Seite profitieren manche LandwirtInnen vom Scheitern ihrer KollegInnen insofern, als Zupacht- und Expansionsmöglichkeiten dadurch eröffnet werden. Bauer J nennt diesen seit Jahren anhaltenden Prozess „Strukturbereinigung“. Obwohl er es schade findet, dass die kleinen Betriebe immer weniger werden und zum Aufhören quasi „gezwungen“ werden, gewinnt er dem Ganzen auch etwas Positives ab:

„Und ich muss auch ehrlich sagen, das halten mir viele vor, dass ich das immer wieder erwähne. Die BSE-Krise hat die Struktur bereinigt. Das war einmal klar. So schlecht war das nicht. Und das habe ich gehofft, dass das kommen wird. Genauso wie jetzt die Probleme mit den Hühnern [gemeint ist die Vogelgrippe]. Jetzt wird eine Strukturbereinigung kommen. Und da war es genauso. Da haben leider sehr viel Kleine oder der was in der Entscheidung gestanden ist: ‚Ich höre auf‘, hat damals aufgehört.“ (Bauer J)

Nicht nur in Österreich ist dieser Trend des „Größerwerdens“ der Betriebe bemerkbar. Europaweit wird die Tierhaltung industrialisiert:

„Ja, die Tierhaltung wird europaweit industrialisiert, würde ich sagen.“ (Biobäuerin S)

„Na ja, es ist zum Teil erschütternd. Es ist so, dass an und für sich, es geht alles hin in Massentierhaltung, in Richtung Fabriken. Ob es jetzt die Schweine sind oder die Puten. Diese Versuche, die was man macht zum Beispiel mit Freiland Schweinen oder Freilandputen, das ist minimal. Das ist wie ein Tropfen auf den heißen Stein. Die werden einen Markt auch nicht befriedigen können. (...) Was noch dazukommt: die großen Fabriken werden dominieren, aus dem Grund, weil einfach dort die Masse gemacht wird und mit denen wird die Masse befriedigt. Die Kleinen haben ja keine Chance.“ (Biobauer Y)

Priebe (1985: 169 und 205) ist der Meinung, dass die Entwicklung der letzten Jahre zu einer „Wachstumspsychose“ unter den Bäuerinnen und Bauern geführt hat, der sie sich

nicht entziehen können und die durch die Politik zudem gefördert wird. Konkurrenzfähigkeit wird heute als eine Notwendigkeit empfunden. Die befragten Bäuerinnen und Bauern spüren Druck von verschiedenen Seiten. Da existiert einerseits der internationale Druck noch effizienter zu arbeiten,

„Von unserer Sicht, glaube ich, vom Produzenten her, so wie es aussieht, durch den internationalen Druck usw. müssen wir sicher noch besser werden, noch größer werden.“ (Bauer A)

„Und der Druck ist da, überall vom Ausland wird es importiert, nicht? Und scheinbar zum Nulltarif, nicht? Wird es woanders produziert.“ (Bauer R)

„Auch wenn ich wirtschaftlich denke, bin ich schon immer an der Grenze momentan. Weil es sich einfach mit unseren Beständen fast nicht mehr rechnet. Wir waren in Deutschland draußen. Da geht es nicht um 30, sondern um 300 Kühe. Und wir sind da irgendwo klein.“ (Bauer U)

und dieser hängt andererseits eng zusammen mit dem Druck, der von Seiten der inländischen Produktion ausgeübt wird. Den tierhaltenden Betrieben wird von Seiten diverser bäuerlicher Interessensgemeinschaften und Informationsmedien empfohlen, größer zu werden, um konkurrenzfähig zu bleiben⁶⁹. Durch Beratung, Wissenschaft und Agrarpolitik fühlen sich einige LandwirtInnen zur Modernisierung regelrecht gezwungen. Nur jene landwirtschaftlichen Betriebe, die ihre Produktionseinheiten ständig vergrößern und als „entwicklungsfähig“ gelten, scheinen gute Überlebenschancen zu haben (Planck/Ziche 1979:311). Vermittelt über die Politik und die Ausbildung sollen die Bauern und Bäuerinnen lernen, die Natur rein instrumentell als ein Produktionsmittel zu betrachten.

„Die Zukunft ist, entweder du wirst groß oder du hörst auf. (...) Dauernd kommen sie: ‚Ihr müsst Stall bauen. Wir brauchen größere Partien.‘ Ich war da bei einem Vortrag. Ich habe gesagt: ‚Na bitte, die bringen die Familienbetriebe um.‘ Die sagen dir wirklich, du wirst größer oder du kannst aufhören. Weil auf deine 15 Ferkeln in der Woche sind wir nichts neugierig. Wir brauchen 30 oder wir brauchen 40 in der Woche, wir brauchen 40iger Partien und keine 15. (...) Aufhören werden wir nicht aber es ist halt so, dass wir wirklich klein sind. Wir haben jetzt zirka 50 Zuchten und das ist halt für die heutige Zeit zu klein. Größere Zuchten, Stall umbauen, investieren. Bei uns ist halt alles auf Stroh.“ (Bäuerin K)

„Es wird der Kleine immer mehr in den Hintergrund gedrängt, mit Allem, und der Große wird immer größer. Wenn er [der Ehemann] da oft so zu Vorträgen fährt, sagt er: ‚Ich traue mir nicht einmal mehr sagen wie viel Sau wir haben.‘ Ja? Unter 100 Zuchten bist du für den Futtermittelvertreter nicht mehr interessant. Und eben das, sagt er, das ist ein Wahnsinn.“ (Bäuerin E)

Die Beratung konzentriert sich vorwiegend auf die zum Wachstum fähigen und willigen Betriebe, die das von ökonomisch-technischer Rationalität bestimmte Leitbild bestätigen. Bäuerinnen und Bauern, die sich dem Leitbild „Wachsen oder Weichen“ widersetzen wollen, fühlen sich oft alleine gelassen. Es gibt keine gesellschaftliche Institution oder Gruppe, die über annähernd die gleiche Macht verfügt wie die VertreterInnen der Wachstumsideologie und gleichzeitig eine Agrarentwicklung bevorzugt, die nicht auf dem vorherrschenden Wachstumsmodell basiert.

⁶⁹In einem Artikel über „Ferkelproduktion“ der wöchentlichen Zeitung „Die Bauernzeitung“ wird den Bauern und Bäuerinnen Niederösterreichs folgendes empfohlen: „Von der betrieblichen Seite her stellt die Optimierung der Leistungen ein unbedingtes Muss dar. Betriebe mit Klein- und Kleinstbeständen ohne festen Rhythmus werden, von Vermarktungsnischen abgesehen, künftig nicht mehr in der Lage sein, wirtschaftliche Verkaufspreise am Markt zu erzielen. (...) Weitere Verbesserungen bei Leistungen, Management, im Gesundheitsbereich und gegebenenfalls auch in der Betriebsgröße sind verstärkt und beschleunigt in Angriff zu nehmen.“ (Ausgabe 01/2008, S.23)

Biobauer X beschreibt zudem noch das Konkurrenzdenken innerhalb der BerufskollegInnen, auch eine Form von Druck „größer zu werden“. Der Konkurrenzkampf, der im Bewusstsein der LandwirtInnen herrscht, gibt ihnen das Gefühl die moderne Produktion nachzuahmen und die Existenz des Betriebes zu sichern.

„Meine persönliche Zukunft sehe ich nicht negativ. Es gibt nichts Schöneres so wie wir es machen. Ich finde nur die Größomanie, die Gigantomanie teilweise, ich meine, mit Geräte zu fahren, die 18 Meter breit sind. Ein Bauer braucht einen größeren Traktor wie der andere...“ (Biobauer X)

Die schlechte ökonomische Lage einiger Betriebe hat dazu geführt, dass die BerufskollegInnen als potentielle KonkurrentInnen wahrgenommen werden. Diese zunehmende Konkurrenz zwischen den LandwirtInnen stört die Kommunikation miteinander und die Konstitution der Lebensform Landwirtschaft. Konkurrenzdenken unter Bauern und Bäuerinnen entsteht weniger, weil sie als AnbieterIn am selben Markt auftreten, sondern vielmehr durch den Zugang zur Produktion. Insbesondere im Bereich der Pacht und dem Kauf von landwirtschaftlicher Nutzfläche kann es zur Ausbildung von Konkurrenzbeziehungen und zum Entstehen von sozialen Konflikten kommen. Die LandwirtInnen befinden sich daher in einem Zwiespalt. Auf der einen Seite wird die Zugehörigkeit zur selben Lebensform erkannt und eine damit einhergehende Verbundenheit empfunden. Auf der anderen Seite sehen sie sich mitunter als Konkurrenten um Produktionsmittel (Kölsch 1990:94).

Bäuerin O hat den Schritt zu einem Neubau eines größeren Stalles für 140 Zuchtschweine außerhalb der Ortschaft bereits vollzogen. Sie vermutet eine Entwicklung ähnlich wie die obigen KollegInnen, schätzt ihre persönliche Zukunft aber aufgrund anderer Gegebenheiten positiv ein:

„Die momentane Lage ist, glaube ich, nicht einmal so schlecht. Die Zukunft? Ja, die Zukunft, es wird halt eher nur mehr größere Viehbestände geben und die Kleinen werden wahrscheinlich alle weg sein. Anders rentiert es sich nicht mehr. Aber ich glaube im Großen und Ganzen schaut es gar nicht so schlecht aus.“ (Bäuerin O)

In der Aussage von Bäuerin O kommt gut zum Ausdruck, dass die Einstellung zur Zukunft des eigenen Betriebes erheblich von der Art und Weise beeinflusst ist, wie die eigene momentane ökonomische Situation bewertet wird.

Auch Biobauer I hat seinen Tierbestand aufgestockt, dem ersten Stall folgten zwei weitere:

„Und jetzt habe ich dann angefangen, also mit einem 3000 Stück-Hühnerstall. Und jetzt habe ich noch zwei dazugebaut. Jetzt habe ich 7000 Stück. Es ist nur eine Kostenrechnung, nicht? Die Hühner werden billiger, das Futter wird billiger. Die Arbeit ist, ja sicher, ist es mehr Arbeit, aber du musst sowieso hingehen.“ (Biobauer I)

Fortschritt und neue Technologien sind für einige LandwirtInnen in der Produktion zu Werten an sich geworden. Um den Hof rentabel an die nächste Generation weitergeben zu können, empfinden es manche als unerlässlich, den Betrieb zu modernisieren und zu vergrößern. Wobei die etwaige Hofnachfolge selbst das Investitionsverhalten der LandwirtInnen entscheidend bestimmt. Die Hofübernahme beeinflusst die zukünftige Betriebsentwicklung. Bei gesicherter Hofübernahme wird eher investiert, während bei ungesicherter oder fehlender Nachfolge der Betrieb in seiner Größe beibehalten, verkleinert oder aufgegeben wird.

Bauer J mästet momentan 100 Stiere. Er möchte, sobald sich der im Jugendalter befindende Sohn entscheidet die Hofnachfolge anzutreten, den Stall auf jeden Fall ausbauen oder einen neuen Stall errichten:

„In Planung ist auch ein größerer Ausbau in Zukunft. (...) Und jetzt versuche ich zumindest noch mit dem Sohn dann eventuell...mein Ziel ist so zwischen 200 und 250 Stück zu halten. Das ist die Planung. Aber das ist dann die Entscheidung, da muss der Junior dann schon fertig sein mit der Schule und sagen: ‚Du ok, ich bin Erster und du bist Zweiter.‘ Selbst. Ich will es ihm nicht aufzwingen. Obwohl ich irgendwo schon jetzt den Drang dazu hätte das zu machen. Aber ich habe gesagt, dann machen wir es zu zweit. Und das ist die Richtung und ich glaube es wird etwas vielleicht.“ (Bauer J)

Bauer W kann sich ebenfalls vorstellen noch „aufzustocken“, falls es aus wirtschaftlichen Zwängen notwendig werden sollte. Jedoch gibt es für ihn Grenzen der Vorstellbarkeit und der Vereinbarkeit:

„Ja ich meine, wir haben, wie ich es von meinen Eltern übernommen habe, haben wir 30 Stück [Rinder] gehabt, jetzt haben wir 60. Also wir haben uns auch vergrößert. Wie weit die Vergrößerung geht, dass man wirklich noch von einer Landwirtschaft sprechen kann, ist die Frage. Ich meine ich könnte mir vorstellen, dass man bis 100 Stück gehen kann. Das ist so eine Zahl. Aber alles was drüber ist...und wenn man hört 400, 500 Stück, dann kann ich mir das eigentlich nicht mehr vorstellen, dass man das noch in einem landwirtschaftlichen Bereich machen kann. Weil dann wird es mit dem Mist und der Gülle und mit allem so extrem, dass man eigentlich gar nicht mehr weiß was man damit tun soll. Das passt dann nicht mehr zusammen mit dem was man sonst noch hat am Feld hat. Und das gehört irgendwie dazu auch.“ (Bauer W)

Biobauer H hinterfragt die ewige und strikte Kosten-Nutzen-Rechnung, mit der die Bauern und Bäuerinnen in diversen Veröffentlichungen konfrontiert werden:

„Mir geht das so auf die Nerven, wenn du irgendeine Fachzeitschrift aufschlägst, und da steht drinnen, dort kostet er so und soviel Euro der Quadratmeter und da musst du so und soviel verdienen in der und der Zeit, dass du es einhältst. Da war ich immer schon ein Gegner davon. Also ich war da nie ein Mensch, der gerechnet hat. Vielleicht, wenn ich rechnen würde, hätte ich schon aufgehört. Weil jetzt verdienen wir eh nichts dabei, aber ich halte da nicht viel davon.“ (Biobauer H)

Für ihn steht jedenfalls fest, dass letztlich jeder Bauer/jede Bäuerin, trotz des ausgeübten Druckes, für sich selbst entscheiden muss, ob er/sie an diesen Entwicklungen teilhaben möchte oder nicht. Ob letztlich der Gewinn oder die Moral oder beides bestimmend für das wirtschaftende Handeln sein sollen. Ob eine Produktion rein nach betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkten befürwortet oder abgelehnt wird.

„Aber das muss dann ein jeder für sich selber aussuchen.“ (Biobauer H)

Laut Priebe (1985) deutet einiges darauf hin, dass nicht wenige Betriebe unter dem Einfluss der Beratung und Strukturförderung ihr Gleichgewicht verloren haben. Im Zuge der „Wachstumspsychose“ hat sich die durch die Technik ersparte Arbeitszeit durch eine Vergrößerung der Flächen und der Tierbestände verflüchtigt. Hinzu kommt, dass zudem oftmals erhebliche Investitionen getätigt wurden und werden. Diese Investitionen bedeuten für einige LandwirtInnen eine gesicherte Zukunft, andere stehen wegen der hohen Schulden vor der Existenzaufgabe⁷⁰.

⁷⁰In einer 1990 in Deutschland durchgeführten Studie (Meyer-Mansour et al. 1990) unter LandwirtInnen wurde die Verschuldung als starke Belastung empfunden. Die AutorInnen haben festgestellt, dass insbesondere hoch spezialisierte und durchrationalisierte Unternehmungen mit hoher Verschuldung zu kämpfen haben.

„Nur größer werden: man darf ja nicht vergessen, man hat ja dann nicht nur Arbeitseinsatz mehr, sondern man braucht mehr Maschinen und größere Maschinen. Und das multipliziert sich ja.“ (Biobauer V)

„Ich hoffe, dass es besser wird. Weil sonst sehe ich für die nächste Generation keine Möglichkeit, sich das Ganze zu finanzieren. Also es ist momentan so, dass wir wirklich am Limit sind, finanziell. Also es ist so, wenn wir nicht Schulmilch machen würden, wo wir ein bisschen eine höhere Wertschöpfung haben, dann wäre es eigentlich fast nicht zum... Aber man ist irgendwo in einem Teufelskreis auch drinnen: man hat investiert, man hat sich verschuldet. Diese Investition sollte sich natürlich rechnen auch. Wenn ich jetzt zum Beispiel aufhören würde, ja? Die Schulden wären ja nach wie vor da. Die Kredite würden weiterlaufen. Das ist ein Teufelskreis, ja? Wenn du fremdes Geld hast und zu dem Zeitpunkt wo wir investiert haben, haben wir die Lage auch nicht absehen können. Dass das so extrem wird. Ich meine, ich bereue es an und für sich nicht, weil ich das Ganze gerne mache, aber für die nächste Generation, ob das Zukunft hat, das kann ich nicht beurteilen. Ich kann nur hoffen, dass es besser wird. Aber so wie es jetzt ist, wie es auf EU Ebene rennt, rennt es Richtung Massentierhaltung und Großbetriebe. Und sie versuchen mit Gewalt die Kleinen umzubringen. Man hat ja gesehen, ich meine früher, das ist noch gar nicht so lange her, wo wirklich ein jedes zweite Haus Rinder gehabt hat. Heute bin ich wie gesagt der einzige im Bezirk, der welche hat. Die Entwicklung ist ungut, und das ist noch lange nicht abgeschlossen. Also wir waren in Deutschland draußen, und die sind ein bisschen voraus. Also das wird noch viel ärger und viel schlimmer.“ (Bauer U)

Den Aussagen zufolge fühlen sich einige der befragten Bauern und Bäuerinnen als „Gefangene“ der Modernisierung und der Wachstumszwänge. Die Haltung der Bauern und Bäuerinnen zur Mechanisierung der Landwirtschaft ist sehr ambivalent. Es wird sehr wohl erkannt, dass Maschinen die Arbeit zum Teil erheblich erleichtern und beschleunigen. Jedoch sparen die Bauern und Bäuerinnen die Zeit eigentlich nicht für sich selbst ein, sondern im Sinne des Wachstums, um noch mehr Flächen bewirtschaften oder mehr Tiere einstellen zu können. „Der Sinn des Wachstums ist also das Wachstum selbst“, wie Müller (1998:151) es formuliert⁷¹.

Welche Zukunftsperspektiven ergeben sich in Hinblick auf diese Entwicklung für die Beziehung zwischen Mensch und Nutztier? Alle befragten Bauern und Bäuerinnen sind sich einig, dass durch einen größeren Bestand weniger Zeit für das Einzeltier zur Verfügung steht:

„Die wird sicher weniger. Die wird sicher weniger. Weil das ist einfach, was tue ich wenn ich jetzt dann da, wenn ich jetzt dann 150 Zuchten habe oder wie der XY 230 Zuchten habe, also ich sage immer: ‚Das will ich nicht, weil da glaube ich, ich bin der Sklave von meinem Stall.‘ Und das will ich nicht sein, sondern ich will das in so einem Rahmen haben, dass das irgendwo noch menschlich abrennt.“ (Bäuerin E)

„In Zukunft werden die Stallungen immer größer werden. Und die Vieher werden immer weniger Betreuung bekommen, weil immer weniger Bauern immer größere Einheiten betreuen müssen. Ja, das kommt sicher. Also, das ist der allgemeine weltweite Trend. Vor 5 Jahren war ein Stall mit 5000 Hühner, hat ein jeder gesagt, das ist eine wahnsinnsgroße Anlage. Jetzt haben wir mittlerweile in Österreich Anlagen mit 60 000, 70 000 Hendlin und noch mehr in einem Stallgebäude.“ (Biobauer Q)

⁷¹Vergleiche hierzu auch die Arbeit von Wonneberger (1995). Sie hat sich in ihrer Arbeit eingehend mit der Problematik des Modernisierungsstresses in bäuerlichen Familien beschäftigt.

Biobauer X bestätigt diese Entwicklung anhand seines Betriebes:

„Ich meine was sich geändert hat in den letzten 20 Jahren, durch die ganze Größomanie in der Landwirtschaft was jetzt ist, ist es irgendwo so, dass du den Druck hast, das brauchst du noch. Zumindest hast du deinen Druck halt irgendwo, ich nicht so wie andere, die mitmüssen beim Felderpachten und alles. Aber du tust trotzdem ein bisschen größer und größer. Ich habe also mit 30 Viecher angefangen, und da hast du halt die Viecher, jedes Einzelne, gekannt. Jetzt mit 150 Viechern wird das eine ganz andere Beziehung. Da hast du schon deine einzelnen Viecher, die du kennst, aber meistens die depperten und die gescheiten. Also die Durchläufer, die was immer mitrennen, kennst du nicht heraus.“ (Biobauer X)

Auch Bauer U ist der Meinung, dass ein größerer Bestand zwangsläufig zu einer gewissen „Gesichtslosigkeit“ der gehaltenen Tiere führt:

„Und wenn ich in dem Vieh keine Persönlichkeit mehr sehe, keine Charaktere mehr, dann tu ich mich natürlich schwer bei dem Ganzen. Weil dann wird das ein Industrieprodukt.“ (Bauer U)

Einige der besuchten Bauern und Bäuerinnen erkennen dennoch Möglichkeiten, sich den gegenwärtigen Entwicklungen mit seinen Folgen zu entziehen und eigene Wege zu beschreiten.

So ist Biobauer I der Meinung, dass Österreich sich seine Besonderheit bewahren muss. Er erkennt vor allem in der biologischen Landwirtschaft eine große Chance.

„Wir sind, glaube ich, in Europa alleine. Nicht? Österreich ist, ich meine im Biolandbau, die Nummer 1 in Europa. Und von dem will eigentlich keiner so richtig was wissen. Wenn man nach Deutschland, nach Frankreich, ist wurscht wo man da hinschaut, da gibt es nur Massentierhaltung, nicht? Und das kannst du eigentlich nicht vergleichen da mit Österreich. Wir können nur mit Qualität und Marketing, kannst du etwas vermarkten, nicht?“ (Biobauer I)

Biobauer S ist optimistisch, dass es für Bauern und Bäuerinnen, die Wert darauf legen, eine Beziehung zu ihren Nutztieren zu haben, auch in Zukunft Wege und Möglichkeiten geben wird, dies zu verwirklichen.

„Mensch-Tier-Beziehung spielt in der Landwirtschaft sicher eine sehr große Rolle, wenn man die Landwirtschaft auch in Zukunft betreiben will. Wenn man darauf aus ist, das man das alles rationalisieren will und die Natur nur ausbeuten will, sage ich einmal, und mir wurscht ist, was morgen ist oder übermorgen, dann spielt es keine Rolle. Wenn man so denkt, dann hat man wahrscheinlich auch kein Problem damit, dass man keine Beziehung zum Tier hat. Wenn man aber eine Landwirtschaft eben auf längere Sicht sieht oder ganz langfristig sieht, dann spielt das einfach eine Riesenrolle wie ich eben mit dem Ganzen umgehe. Weil ja immer einfach etwas zurückkommt auch.“ (Biobauer S)

Bauer J stellt fest, dass innovative LandwirtInnen immer überlebensfähig sein werden. Er meint damit jene Bäuerinnen und Bauern, die Interesse an neuen Nischen in der landwirtschaftlichen Produktion zeigen. Jedoch merkt er gleichzeitig an, dass längerfristiges Planen in der Landwirtschaft heute schwierig geworden ist. Die Zeit ist „schnelllebiger“ geworden. Das ist deshalb problematisch, weil Entscheidungen im landwirtschaftlichen Bereich eine gewisse Kontinuität voraussetzen und Investitionen auf Jahre hin getätigt werden (vgl. auch Kapitel 4.2.).

„Wenn man innovativ ist und mit der Zeit geht, sehe ich schon Chancen. (...) In Holland hat einer zu mir gesagt: ‚Der was ein Stroh im Streu hat, der hat

ein Stroh im Kopf.' Ja, der hat 4000 Stiere gehabt auf einem Betrieb und der gehört der Bank. Er ist nur mehr dort geduldet. Er hat super investiert. Modernste High-Tech-Anlage. Aber ob das das Leben ist? Will ich nicht...Und da sehe ich Chancen, die Nischen. Schon wachsen, aber vielleicht nicht in diesem Stil. Wenn das so bleibt und die Rahmenbedingungen bleiben auf einer Landwirtschaft...Mein Vater hat den Stall gebaut und das Ganze geplant auf 20 Jahre oder auf 30 Jahre. Und wir sind heute dort, dass ich nicht einmal mehr...Auf 7 Jahren liegen meine Berechnungen ungefähr, wo ich ein bisschen...Aber ich traue es mir jetzt auch nicht mehr sagen. Ich bin schon unter 5 Jahren. Weil durch die ganzen Gegebenheiten und dieser Lobbyismus, der was auch betrieben wird. Ja, das ist alles eine gesteuerte politische Geschichte auch, sehe ich schon, irgendwo doch, nicht?" (Bauer J)

Wie Bauer J, so hat auch Bauer R den Eindruck, dass diese Entwicklung in Richtung Vergrößerung der Betriebe politisch gesteuert und gewollt wird:

„Das ist glaube ich, rein eine politische Geschichte, wie es halt gewollt ist, schätze ich, wie man das will, so wird es sich entwickeln. Weil die Bauern sind eh dankbar, die machen eh alles. Wie es halt gelenkt wird, nicht?" (Bauer R)

Mit der agrarpolitischen Entwicklung in Österreich und Europa zeigte sich der Großteil der besuchten Bauern und Bäuerinnen unzufrieden. Den PolitikerInnen wird Praxisferne vorgeworfen, die einhergeht mit Entfremdung, Distanz und Hierarchiegefälle. Die PolitikerInnen und EntscheidungsträgerInnen – so die häufige Meinung – „wissen nicht was sie tun, da sie im Grunde keine Ahnung von der Landwirtschaft haben“. Diese skeptische Einstellung begründet sich im Gefühl der Abhängigkeit von der politischen und gesamtwirtschaftlichen Entwicklung. Das Verhältnis zur Agrarpolitik ist bei vielen LandwirtInnen gekennzeichnet durch Unverständnis, Hilflosigkeit und Ohnmacht.

Die agrarpolitische und agrarökonomische Informationslage forciert in vielen Fällen die Zukunftsängste der Bauern und Bäuerinnen, wenn in den Medien beispielsweise über das fortdauernde „Bauernsterben“ quasi als notwendiger „Gesundungs-Prozess“ in der Landwirtschaft berichtet wird.

Priebe (1985:185f) spricht auch von einem gezielten Zweckpessimismus der bäuerlichen Interessensvertretung, der eine Atmosphäre ständiger Unzufriedenheit unter den Bauern/Bäuerinnen zur Folge hat.

Die Interviewsequenzen dieses Kapitels verdeutlichen, dass Bodenstedt mit seiner Annahme, die bereits in Kapitel 3.3.3 Erwähnung gefunden hat, richtig liegt. Sie sei an dieser Stelle noch einmal wiederholt. Bodenstedts (2003:207) Meinung zufolge stehen den Bauern und Bäuerinnen unter den Bedingungen der fortschreitenden Industrialisierung und Modernisierung drei Möglichkeiten offen. Sie können erstens zum (kapitalistischen) Unternehmen werden („wachsen“), oder zweitens aufgeben („weichen“) und zur (proletarischen) ArbeitnehmerInnenexistenz übergehen oder drittens versuchen, eine kleine Warenproduktion beizubehalten und somit implizit in eine Form von „Widerstand“ treten.

Kölsch (1990:219ff) spricht vergleichbar dazu von vier Wirklichkeitstypen, die auf unterschiedliche Strategien zurückgreifen, um auf der Suche nach Orientierung, Sinn und Identität in der Modernisierung, ihren Weg zu finden. Die Wirklichkeitstypen unterscheiden sich zwar in ihrer Reaktion auf die Folgen der Modernisierung, verfolgen aber alle das Ziel, sich sozial in die Gesellschaft zu integrieren und eine eigene Identität zu bilden.

- *Der Anpassungstyp:* Der Bauer/die Bäuerin versucht, seine Handlungs- und Lebensentwürfe der Modernisierung und dem modernen Weltbild anzupassen. Die Trennung von Subjekt und Objekt, Natur und Kultur, Produktion und Reproduktion sind bereits verinnerlicht worden. Die landwirtschaftliche Arbeit wird als ein Gewerbe, eine Art, Geld zu verdienen, verstanden. Der Bauer/die Bäuerin fühlt sich als Unternehmer/Unternehmerin. Die vom Anpassungstyp

gewählte Strategie, zielt auf eine Ausrichtung des landwirtschaftlichen Betriebes an den Leitbildern von Wachstum, Spezialisierung, Rationalisierung und Industrialisierung ab. Der Strukturwandel wird als „gegeben“ wahrgenommen, dem sich die LandwirtInnen anpassen müssen.

- *Der Widerstandstyp aus einer Antizipation einer anderen „besseren“ Landwirtschaft:* Neben dem Anpassungstyp gibt es eine Vielzahl an LandwirtInnen, die gegen die Modernisierung der Landwirtschaft Widerstand leisten. Die Intensität und Formen dieses Widerstandes können unterschiedlich sein. Sie reichen von der Weigerung der Übernahme moderner Techniken (z.B. Spaltboden) und betrieblichen Wachstums bis hin zu einer Umstellung auf ökologische Wirtschaftsweise. Die Form des Widerstandes zeigt sich vor allem in der Ausgestaltung der Betriebe deutlich, etwa wenn die Tiere nach wie vor auf Stroh gehalten werden. Gemeinsam ist diesen LandwirtInnen, dass sie das Leitbild der Modernisierung als auch die Industrialisierung der Landwirtschaft in ihrem Leben nicht verinnerlicht haben und daher andere Strategien zur Identitätsfindung verfolgen. Die Politik des „Wachsen oder Weichen“ wird abgelehnt, eine möglichst große Anzahl an bäuerlichen Existenzen soll erhalten bleiben. Dieser Typ will die Umwelt nicht ausbeuten, sondern sie in einer Art und Weise aneignen, dass ein Einklang zwischen Mensch und Natur möglich ist. Viele biologisch wirtschaftende LandwirtInnen gehören diesem Typ an.
- *Der Widerstandstyp aus Tradition:* Das Selbstbild dieses Typs entspricht dem des traditionellen Landwirten/der traditionellen Landwirtin, der/die seine/ihre Arbeit liebt und für den/die der Hof Teil des Lebens ist. Traditionen spielen im Leben und Arbeiten eine große Rolle. Es geht weniger um eine andere Entwicklung von Landwirtschaft, als um die Verteidigung von Traditionen. Mit diesem Bezug zur Vergangenheit versucht dieser Widerstandstyp, seiner Arbeit Sinn zu geben. Der Wille, die gewachsenen Strukturen beizubehalten, führt auch im Produktionsbereich zu einer konservativen Einstellung. Die Agrarpolitik wird kritisiert, weil sie die eigene Lebensform zerstört.
- *Der resignierte Typ:* Aus dem Widerstand gegen die Modernisierung kann Resignation erwachsen, sofern keine Vorstellungen von einer besseren Zukunft und keine Hoffnung mehr bestehen, seine Lebensform zu bewahren. Der Typ des resignierenden Bauern/der resignierenden Bäuerin schätzt Traditionen hoch, hat seinen/ihren Betrieb nicht stark modernisiert und liebt seine/ihre Arbeit. Er/Sie fühlt sich einer eigenen traditionellen bäuerlichen Lebensform angehörig, die in der Moderne seiner/ihrer Ansicht nach keine Möglichkeit des Bestehens hat. Für diesen Typ macht oft „alles keinen Sinn mehr“. Die eigene Lebensform wird als gesellschaftlich nicht mehr gewollt und als unzeitgemäß wahrgenommen. Die agrarpolitischen Zusammenhänge sind diesem Typ unverständlich, was von einem Gefühl der politischen Ohnmächtigkeit begleitet wird.

4.22 Was macht eine gute Mensch-Nutztier-Beziehung nun aus?

Gegen Ende unserer Gespräche wollte ich von den Bauern und Bäuerinnen abschließend wissen, nun da wir uns einige Zeit über das Thema unterhalten hatten, was für sie eine gute Mensch-Nutztier-Beziehung ausmacht, welche Eigenschaften sie in sich tragen sollte und was ihnen wichtig erscheint.

Nach langen Überlegungen habe ich mich entschlossen, die Aussagen in diesem letzten Kapitel unkommentiert wiederzugeben. Das deshalb, weil die hier getätigten Antworten der Bauern und Bäuerinnen im Grunde komprimiert das wiedergeben, was bereits im Rahmen der unterschiedlichen Themenkomplexe von ihnen erwähnt wurde und somit in

den vorherigen Kapiteln (4.1 bis 4.22) seine Behandlung gefunden hat. Das macht meines Erachtens eine nochmalige Interpretation überflüssig. Zudem stehen die Zitate dank ihrer Aussagekraft für sich alleine und sollen einen schönen Ausklang für diese Arbeit bilden.

„Also auf jeden Fall gehört einmal ein Respekt dazu und das spielt sehr wohl eine Rolle, oder? Wie siehst das du? [zum Vater]. Ein Respekt, weiß ich nicht wie man sagen soll. Alles was mit dem zum Tun hat. Da gehört ja viel zum Respekt und was das abdeckt.“ (Jungbauer A)

„Na, das Gefühl, nicht? Dass man das Gefühl für ein Viech hat. Das ist einmal das Allerwichtigste. Also ohne dem geht es nicht. (...) Es geht uns einfach um das Gefühl, dass wir halt haben wollen, dass sich die wohl fühlen. (...) Schauen, dass sich die wohl fühlen. Wurscht, ob jetzt Sonntag oder Feiertag ist.“ (Bäuerin D)

„Was da für mich dazugehört? Das kannst du nur dann, sage ich immer, genießen, wennst mit einer Ruhe den Stall betrittst und wenn ich nicht da reingehe und ‚schnell, schnell und gemma...und ich darf nicht zu lange im Stall bleiben, weil das ist alles Arbeitszeit und da wird soviel Arbeitszeit gebraucht und das ist nicht wirtschaftlich und was weiß ich was alles‘. Also so darf ich das nicht sehen. Sondern ich muss das wirklich mit einer Ruhe das Ganze angehen und mit einer Menschlichkeit irgendwo auch, dass ich die auch als Lebewesen sehe.“ (Bäuerin E)

„Ja, eben, dass man die Tiere als Lebewesen sieht und nicht als Ding, nicht? Das ist das um und auf.“ (Biobauer F)

„Ja, wenn man schon einmal reingeht und nicht weiß was man da drinnen will. Wenn es einem schon zuwider ist, wenn man reingeht. Weil wenn man keine Liebe hat, soll man die Viecher nicht machen. Weil man arbeitet halt mit Lebewesen. Wenn man das nicht gerne macht, hat es keinen Sinn.“ (Biobauer H)

„Weil wenn du keine Liebe zum Tier hast, glaube ich, kannst du dir gar keinen Tierhaltungsbetrieb aufbauen. Weil ich glaube, wenn du jetzt sagst, ja ich will das große Geld machen mit die Sau, es hängt schon sehr viel von dir auch ab. Weil du musst genau sein, du musst...dir darf das nicht wurscht sein.“ (Bäuerin K)

„Na ja...ja dass man sich gegenseitig achtet auch, würde ich sagen nicht? Also dass man ein Tier auch achtet. Dass es auch ein Lebewesen ist, würde ich sagen.“ (Bauer M)

„Eine gute Mensch-Tier-Beziehung? Na ja, da brauchst du einmal die Einstellung, dass du sagst, mir ist die Arbeit nicht zuwider oder irgendwas. Das ist einmal die Voraussetzung. Weil wenn du eine Arbeit mit Muss machst, wird es auch nie funktionieren. Also die Voraussetzung ist einmal, dass du die Arbeit gerne machst, nicht? Für mich.“ (Biobauer N)

„Dass man das Tier in einer gewissen Weise achtet, würde ich sagen, nicht? Das man in ihm nicht irgendein Objekt sieht, das man ausbeutet bis zum Geht-nicht-mehr, sondern ihm seine Würde lässt, würde ich sagen. Ich sehe sie irgendwie so wie Mitarbeiter, würde ich sagen, halt nicht ganz freiwillige. Aber immer wenn es einem gut geht, dann ist er eher bereit, was zu leisten, als wie wenn es ihm nicht gut geht.“ (Bauer R)

„Eine gute Mensch-Tier-Beziehung? Das was wir eigentlich eh schon gesagt haben. Dass du nicht der Meinung bist, dass du das Viech unbedingt unterordnen musst. Beiderseitig muss man, wie sagt man? Akzeptieren und Respekt haben. Genau. Also ich darf nicht der Meinung sein unbedingt ‚die haben zum Spuren‘ - klar müssen sie Spuren, aber Respekt muss von beiden Seiten da sein. Das macht einfach eine gute Beziehung aus.“ (Bäuerin P)

„Sicher einmal Zeit, dass man Zeit hat für die Tiere. Das ist sicher wichtig für eine gute Mensch-Tier-Beziehung. Ja, Liebe zum Tier, Ruhe. Ja, dass man das Tier doch irgendwo einbaut in die ganzen Kreisläufe, Jahreskreisläufe oder so. Was nicht immer einfach ist vielleicht, aber das hängt damit eigentlich zusammen mit dem Zeit haben für das Tier.“ (Biobauer S)

„Ich akzeptiere das Viech und das Viech respektiert mich und wir halten unsere Grenzen ein, meiner Meinung nach. Ich muss wissen wie weit ich gehen darf, und was ich dem Viech zumuten kann. Und umgekehrt weiß das Viech aber auch ganz genau, was es darf und was nicht.“ (Biobauer T)

„Bei der letzten Messe, das war sehr schön gesagt vom Pfarrer. Jeder Mensch, was er wirklich braucht, ist ein Name. Warum, weil er angesprochen werden will, weil man ihn dadurch schätzen kann, und das ist etwas was das Tier auch braucht. Man muss es schätzen können das Tier. Man muss es lieben können das Tier. Und man muss eben mit dem Tier umgehen können. Nicht umsonst sagt man auch bei den Pflanzen schon: man sollte mit den Blumen reden. Sei es intensive Pflege einbringen, genauso ist es bei den Tieren. Sie müssen den Umgang mit den Tieren, müssen sie pflegen. Ja?“ (Biobauer V)

„Brauchst du nur einen fragen: ‚Was würdest machen, wenn du eine Million Euro oder 10 Millionen Euro gewinnen würdest?‘ Wenn dir dann einer sagt, irgendein Bauer, wenn du den fragst, und der sagt, ja ich würde mir 10-15 Schafe behalten oder je nachdem was für welche Viecher er hat, dann kannst du sagen, der hat eine Beziehung zu seine Viecher. Wenn einer sagt, ich höre mit allem auf und ich lasse es mir gut gehen, lass mir die Sonne am Bauch scheinen, dann weißt du genau, dass er das nicht gerne macht, was er macht. Ist wurscht was er hat. Wenn ich soviel gewinnen würde, ich hätte sicher 10 Schafe oder was und würde mir Äcker kaufen, und würde so einen richtigen Bauernhof zum Anschauen machen, so richtig zum Angreifen. Wenn ich nicht leben muss davon. Weißt so richtig mit Viecher, oder was weiß ich, was Gott und die Welt verboten hätte, hätte ich.“ (Biobauer X)

„Ich muss mich vor unserem Herrgott verantworten, auch vor meinen Viechern, wie ich mit denen respektvoll umgehe. Und auch wie die zu mir stehen. Weil die stehen ehrlich zu mir.“ (Biobauer Y)

5 Zusammenfassung der Ergebnisse und Ausblick

*„So eine Arbeit wird eigentlich nie fertig, man muss sie für fertig erklären, wenn man nach Zeit und Umständen das Möglichste getan hat.“
(Johann Wolfgang von Goethe)*

Die vorliegende Dissertation versucht die gegenwärtige Beziehung zwischen Bäuerinnen/Bauern und ihren Nutztieren theoretisch und empirisch zu beleuchten und genauer zu beschreiben. Dabei geht es nicht darum, am Ende der Untersuchung bestimmte Thesen zu bestätigen oder zu widerlegen, sondern darum, das Leitthema auf verschiedenen, miteinander verknüpften Ebenen abzuhandeln.

Die Aspekte, unter denen Bauern und Bäuerinnen die Beziehung zu ihren Tieren thematisieren, sind wie die vorliegenden Ergebnisse zeigen, sehr vielfältig. Aufgrund der Untersuchungsergebnisse schließe ich mich der Meinung Jürgens (2008:50) an, die die Auffassung vertritt, dass das Mensch-Nutztier-Verhältnis in der heutigen Landwirtschaft als „eine komplexe Beziehung zwischen emotionalem Bezug, ethischen Wertvorstellungen und objektiven Nutzen, welches sich sehr ambivalent gestalten kann und in Form differenzierter, vielfältiger Profile besteht, abhängig von der jeweiligen Lebens- und Arbeitswirklichkeit sowie den Beziehungs- und Deutungsmustern einzelner Landwirte und Landwirtinnen“ betrachtet werden muss.

Die Heterogenität der Sichtweisen und Erzählungen veranschaulicht, dass es *das* bäuerliche Verhältnis zum Tier nicht gibt, weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart. Landwirtschaftliche Nutztierhaltung, sowohl in der biologischen als auch der in der konventionellen Landwirtschaft stellt kein „homogenes Modell“ dar. Vielmehr besteht unter landwirtschaftlichen Betrieben eine Vielfalt zumeist bäuerlich-familienbetrieblich organisierter Formen, in denen die individuellen wirtschaftlichen Strategien, persönlichen Wertorientierungen, Motivationen, Handlungsmuster und Leitbilder variieren und die als solche die Mensch-Nutztier-Beziehung entscheidend prägen.

Die Untersuchung zeigt, dass Mensch-Nutztier-Beziehungen komplex, vielgestaltig und mitunter widersprüchlich sind. Besteht zum Nutztier nicht nur ein wirtschaftlicher, sondern auch ein emotionaler Bezug, kommt es zu ambivalenten Deutungsmustern.

Sie zeigt auch, dass die Beziehung zwischen Mensch und Nutztier keine statische ist, sondern vielmehr eine ständig neu zu definierende. Sich fortwährend verändernde Produktionsbedingungen in der Nutztierhaltung haben auf die Beziehung zwischen LandwirtInnen und ihren Nutztieren erheblichen Einfluss genommen. Jedoch auch der gesellschaftliche Umgang mit landwirtschaftlichen Tieren und die öffentliche Wahrnehmung dieser haben in den letzten Jahrzehnten eine wesentliche Veränderung erfahren.

Fest steht, dass Tiere in landwirtschaftlichem Kontext eigene Bedingungen für eine Beziehung zwischen Mensch und Tier schaffen. Das Mensch-Nutztier-Verhältnis wird als ein professionelles Verhältnis wahrgenommen, welches die LandwirtInnen nicht mit dem Verhältnis zu Haustieren vergleichen. Die Funktion eines Tieres bedingt die Beziehung zwischen Mensch und Tier entscheidend. Folglich manifestiert sich der Unterschied zwischen Nutz- und Haustieren primär in der Art ihrer Funktion. Indem die Nutztiere Lebensmittel in Form von Fleisch, Milch oder Eiern produzieren, verhelfen sie den Bauern und Bäuerinnen zu einem monetären Einkommen. Das ist ihre „Aufgabe“ und um diese zu erfüllen, werden sie gehalten. Das Nutztier wird daher immer instrumentalisiert, wenn auch von Betrieb zu Betrieb in kleinerem oder größerem Ausmaß.

Professionell bedeutet allerdings nicht, dass empathische Gefühle in der Beziehung zwischen Mensch und Nutztier ausgeschlossen werden. Nutztiere werden von ihren HalterInnen auch als subjektive Lebewesen mit eigenständigem Charakter wahrgenommen. Sie werden nicht nur aus einer ökonomischen Motivation heraus

wertgeschätzt, sondern ebenso aufgrund emotionaler Beziehungen, die zwischen Mensch und Tier entstehen.

Der natürliche Lebenszyklus der Tiere am Hof wird zwar immer wieder durch Schlachten oder Verkauf abgebrochen bzw. unterbrochen, doch die dazwischenliegenden mitunter langen Abschnitte bieten den Raum für mehr oder weniger intensive Begegnungen zwischen dem Bauer/der Bäuerin und dem Tier.

Das Spezifische an der bäuerlichen Tierhaltung als Wirtschaftsform ist die Lebendigkeit des „Arbeitsgegenstandes“, das Eigen-Leben der Tiere. Diese Lebendigkeit, die Mensch und Tier teilen, bestimmt alle Ebenen der Mensch-Nutztier-Beziehung und ist als Schlüsselement dieses Verhältnisses zu sehen.

Diese Lebendigkeit wird von den Bauern und Bäuerinnen bewusst positiv erlebt. Sie ermöglicht es, den Tieren beim Wachsen und Gedeihen zuzusehen, sie in den unterschiedlichen Lebenszyklen zu begleiten, das Ende einer Generation und das Entstehen der folgenden mitzuerleben. Dabei wird das Wachstum und Gedeihen der Tiere nicht nur als Voraussetzung für ein später monetär messbares Ergebnis gewertet, sondern auch emotional als sicht- und fassbare Bestätigung eines persönlich befriedigenden Arbeitserfolges empfunden.

Die Lebendigkeit der gehaltenen Tiere ist auch ausschlaggebend dafür, dass in der Nutztierhaltung nicht nur die Ratio, sondern auch die Empathie eine tragende Rolle spielt. In der Beziehung zwischen Mensch und Tier kommen sowohl emotionale als auch materialistische Aspekte zum Tragen, wobei beide manchmal im Widerstreit miteinander liegen. Das eine muss das andere jedoch nicht ausschließen. Vielmehr scheinen die Bauern und Bäuerinnen bemüht, ein Mittelmaß zwischen Wirtschaftlichkeit und Gefühlswelt in ihrem Beruf zu finden.

Das Hin- und Heroszillieren zwischen Ratio und Empathie zieht sich jedenfalls wie ein roter Faden durch die Thematik der Mensch-Nutztier-Beziehung.

Das heißt, die gehaltenen Nutztiere werden nicht nur als wirtschaftliche Produktionsfaktoren wahrgenommen, sondern vielmehr als Wesen mit einem Eigenleben, mit eigenen Bedürfnissen und eigenem Charakter. Ähnlich dem Menschen schreiben alle besuchten Bauern und Bäuerinnen den gehaltenen Tieren einen eigenen Charakter und Individualität zu. Die Beziehung zu ihren Tieren geht bei vielen LandwirtInnen daher über rein funktional-zweckrationale Aspekte hinaus. Viele Äußerungen zeugen von einem affektiven Bezug der Bauern und Bäuerinnen zu ihren Tieren. Die Relevanz der emotionalen Komponente in Form einer gewissen Arbeitsfreude kam bei allen besuchten Bauernfamilien deutlich zum Ausdruck.

Die LandwirtInnen messen den Erfolg ihrer Arbeit nicht vorderdringlich und nicht nur am effektiven, vom Markt und den Preisen diktierten Geldwert ihrer Tierhaltung. Sondern vielmehr erkennen sie in den von ihnen gehaltenen Tieren vor allem etwas Lebendiges, dessen Wertschätzung nicht nur in der finanziellen Bemessung ihren Ausdruck findet.

Würden die LandwirtInnen nur einer ökonomisch-rationalen Sichtweise folgen, würde es zu keinen ambivalenten Gefühlen kommen, hätten die Bauern und Bäuerinnen keine Bedenken ihre Tiere strohlos zu halten, würden schwache Jungtiere sofort getötet werden, hätte der Bauer/die Bäuerin keine Lieblingstiere usw.

Die Lebendigkeit der Tiere bedingt auch eine gewisse Abwechslung im Arbeitsalltag der Bauern und Bäuerinnen, wenngleich die anfallenden Tätigkeiten repetitiven Charakter haben. Kein Tag gleicht exakt dem anderen, das wird von LandwirtInnen positiv beurteilt. Jeder Tag kann etwas Neues und Unerwartetes bringen, im positiven, wie im negativen Sinn. Die Arbeit in der Nutztierhaltung wird dadurch als sehr komplex wahrgenommen, mit vielfältigen Aufgaben und Handlungsanforderungen.

Der Weg zur Nutztierhaltung führt in der Regel über das Elternhaus. Dieses ist in zweierlei Hinsicht bedeutend. Einerseits schafft es den Grundstock, um den Beruf des tierhaltenden Bauern/der tierhaltenden Bäuerin auszuüben. Andererseits werden im Rahmen der bäuerlichen Sozialisation Einstellungen und Werte vermittelt, die den Umgang mit dem Tier prägen. Die Einstellung gegenüber Tieren ist eine individuelle Angelegenheit, die eng mit der Lebensgeschichte eines Menschen verwoben ist. Die

befragten Bauern und Bäuerinnen stuften ihre Eltern und ihre Kindheit auf einem Bauernhof als die am prägendsten empfundenen Elemente ein. Integriert in den bäuerlichen Lebenszusammenhang erleben die Kinder von Kindheit an, wie der eigene Lebensrhythmus täglich und jährlich vom Rhythmus der bäuerlichen Arbeiten auf dem Hof bestimmt wird. Das „Miteinander-Arbeiten“ setzt den Rahmen, in welchem Werte und Normen vermittelt und weitergegeben werden. Damit wird ein spezieller Typus bäuerlicher Sozialisation geprägt, aus dem heraus sich Mentalitäten, Werthaltungen und Lebensperspektiven entfalten. Aufgrund der Interviews besteht meinerseits die Annahme, dass die Sozialisation auf einem bäuerlichen Betrieb mit Tierhaltung das Verhältnis zwischen Mensch und Tier entscheidend prägt und das auf eine andere Art und Weise als bei Menschen, die in einem nicht-bäuerlichen Umfeld aufwachsen. Vergleichende Studien, die sich mit dieser Forschungsthematik beschäftigen, fehlen bis dato. Hier fehlt meines Erachtens noch eine eingehende wissenschaftliche Auseinandersetzung.

Wenngleich die von den Eltern zur Verfügung gestellten Ressourcen zwar die Basis darstellen, ob die Tierhaltung am Betrieb weitergeführt wird, hängt letztlich von der Wahrnehmung und Einstellung des zukünftigen Hofübernehmers/der zukünftigen Hofübernehmerin ab und ist somit weitgehend eine persönliche Entscheidung. Ökonomische Überlegungen spielen dabei eine entscheidende Rolle. Tierhaltung fungiert in den besuchten niederösterreichischen Betrieben, neben dem Ackerbau, als wichtiges Standbein und übernimmt als solches in der Betriebsgeschichte einiger Familien eine nicht unwesentliche Funktion. Finanzielle Beweggründe alleine werden jedoch als unzureichend eingestuft, um den Beruf des Nutztierhalters/der Nutztierhalterin erfolgreich auszuüben. Die Freude an der Arbeit mit den Tieren, der persönliche „Wohlfühlfaktor“, wird als ebenso wichtiger Beweggrund, oft sogar als Grundbedingung eingestuft.

Die LandwirtInnen gehen davon aus, dass nur jemand, der eine gewisse Liebe zum Beruf hat, die Arbeit gut und befriedigend erfüllen kann, über eine intuitiv-emotionale Nähe zu seinen Tieren verfügt und für sie ein „gutes Auge“ hat.

Dies sind keine erlernbaren Fähigkeiten, vielmehr hängen sie eng mit der persönlichen Einstellung des Einzelnen zur Arbeit zusammen. Hierin drückt sich die starke Betonung des emotionalen Elementes in der subjektiven Berufsbewertung aus, welches als eine zentrale Komponente bäuerlichen Selbstverständnisses zu sehen ist.

Wenn auch einer von beiden in geringerem oder größerem Ausmaß ausgeprägter ist, so sind zumeist beide Beweggründe, der finanzielle als auch der emotionale, präsent und bedingen einander. Bereits in der Entscheidung zur Tierhaltung spielen somit die Ratio als auch die Empathie eine Rolle.

Im Hinblick auf die Wahl der Tierart, auf die eine Spezialisierung erfolgt, kann festgehalten werden, dass auch hier verschiedene Gründe zum Tragen kommen, wobei meist finanzielle Überlegungen im Vordergrund stehen. Sie werden durch betriebliche Gegebenheiten (wie zum Beispiel ein vorhandener Stall), Erfahrungswissen, persönliche Vorlieben und Interessen ergänzt.

Gleich ist allen besuchten Bauern und Bäuerinnen, dass die gehaltenen Tiere wesentlich zum bäuerlichen Selbstverständnis beitragen. Nutztiere zu halten, impliziert ein anderes „Bauer-Sein“, als ein Wirtschaften ohne Tiere. Tierhaltung stellt im Leben der LandwirtInnen oftmals eine Konstante dar, dies gilt insbesondere für jene, die seit Kindheit an mit einem Leben mit Tieren am Hof vertraut sind. Viele der Befragten empfinden es als Selbstverständlichkeit, Nutztiere zu halten. Ein Leben ohne Tierhaltung am Betrieb scheint schwer vorstellbar. Die Beziehung zum Tier ist kontinuierlich und gibt als solche dem Leben der Bauern und Bäuerinnen Kontinuität. Leben und Arbeitsalltag des Menschen orientieren sich stark am Rhythmus der Tiere. Es ist dieser Rhythmus, der von Seiten des Menschen verinnerlicht wird und somit Kontinuität im eigenen Leben schafft. Tierhaltung vermittelt auch das Gefühl von kontinuierlicher Beschäftigung, unabhängig von den Jahreszeiten, die den Ackerbau bestimmen.

Die Tiere sind im Leben der Bauern und Bäuerinnen stets präsent, auch an Sonn- und Feiertagen, in der Freizeit und im Urlaub. Erlebnisse und Erfahrungen mit Tieren prägen

Arbeits- und Lebensgeschichte der LandwirtInnen. Mensch und Tier teilen so oft ein Stück gemeinsamer Geschichte.

Als Lebewesen mit eigenen Bedürfnissen fordern Nutztiere die tägliche Aufmerksamkeit des Menschen. Der stetig andauernde Kontakt ist eine Quelle intensiver, schöner Momente, aber auch von Schwierigkeiten, Ängsten und starken Verpflichtungen. In der Wahrnehmung der Bauern und Bäuerinnen ist diese Verpflichtung und die Verantwortung gegenüber dem Tier essentieller Bestandteil in der Beziehung zum Tier. Alle haben verinnerlicht, dass die Arbeit und der Umgang mit Nutztieren einen großen Verantwortungssinn erfordern. Der von Gehlen (1957) geprägte Begriff der „Agrarmoral“ umschreibt die moralische Verantwortung gegenüber dem Lebendigen, mit dem der Bauer/die Bäuerin tagtäglich zu tun hat, meines Erachtens sehr gut.

Neben Verantwortung und Verpflichtung, sind es Respekt, Ruhe und Vertrautheit, die den Umgang mit dem Tier und die Einstellung zum Tier prägen. Das Tier respektvoll behandeln, dabei aber den Status eines Tieres nicht mit dem eines Menschen verwechseln, erscheint den befragten Bauern und Bäuerinnen wichtig.

Die täglichen Verpflichtungen in der Tierhaltung bedingen ein Gefühl der Gebundenheit an den Betrieb. „Angebunden“ zu sein, wird von den LandwirtInnen als zentraler Bestandteil von Tierhaltung empfunden, der oft bereits am elterlichen Hof miterlebt, erfahren und verinnerlicht wurde. Das Gebundensein an zeitliche, wirtschaftliche und räumliche Arbeitsabläufe bedeutet für den Menschen eine Einschränkung. Jedoch selbst das „Angehängtsein“ ist oft soweit internalisiert, dass es zur Gewohnheit geworden ist.

So wird die Gebundenheit an die Tiere nicht hinterfragt, sondern als unveränderbare Gegebenheit wahrgenommen. Die Bauern und Bäuerinnen reagieren trotz objektiver Gebundenheit nicht immer mit einem subjektiven Abhängigkeitsgefühl auf diese. Aus den Interviews geht hervor, dass der Nachteil der ständigen Verpflichtung den Tieren gegenüber zumindest partiell durch positive Werte und Erfahrungen relativiert wird.

Zum einen ist hier das bäuerliche Arbeitsethos zu sehen, das eine Gewöhnung an die Gebundenheit einerseits durch frühe Arbeitssozialisation und andererseits durch langjährige Berufspraxis impliziert. Zum anderen sind dies ökonomisch-rationale Gründe, das heißt die Mühen und Entbehrungen erfahren eine finanzielle Belohnung. Zudem besteht ein emotional-naturwirtschaftlicher Bezug. Die Freude an der Arbeit und der Umgang mit den Tieren schaffen eine emotionale Befriedigung, die stärker wirkt als das Abhängigkeitsgefühl.

In diesem Zusammenhang sollte festgehalten werden, dass die „Angebundenheit“ durch die gehaltenen Tiere individuell empfunden und wahrgenommen wird und von äußeren Faktoren, wie der Spezialisierung des Betriebes oder einer etwaigen Arbeitsteilung im Familienverband, wesentlich beeinflusst wird. In Betrieben, die auf ein Familiennetzwerk an Arbeitskräften zurückgreifen können, ist das Gefühl der Unabkömmlichkeit nicht so stark präsent, wie in Familien, wo sich die Arbeit mit den Tieren auf eine einzige Person konzentriert.

Die Grundform der bäuerlichen Arbeitsorganisation in Österreich ist bis heute die Familie. Anfallende Arbeiten werden hauptsächlich von den einzelnen Familienmitgliedern erledigt, das heißt es handelt sich nach wie vor um eine familienbetrieblich organisierte Form der Landwirtschaft. Während der moderne Bauernhof der Gegenwart in technologischer Hinsicht deutlich industrielle Merkmale aufweist, ist er soziologisch und organisatorisch dem familienbetrieblichen Strukturtyp vorindustrieller Zeit treu geblieben. Nach wie vor sind die unterschiedlichen Generationen oft als Wohn-, Arbeits-, Besitz- und Produktionsgemeinschaft miteinander verbunden und verflochten.

In Anbetracht dessen erschien es mir lohnenswert sich in meiner Arbeit mit der Peasant Theory auseinanderzusetzen. Wenn auch das Konzept als Ganzes nicht übertragbar ist, so lassen sich doch bestimmte Charakteristika von *Peasants* in den von mir besuchten Bauern und Bäuerinnen wieder finden. Da es sich bei diesen nicht um *Peasants*, aber auch nicht um *Farmers* nach amerikanischem Vorbild handelt, erscheint es sinnvoll sich einer dritten Kategorie zu bedienen, die für eine Mischform steht. Eine solche liefert Ellis (2000), wenn er von „*Commercial Family Farms*“ spricht.

Als „*Commercial Family Farms*“ weisen die besuchten Bauern und Bäuerinnen zum einen wesentliche Elemente von *Peasants* auf. Als Familienwirtschaft verbindet die Bauernfamilie die vier Komponenten Familie, Haushalt, Betrieb und Wirtschaftsunternehmen zu einer lebendigen Einheit. Innerhalb der betrieblichen Arbeitsprozesse kommt es zu einer innerfamiliären Arbeitsteilung. Dabei gibt es neben einer Funktionsteilung unter den Geschlechtern oft auch eine Funktionsteilung unter den Generationen. Die Zuschreibung frauen- beziehungsweise männerspezifischer Arbeiten findet ferner in der Mithilfe der noch am Betrieb mithelfenden älteren Generation ihren Ausdruck.

Die Beziehung zu Betrieb, Grund und Boden als auch den gehaltenen Nutztieren, zeichnet sich nicht nur durch eine ökonomische, sondern auch entscheidend durch eine moralische und emotionale Dimension aus.

Wenn auch Subsistenzwirtschaft im Kontext einer österreichischen Landwirtschaft eine untergeordnete und marginalisierte Rolle einnimmt, sind Ansätze einer solchen sehr wohl noch fragmentarisch vorhanden. Als einer der wenigen Bereiche verbleibt die Nahrungserzeugung für den Eigenbedarf der Familie als Relikt subsistenzwirtschaftlicher bäuerlicher Produktion.

Zum anderen, und da ähneln die besuchten Bauern und Bäuerinnen den *Farmers*, verfolgen sie eine marktwirtschaftlich orientierte Produktion und sind gänzlich in globale Märkte eingebunden.

In theoretischer Hinsicht lieferte nicht nur die Peasant Theory sozial- und kulturanthropologische Inputs, sondern auch im Hinblick auf die Mensch-Tier-Beziehung erwies sich eine Beschäftigung mit solchen als sinnvoll.

Wenn Gingrich und Mader (2002) die „natürliche Umwelt“ in ihrer Arbeitsdefinition als kulturell mitstrukturierten, dynamischen Interaktionspartner des Menschen begreifen, dann gilt meines Erachtens gleiches für das Tier. An dieser Arbeit kann zu Recht kritisiert werden, dass sie diesem Anspruch insofern nicht gerecht wird, als dass sie sich auf die Untersuchung der menschlichen AkteurInnen in der Mensch-Nutztier-Beziehung konzentriert und die tierischen Interaktionspartner außer Acht lässt. Meine zeitlichen und fachlichen Ressourcen ließen dies leider nicht zu. Fest steht jedoch, dass es unumgänglich ist, beide, Mensch als auch Tier in die Untersuchung einzubeziehen, wenn die Mensch-Nutztier-Beziehung holistisch erfasst werden soll.

Die Mensch-Nutztier-Beziehung ist jedenfalls keine „*one-way-relationship*“. Vielmehr reagiert und agiert zum einen der Mensch mit dem Tier, auf der anderen Seite agieren und reagieren die Tiere mit dem Menschen. Beide, Mensch und Tier, nehmen durch ihre Interaktion, Einfluss auf die Gestalt ihrer Beziehung. Ähnlich der Beziehung zwischen Menschen sind in der Mensch-Tier-Beziehung ebenso Gefühle der Sympathie, der Neutralität oder der Antipathie existent.

Nicht nur die Bauern und Bäuerinnen beobachten ihre Tiere täglich, sie selbst werden von diesen ebenso beobachtet. Und nicht nur die Menschen nehmen ihre Tiere auf unterschiedliche Art und Weise wahr, dasselbe gilt auch für die Tiere. Wenngleich der Mensch als Hauptakteur fungiert, so geht ein nicht unerheblicher Teil der Initiative vom Tier aus. Das Tier bekommt somit eine aktive Rolle zugesprochen. Gemeinsame Erfahrungen oder Erlebnisse sind wichtige Bestandteile der Interaktion.

Nicht nur der Charakter eines Menschen beeinflusst die Mensch-Tier-Beziehung, sondern auch der Charakter eines Tieres und seine Wesenszüge wirken sich entscheidend auf die Beziehung zwischen Mensch und Tier aus. Ähnlich dem Menschen schreiben alle besuchten Bauern und Bäuerinnen den gehaltenen Tieren einen eigenen Charakter und Individualität zu. Das tierische Verhalten wird anhand menschlicher Handlungsmuster interpretiert.

Da die Bauern und Bäuerinnen ihre Tiere als Lebewesen mit eigenem Charakter wahrnehmen, erscheint es nachvollziehbar, dass der Mensch das Bedürfnis hat mit seinen Tieren zu kommunizieren. Kommunikation ist nicht nur wesentlich für zwischenmenschliche Beziehungen, sondern auch für die Beziehung zwischen Mensch und Tier. Wobei diese Interaktion auf beiden Seiten stattfindet – während sich der Mensch der Sprache und Gestik bedient, operieren Tiere mit Lauten, Geräuschen und Bewegungen.

Nicht nur die LandwirtInnen können das Verhalten ihrer Tiere deuten, auch die Tiere kennen ihre Bezugspersonen. Stimmungen des Menschen übertragen sich auf die Tiere im Stall.

Meiner Ansicht nach kann nicht nur in der Mensch-Haustier-Beziehung, sondern auch in der Mensch-Nutztier-Beziehung in Einzelfällen von sozialen Beziehungen gesprochen werden. Nämlich dann wenn es sich um eine individuelle Beziehung zwischen beiden handelt und eine gegenseitige oder zumindest einseitige „Du-Evidenz“ gegeben ist. Dort wo der Bauer/die Bäuerin nicht jedes Tier individuell kennt, beschränkt sich die Beziehung zwischen Mensch und Tier auf die Gesamtheit aller gehaltenen Tiere. Es kann daher zwischen dieser Beziehung zum Tier im Allgemeinen und jener Beziehung zu Einzeltieren, unterschieden werden.

Angesichts der empirischen Erkenntnisse der vorliegenden Arbeit kann das Vorhandensein einer strikten Mensch-Tier-Dichotomie im Mensch-Nutztier-Bereich auch im westlichen Kontext in Frage gestellt werden. Nämlich in dem Sinne, dass im Tier hier ebenso ein Lebewesen mit eigenem Charakter erkannt wird, dessen Lebendigkeit der Mensch teilt, und nicht ein Objekt, dem jegliches Eigenleben fehlt.

Wenngleich in der Landwirtschaft analog zum westlichen Denken, ein instrumentalistisches Verhältnis zu Tieren besteht und das Tier als untergeordnetes Konzept gedacht wird, sind dennoch Ansätze einer „Personifizierung“, oder besser gesagt einer „Vermenschlichung“ der Nutztiere erkennbar. So werden den Nutztieren Namen gegeben, menschliche Attribute zugeschrieben und Einzeltiere als Individuen wahrgenommen. Es handelt sich hierbei um einen anthropomorphistischen Zugang, denn die Tiere werden nicht als Personen wahrgenommen, vielmehr werden menschliche Qualitäten auf sie übertragen, so als *wären* sie Personen.

Die vorliegende Untersuchung macht weiters deutlich, dass es im Rahmen der Mensch-Nutztier-Beziehung zu einer selektiven Distanzierung kommt. Wenn auch nicht zu allen gehaltenen Tieren, so können zumindest zu Einzeltieren starke emotionale Beziehungen und individuelle Bindungen entstehen. Es sind dies meist Tiere, die sich durch bestimmte Umstände von den anderen gehaltenen Tieren hervorheben. Dem Faktor „Auffälligkeit“ kommt daher eine besondere Rolle zu.

Warum ein Einzeltier aus der Menge heraustritt, kann vielfältige Gründe haben, positiv wie negativ erlebte. Sei es durch Krankheit, durch besonderes Aussehen, einen auffälligen Charakter, gute Leistung, seine Einzelstellung im Betrieb oder die Neigung besonders zutraulich zu sein. Zu diesen Tieren baut der Bauer/die Bäuerin eher eine Einzelbeziehung auf, und diese Tiere sind es auch, von denen der Abschied mitunter schwer fällt und die in Erinnerung bleiben.

Eine interessante Beobachtung diesbezüglich konnte auf den schweinehaltenden Betrieben gemacht werden. So begründet sich die Sonderstellung des Ebers auf allen besuchten schweinehaltenden Betrieben gewissermaßen in seiner „Auffälligkeit“ gegenüber den weiblichen Zucht- und Mastschweinen. Er unterscheidet sich von diesen in mehrerlei Hinsicht: aufgrund seiner Funktion als männliches Garant für Nachkommen, der Tatsache, dass es am Betrieb meist nur einen oder zwei Eber gibt, und dem Umstand, dass er in der Regel länger am Hof verbleibt als seine Artgenossen. Er ist es auch der immer einen Namen bekommt.

Dem Tier einen Namen zu geben, ist primär bei Heimtieren gebräuchlich, jedoch werden den Nutztieren ebenso Namen gegeben. Dem Tier einen Namen zu geben und es mit diesem anzusprechen, ist ein Zeichen dafür, dass der Mensch dem Tier zumindest ein Minimum an einem Du zugesteht. Durch den Namen bekommt das Tier Individualität und eine persönliche Geschichte. Es wird damit aus der Menge seiner Artgenossen herausgehoben. Durch den Namen wird das Tier zum Adressaten von Ansprache und Zuwendung, aber auch zum Subjekt, das Bedürfnisse und Rechte hat.

Die Namensgebung ihrer Nutztiere spielt bei den besuchten Bauern und Bäuerinnen eine untergeordnete Rolle. Vielmehr werden sich die Tiere anhand ihrer Nummern gemerkt.

Namen werden somit durch Nummern ersetzt. Sie erfüllen jedoch dieselbe Funktion, insofern dass die Tiere anhand ihrer „Nummer“ erkannt und von den andern unterschieden werden können. Dennoch ist diese Entwicklung, weg von Namen hin zu Nummern, ein Indiz dafür, dass es zu einer Entsubjektivierung der Tiere kommt. Auch das Verhaltensmuster, alle Tiere mit dem gleichen Namen anzusprechen, deutet darauf hin, dass es zu einer Vereinheitlichung der Tiere kommt.

Jene Tiere, zu der der Mensch eine Einzelbeziehung aufbaut, bekommen nach wie vor Namen.

Wie bereits erwähnt, schafft der stetig andauernde Kontakt zwischen den LandwirtInnen und ihren Nutztieren intensive und schöne Momente. Intensiv erlebte Momente ergeben sich vor allem in außergewöhnlichen Situationen außerhalb der Norm, wie bei der Geburt oder in Krankheitsfällen. Die Geburt ist nicht nur in ökonomischer Hinsicht ein bedeutsames Ereignis. Sie wird auch als eine elementare und emotional stark besetzte Begebenheit empfunden, bei der sich der Bauer/die Bäuerin dem Muttertier und den neugeborenen Jungtieren besonders nahe fühlt. Durch die praktische Mithilfe bei der Geburt kommt es zu körperlichen und sinnlichen Kontakten zwischen Mensch und Tier.

Hervorgerufen durch eine Zerlegung der Arbeitsprozesse und einer Spezialisierung in der Nutztierhaltung sind existentielle Ereignisse, wie die Geburt, jedoch heute auf vielen Betrieben nicht mehr erfahrbare und somit bedeutungslos. Inhetveen (2001) spricht von einer „Fragmentierung der gemeinsamen Zeit“.

Neben der Geburt, kommt es besonders in Krankheitsfällen der Tiere zu einer eingehenden Auseinandersetzung zwischen Mensch und Tier. In solchen Momenten ist der Mensch gefordert, sich mit dem Tier in Form erhöhter Aufmerksamkeit und Pflege intensiver zu beschäftigen. Daraus ergeben sich meist Augenblicke, die auch viel Körperkontakt beinhalten, sei es in Form von Medikamentenverabreichung, Streicheln, Festhalten oder Verarzten. Nicht selten kommt es auf beiden Seiten, sowohl der menschlichen als auch der tierischen, im Zuge einer solchen Krankenbehandlung zu einer gegenseitigen Annäherung und Vertrautheit, also einem gegenseitigen „Kennenlernen“. Die entstandene Vertrautheit zwischen Mensch und Tier bleibt, auch wenn die Tiere wieder gesund sind, oftmals weiter bestehen.

Eine Krankheit zwingt den Bauern/die Bäuerin regelrecht, sich intensiver mit einem Tier zu beschäftigen. Ein Krankheitsfall fordert das ein, wofür sonst wenig Zeit bleibt, nämlich auf das Einzeltier einzugehen. Gewissermaßen erscheint es paradox, dass es gerade in solchen Situationen zu intensiven Momenten zwischen Mensch und Nutztier kommt, die von den Bauern und Bäuerinnen an sich negativ bewertet werden. Stehen kranke Tiere im Stall, wird dieser nicht gerne betreten. Was sonst gerne gemacht wird, kehrt sich im Krankheitsfall um. Kranke Tiere stehen für Rückschläge in der Tierhaltung, mit denen der Bauer/die Bäuerin meist unvorhergesehen konfrontiert wird. Auch hier bestimmt das Element der Lebendigkeit, das den Arbeitsalltag der LandwirtInnen abwechslungsreich gestalten und unvorhergesehene Ereignisse eintreten lässt.

Kranke Tiere werden als Belastung empfunden, da sie nicht die gewünschte Leistung erbringen, dem Menschen einen erhöhten Zeitaufwand abverlangen, die tägliche Routine stören und einen finanziellen Mehraufwand durch entsprechende Medikation bedingen. Ob tierärztliche Hilfe in Anspruch genommen wird, orientiert sich meist an der wirtschaftlichen Rentabilität. Die etwaigen Tierarztkosten werden an dem ökonomischen Wert des jeweiligen Tieres gemessen. Übersteigen die Kosten den realen Wert des Tieres, gebietet die betriebswirtschaftliche Vernunft, auf den Tierarzt/die Tierärztin zu verzichten. Jedoch folgen die Bauern und Bäuerinnen auch in diesem Bereich der Nutztierhaltung nicht nur der Logik rationaler Produktion, sondern lassen emotionales Verhalten erkennen. Auch hier bedingen Ratio und Empathie einander. Nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen wird mit einem erkrankten Tier „mitgeföhlt“, sondern weil diesem Lebewesen, das ebenso wie der Mensch Schmerzen empfinden kann, geholfen werden möchte. Krankheitsfälle betreffen die Bauern und Bäuerinnen somit nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in emotionaler Hinsicht.

Eine weitere Erkenntnis der Untersuchung ist, dass sich die Beziehung zum Tier analog zum Lebenszyklus des Tieres verändert. So wird die Beziehung zu Jungtieren meist andersartig wahrgenommen als jene zu ausgewachsenen Tieren. Das liegt überwiegend daran, dass Jungtiere ein erhöhtes Maß an Aufmerksamkeit benötigen und eine intensivere Betreuung von Seiten des Menschen einfordern. In dieser Lebensphase ähneln die Tiere kleinen Kindern, denen der Mensch gerne beim Spielen zusieht und mit denen er gerne Zeit verbringt. Später wenn die Tiere in den normalen Ablauf des Betriebes hineingewachsen sind, verliert sich dieser affektive Bezug oft wieder.

Bezüglich des Produktionssystems (Mastbetrieb oder Zuchtbetrieb) lässt sich festhalten, dass dieses sich erheblich auf die Mensch-Nutztier-Beziehung auswirkt, da es Einfluss auf die Tierart, die Bestandesgröße und die Haltedauer nimmt. Primär die Bestandesgröße determiniert, ob eine Beziehung zu allen Tieren oder nur zu Einzeltieren aufgebaut werden kann. Bei größeren Beständen ist es dem Bauern/der Bäuerin schwer bis gar nicht möglich, die Wesenszüge aller Tiere in Erfahrung zu bringen.

Marktwirtschaftliches Denken, das von einem „Produktionsgegenstand tierisches Wachstum“ ausgeht, setzt sich folglich am stärksten auf intensiv geführten Betrieben durch, die sich auf eine schnell umschlagende Tierart konzentrieren. Denn je länger ein Tier am Betrieb verweilt, desto eher ist die Wahrscheinlichkeit gegeben, dass sich eine Beziehung entwickelt, da länger Zeit bleibt sich einander kennen zu lernen. Bei einer hohen Fluktuation an Tieren, ist es aus zeitlichen Gründen schwierig, eine Beziehung zum Einzeltier aufzubauen. Auch erscheint es wenig sinnvoll, eine Beziehung zu einem Tier aufzubauen, das in wenigen Monaten den Hof wieder verlässt, um dann schnellstmöglich von einem anderen ersetzt zu werden. Inhetveen (2001) vergleicht diese Tiere anschaulich mit „Passagieren“, die kurzweilig am Hof verweilen.

Vor allem im Bereich der Mast fristen die Tiere ein anonymes Dasein. Hier kommt es zu einem instrumentell-funktionalen Verhältnis zwischen Mensch und Nutztier. Die Gesichtslosigkeit der Masttiere kann nur durch Auffälligkeit, wie z.B. Krankheit, durchbrochen werden.

Neben der Haltedauer und der Bestandesgröße wird die Mensch-Nutztier-Beziehung zusätzlich vom jeweiligen Haltesystem entscheidend beeinflusst. Die Berührungsmöglichkeiten zwischen Mensch und Tier können sich aufgrund von Veränderungen im Haltungssystem wandeln und werden vom Menschen individuell wahrgenommen und beurteilt.

Zusammenfassend möchte ich die Komplexität der Faktoren, die auf der betrieblichen Ebene auf die Mensch-Nutztier-Beziehung einwirken, anhand der folgenden Abbildung darstellen. Es sind dies einerseits tierbezogene und andererseits haltungsbezogene Einflüsse. Ich spreche von inneren Einflüssen oder „Elementen der Auffälligkeit“, die sich für die angesprochene selektive Distanzierung verantwortlich zeigen und von äußeren Einflüssen, die durch das Produktionssystem determiniert werden und als Rahmenbedingungen anzusehen sind.

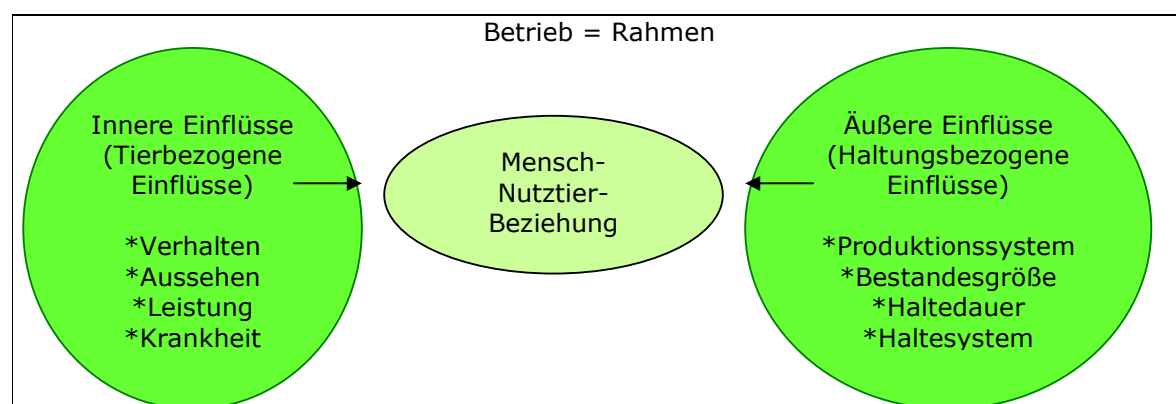


Abbildung 5: Innere (Tierbezogene Einflüsse) und äußere Einflüsse (Haltungsbezogene Einflüsse) die auf die Mensch-Nutztier-Beziehung wirken (Eigene Darstellung)

Wenn die Mensch-Nutzier-Beziehung durch ein Zusammenspiel zwischen Ratio und Empathie bedingt wird, ist davon auszugehen, dass prekäre Momente Teil dieser Beziehung sind. Neben Krankheitsfällen, ergeben sich prekäre Momente in der Nutztierhaltung insbesondere dann, wenn die Tiere den Hof verlassen, sei es durch Hausschlachtung oder Abtransport. Dass die gehaltenen Nutztiere eines Tages den Hof verlassen müssen, ist für die Bauern und Bäuerinnen vertraute Selbstverständlichkeit. Das Leben am Hof wird von einem ständigen Kommen und Gehen der Tiere begleitet. Auch in diesem Moment der Mensch-Nutztier-Beziehung spielt meiner Einschätzung nach die bäuerliche Sozialisation eine bedeutende Rolle. Bauernkinder wachsen mit dem Wissen auf, dass die gehaltenen Nutztiere nur temporär am Hof verweilen, um später von anderen ersetzt zu werden. Das Schlachten oder der Abtransport der Tiere wird jedenfalls als Bestandteil des bäuerlichen Wirtschaftsgefüges verstanden und in dieser Hinsicht als Normalität empfunden. Die Tötung der Tiere für Nahrungsmittelzwecke erscheint angemessen, da die Tiere zu diesem Zweck gehalten werden. Dem Tod der Tiere wird dadurch Sinn gegeben.

Obgleich Rationalität und Wirtschaftlichkeit überwiegen, spielen auch in dieser Phase der Tierhaltung neben Gefühlen der Ratio, jene der Empathie eine Rolle.

Bei der Schlachtung oder dem Abtransport der Tiere können meiner Ansicht nach zwei gegensätzliche Pole aufeinander wirken. Positiv erlebt wird, dass diese letzte Phase des „Produktionsprozesses“ für das Einkommen steht. Die Bauern und Bäuerinnen erfahren durch den Verkauf der Tiere beziehungsweise deren Produkte, eine monetäre Belohnung. Ökonomisch-rational betrachtet, ist dies Aufgabe und Sinn von Nutztierhaltung. Als negatives Element kann, aber muss nicht, die Trennung von seinen Tieren angesehen werden. Die Emotionen, die damit verbunden sind, fallen in den Bereich der Empathie. Vor allem bei jenen Tieren, zu denen der Mensch eine individuelle Beziehung aufbauen konnte, rückt die ökonomisch-rationale Sichtweise in den Hintergrund.

Je nachdem ob die Empathie sehr ausgeprägt ist oder nicht, gestaltet sich diese Phase der Mensch-Nutztier-Beziehung mehr oder weniger ambivalent. Nicht alle LandwirtInnen empfinden diese Ambivalenz, besonders dann nicht, wenn die Trennung ausschließlich positiv oder neutral erlebt wird.

Betriebe, die Hausschlachtungen durchführen, also ihre Tiere selbst oder unter Mithilfe schlachten, erleben diesen prekären Moment der Mensch-Nutztier-Beziehung intensiver, als jene die den Tod ihrer Tiere an den Schlachthof auslagern. Für diese LandwirtInnen hat der Tod ihrer Tiere eine andere Dimension, denn sie kommen mit ihm direkt in Berührung, er ist für sie sichtbar und sinnlich erfahrbar. Dass das Schlachten ihrer Nutztiere für die Bauern und Bäuerinnen eine Erfahrung außerhalb der Norm ist, belegen jene InterviewpartnerInnen, die von anfänglichen Hemmschwellen berichteten. Das ändert sich auch dann nicht, wenn das Schlachten durch jahrelange Praxis zur Routine wird und eine emotionale Abstumpfung gegenüber dem was man tut eintritt.

Für Tiere haben Hausschlachtungen jedenfalls den positiven Effekt, dass die Schlachtung an einem ihnen vertrauten Ort stattfindet und sie keinem mit Stress verbundenen Transportweg ausgesetzt sind. Manche Bauern und Bäuerinnen wollen ihren Tieren ebendies bewusst ersparen und sind zudem stolz darauf, das Fleisch ihrer eigenen Tiere vermarkten zu können. Nach Meinung dieser LandwirtInnen kommen Hausschlachtungen nicht nur dem Tier zu Gute, sondern auch dem Menschen in Form von Fleisch mit besserer Qualität.

Neben der Schlachtung gibt es auch in anderen Bereichen der Tierhaltung Hemmschwellen, die sich individuell gestalten. Eine dieser Hemmschwellen, die vorwiegend von den Bäuerinnen genannt wurde, besteht beispielsweise beim Töten von schwachen Jungtieren.

In der Untersuchung wurde auch der Frage nachgegangen, ob sich nach Meinung der befragten Bauern und Bäuerinnen die Beziehung zum Tier auf biologisch und konventionell wirtschaftenden Betrieben voneinander unterscheidet. Vorab sollte hierzu festgehalten werden, dass das Verhältnis zwischen Mensch und Nutztier auf ökologisch wirtschaftenden Betrieben von vornherein anders ist, da sich die Haltung der Tiere

stärker an tierethologischen Gesichtspunkten orientiert. Über das Verhältnis zum Tier sagt das per se jedoch nur partiell etwas aus und pauschale Zuweisungen werden sowohl von den BiolandwirtInnen selbst als auch ihren konventionellen KollegInnen abgelehnt. Vielmehr als die Ausrichtung der Wirtschaftsweise werden Persönlichkeit und Einstellung des Tierhalters/der Tierhalterin als ausschlaggebend empfunden. In dieser Arbeit nur am Rande untersucht, kann diese Thematik als Anreiz für vergleichende Analysen herangezogen werden.

Landwirtschaft ist meist in lokale und historisch-soziokulturelle Zusammenhänge eingebunden, das heißt in religiöse Bräuche oder dörfliche Umgangsformen. Im Rahmen meiner Forschung wollte ich daher wissen, inwieweit Bräuche in der Tierhaltung für die besuchten Bauern und Bäuerinnen eine Rolle spielen, um herauszufinden, ob sich die Mensch-Nutztier-Beziehung ebenso in Bräuchen manifestiert.

Wie sich herausgestellt hat, werden Bräuche im Bereich der Tierhaltung zumindest in dem von mir besuchten Teil von Niederösterreich nur noch vereinzelt gelebt. Wenn auch Bräuche in der Elterngeneration noch eine Rolle gespielt haben, so wurden diese Traditionen oft nicht von der nachfolgenden Generation übernommen. Sei es, weil der emotionale Bezug zu diesen nie bestanden hat oder er im Laufe des Lebens verloren gegangen ist.

Dennoch gibt es vereinzelt Bauern und Bäuerinnen, für die eine Bedeutung von Bräuchen nach wie vor existiert und die an einer Weitergabe dieser an die nächste Generation festhalten. Sei es aus spirituellen Gründen, aus Gründen der Tradition, aus Gewohnheit oder einem Wohlgefühl, das bei der Ausübung des Brauches empfunden wird. Diese Beweggründe stehen meist nicht für sich alleine, sondern sind miteinander verbunden.

Die beiden Bräuche, die für einige der besuchten Bauern und Bäuerinnen noch Relevanz haben, sind einerseits das Ausräuchern des Stalls in den Rauh Nächten und andererseits das Anbringen von Palmbüschen im Stall zu Ostern. Gemeinsam ist beiden Bräuchen, dass sie im Rahmen der Familie (privat) durchgeführt werden und präventiv die Stallungen mit den Tieren schützen sollen.

Auch hinsichtlich der Untersuchung von Bräuchen in der Nutztierhaltung, ist meiner Ansicht nach eine weiterführende wissenschaftliche Vertiefung möglich.

Um die Beziehung zwischen den LandwirtInnen und ihren Nutztieren verstehen zu können, ist eine Beschäftigung mit den landwirtschaftlichen Produktionsbedingungen, die auf diese Beziehung einwirken, unumgänglich.

Die Entwicklung der Landwirtschaft war in den letzten Jahrzehnten weltweit durch Modernisierungsmaßnahmen, Technisierung und Intensivierung der Produktion, Rationalisierung der Betriebsführung sowie Anpassung an städtisch-industrielle Lebensstile geprägt. Auch in der Gegenwart wirkt das Weltbild der Moderne, das die Bauern und Bäuerinnen anhält, ihre Betriebe nach den Kriterien der Zweckrationalität in einem immer größeren Ausmaß zu spezialisieren, rationalisieren, industrialisieren und zu vergrößern, um die eigene Existenz zu erhalten. Das Schlagwort „Wachsen oder Weichen“ bezeichnet das, was die Entwicklung der Landwirtschaft bereits seit einigen Jahrzehnten charakterisiert. Darunter wird das Wachsen einiger Betriebe und das Weichen jener Betriebe, die der Logik der Industrialisierung nicht folgen können oder wollen, verstanden. Die Strukturverschiebung innerhalb der Betriebe lässt erkennen, dass immer mehr kleinere Höfe aufgegeben werden, während die Bewirtschaftung durch Mittel- und Großbetriebe im Zunehmen ist. Einer Minderheit an Betrieben, die relativ hohe Einkommen erwirtschaften, steht somit eine Mehrheit von Betrieben gegenüber, die sich mit Problemen in ihrer Rentabilität und damit ihrer Überlebensfähigkeit auseinanderzusetzen hat. Als Folge ist die Entwicklung einer dualistischen Struktur in der Landwirtschaft zu sehen, die Kölsch (1990:3) dazu veranlasst, von einer „sozio-ökonomischen“ Krise in der Landwirtschaft zu sprechen.

Die in einer modernen Landwirtschaft tätigen LandwirtInnen sehen sich heute damit konfrontiert, möglichst kosteneffektiv und effizient zu wirtschaften. Augenscheinlichstes Charakteristikum einer rentablen Tierhaltung in wirtschaftlichem Sinne ist das stetige Anwachsen der Bestandesgrößen. Der Wert eines Einzeltieres und der Wert eines

Nahrungsmittels haben sich, analog dazu, bedeutend verringert. Die abnehmende Honorierung des Einzeltieres führt auch in der Wahrnehmung der LandwirtInnen zu einer Entwertung des Lebewesens.

Die Bauern und Bäuerinnen sind sich der Auswirkungen, die eine Vergrößerung der Betriebe auf die Beziehung zu ihren Tieren hat, durchaus bewusst. Die Größe des Tierbestandes wird als entscheidender Faktor wahrgenommen, ob Mensch und Nutztier eine Beziehung zueinander aufbauen können.

Werden die Tierbestände größer, bleibt weniger Zeit für das Einzeltier. Überhaupt ist die Zeit „schneller“ geworden, das heißt die anfallende Arbeit muss schneller erledigt werden. Dazu zählt auch die Zeit bei und mit den Tieren im Stall. Zeit ist zumindest subjektiv für viele LandwirtInnen zu einem knappen Produktionsfaktor geworden. Nicht nur den Bauern und Bäuerinnen wird immer weniger Zeit für die Betreuung und Versorgung ihrer Tiere zugestanden, sondern auch die Tiere stehen unter dem Druck, ihre Leistung in immer kürzerer Zeit zu erbringen.

Die Modernisierung führte in den letzten Jahrzehnten zudem zu einer zunehmenden Technisierung und Automatisierung in der Tierhaltung, was zu einer erheblichen Arbeitserleichterung der LandwirtInnen beigetragen hat. Allerdings schafft die ansteigende Technisierung neue Abhängigkeitsverhältnisse. Auch verändern sich beispielsweise durch eine Vollautomatisierung die anfallenden Arbeiten im Stall und es wird weniger Zeit in diesem verbracht. Nicht die Arbeit mit dem Tier beziehungsweise am Tier, sondern die Kontrolle von Maschinen und Tieren rückt dann immer mehr in den Mittelpunkt. Des Weiteren wird ein beträchtlicher Teil der Einfühlung in das Tier und seinen Körper an Apparate, Wissenschaft und Technik delegiert. Es kommt zu einer Verkürzung der alltäglichen Begegnungen von Mensch und Einzeltier und einer Reduzierung von Leib- und Körperkontakt zwischen beiden. Inhetveen (2001) spricht folgerichtig von einer Entleiblichung, Entsinnlichung und Entpersonalisierung des Mensch-Nutztier-Verhältnisses. Als Konsequenzen nennt die Autorin Empathieverluste und eine veränderte Wahrnehmung des Nutztieres.

In Hinblick auf diese Entwicklungen, lässt sich jedoch als wichtiges empirisches Ergebnis, wie bereits bei Inhetveen (2001) festhalten, dass die Modernisierung der Landwirtschaft, die „Wachsen oder Weichen-Doktrin“ und der heutige Preisdruck die Doppeldeutigkeit der Nutztiere als Wesen und Wert nicht vollständig aufgehoben haben. Bedeutend erscheint die Tatsache, dass auch in den von mir besuchten intensiv geführten Betrieben das Element des Gefühls und des Mitfühlens gegenüber dem Tier, nicht gänzlich abhanden gekommen ist. Weiterhin ist eine Wahrnehmung vorherrschend, die davon ausgeht, dass es sich bei den gehaltenen Nutztieren um Lebewesen handelt, die als solche behandelt werden sollten. Nach wie vor sind der Umgang mit dem Tier und die Arbeit mit etwas Lebendigem für diese Bauern und Bäuerinnen Bestandteil ihres beruflichen Selbstverständnisses. In diesen Betrieben kommt es ebenso vereinzelt zu individuellen Beziehungen zu Einzeltieren.

Im Rahmen der Untersuchung wurde zudem bemerkt, dass einige der LandwirtInnen einer totalen Rationalisierung der Produktion allem Anschein nach trotzen. Sei es durch ein Festhalten an Strohhaltung, die „unrentable“ Pflege kranker Tiere, der Wertschätzung alter Tiere oder einem „Nicht-sofort-Töten“ von schwachen Jungtieren. In diesen Fällen wird besonders deutlich, dass es in der Nutztierhaltung Situationen gibt, in denen der ökonomischen Notwendigkeit und der marktwirtschaftlichen Vernunft deutlich emotionale Bezüge im Weg stehen. Gefühle bestimmen eindeutig das Handeln, wenn Lieblingstiere am Hof verbleiben dürfen oder Tiere auch wider der Rentabilität mit Hingabe gesund gepflegt werden. Neben dem ökonomisch-rationalen Denken schafft sich der Mensch hier „Nischen der Emotionalität“.

Da bäuerliches Wirtschaften immer noch teilweise anderen Wertvorstellungen als modernem unternehmerischen Denken verpflichtet ist, befinden sich Bäuerinnen und Bauern häufig in einem großen Zwiespalt. Es gibt daher eine Vielzahl an LandwirtInnen, die gegen die Modernisierung der Landwirtschaft gewissermaßen „Widerstand“ leisten. Diese LandwirtInnen haben das Leitbild der Modernisierung als auch die

Industrialisierung der Landwirtschaft in ihrem Leben nicht verinnerlicht und verfolgen daher andere Strategien zur Identitätsfindung.

Die Intensität und Formen dieses „Widerstandes“ können unterschiedlich sein. Sie reichen von der Weigerung der Übernahme moderner Techniken (z.B. Spaltboden) und betrieblichen Wachstums bis hin zu einer Umstellung auf ökologische Wirtschaftsweise. Die Form des Widerstandes zeigt sich vor allem in der Ausgestaltung der Betriebe deutlich, etwa wenn die Tiere nach wie vor auf Stroh gehalten werden. Besonders der Stall fungiert hier als Identifikationsspiegel der Bauern und Bäuerinnen. Er ist als zentraler Handlungsort der bäuerlichen Tierhaltung zu sehen, an dem die Beziehung zwischen Mensch und Nutztier ihre Gestalt annimmt. Der Stall fungiert nicht nur als täglicher Arbeits- und Aufenthaltsort, sondern wird von einigen Bäuerinnen auch als Ruheort wahrgenommen.

Er steht nicht nur für die Rahmenbedingungen der menschlichen Arbeitsprozesse, sondern schafft auch die Rahmenbedingungen für das Leben der gehaltenen Nutztiere. Eine Identifikation mit dem Stall und dem dazugehörigen Haltesystem scheint daher für die Bauern und Bäuerinnen unerlässlich.

Im Zuge der Modernisierung und dem Druck, immer größere, effizientere Stallanlagen zu bauen, stellt sich für viele betroffene Bauern und Bäuerinnen nicht nur die Kostenfrage, sondern auch die Frage, ob diese modernen Systeme mit den persönlichen Einstellungen und Werten vereinbar sind. Trotz der von außen erfahrbaren wirtschaftlichen Zwänge lehnt ein Großteil der InterviewpartnerInnen die einstreulose Haltung ihrer Nutztiere innerlich nach wie vor ab. Diese Bauern und Bäuerinnen haben Schwierigkeiten, sich mit der Haltung auf Spaltböden anzufreunden, auch wenn die Zukunft in diese Richtung weist und sich daher eine gewisse Resignation ausbreitet.

Es ist deutlich erkennbar, dass sich die besuchten LandwirtInnen selbst anhand von diesem Faktor in zwei Gruppen aufteilen: in jene, die ihre Tiere nach wie vor auf Stroh, und jene die ihre Tiere auf Spalten halten. Dieses Thema ist sehr emotional besetzt und in direkter Weise identitätsstiftend. Diese LandwirtInnen bleiben ihren moralischen und ethischen Grundsätzen treu, auch wenn es bedeutet, dem Vorwurf der Unrentabilität ausgesetzt zu sein und eine erhöhte Arbeitsbelastung auf sich zu nehmen.

Die erhöhte Arbeitsbelastung erfährt durch die Freude und das Wohlempfinden der Tiere, die auf Seiten des Menschen wahrgenommen werden, jedoch ihren Ausgleich und ihre Belohnung. Die Haltung auf Stroh wird zudem als entscheidendes Qualitätskriterium in der Direktvermarktung angesehen.

LandwirtInnen, die ihre Tiere auf Spaltböden halten, bleiben diese Erfahrungen und Empfindungen verwehrt. Auf diesen Betrieben wird ferner nicht mehr von Ausmisten gesprochen, sondern von Reinigen und Desinfizieren. Der traditionelle Stall weicht hier einer Stallanlage, die sich vor allem durch Sterilität auszeichnet.

Auch anhand dieser Thematik ist erkennbar, dass in dem Nutztier ein lebendiges Wesen mit bestimmten Bedürfnissen gesehen wird, in das sich der Bauer/die Bäuerin hineinfühlt und auf das menschliche Deutungsmuster übertragen werden. Anhand der eigenen menschlichen Empfindungen orientiert sich die Bewertung, ob sich die Tiere auf einem Spaltenboden wohl fühlen können oder nicht.

Hierzu lässt sich ebenso festhalten, dass jede Ökonomie die Gefühle produziert, die sie benötigt und die sich in ihre jeweilige Rationalität einpassen. Die moderne, der Industrialisierung unterworfenen Gefühls- und Handlungsweise mancher Bauern und Bäuerinnen steht in einem interdependenten Verhältnis zu ihrer ökonomischen Orientierung. Diese Bauern und Bäuerinnen folgen weitgehend einer ökonomischen Vernunft, weniger einer moralischen. Der erlebte Zwang zur Produktionssteigerung erfordert die Haltung der Tiere im Rahmen einer kapitalintensiven Monokultur und eine Behandlung ähnlich der von Produktionsfaktoren. Die Ausrichtung des landwirtschaftlichen Betriebes orientiert sich an den Leitbildern von Wachstum, Spezialisierung, Rationalisierung und Industrialisierung. Die Trennung von Subjekt und Objekt, Natur und Kultur, Produktion und Reproduktion sind bereits verinnerlicht worden. Die landwirtschaftliche Arbeit wird als ein Gewerbe, eine Art, Geld zu verdienen, verstanden. Diese LandwirtInnen fühlen sich bereits als UnternehmerInnen. Der

Strukturwandel wird als „gegeben“ wahrgenommen, dem sich die LandwirtInnen anpassen müssen.

Aufgrund der sich wandelnden wirtschaftlichen Bedingungen unterliegt der Bauer/die Bäuerin einem kontinuierlichen Anpassungsdruck, wobei sich ihm/ihr immer wieder Fragen der Akzeptanz stellen. Dieser Prozess, der die tierischen Lebensbedingungen als auch die menschlichen Arbeitsbedingungen verändert, macht es für den Menschen immer schwieriger, ethische Grundpositionen zu bewahren. Auch die Haltung des Menschen gegenüber dem Tier unterliegt einem durch äußere Faktoren geprägten Anpassungsprozess. Man könnte es auch als „Sinneswandel“ beschreiben: was früher undenkbar erschien, wird unter steigendem Druck der Produktionsmaximierung bei möglichst geringem Arbeitsaufwand mit der Zeit als Option wahrgenommen. Diese Bauern und Bäuerinnen rechtfertigen sich damit, dass die immer tieferen Eingriffe in die Natur durch Wirtschaftszwänge unausweichlich sind.

Das existentielle Interesse am ökonomischen Überleben des Hofes nimmt somit einerseits Einfluss auf die Art des Wirtschaftens, zugleich aber auch auf das Leben und die Eigenzeiten sowohl der Tiere als auch der Menschen.

Die Untersuchung hatte ursprünglich das Ziel, sich nur auf die Beziehung zwischen den LandwirtInnen und ihren Nutztieren zu konzentrieren. Allerdings wurde von den InterviewpartnerInnen selbst auch die Beziehung zwischen KonsumentInnen und Nutztieren angesprochen und folglich in meiner Arbeit thematisiert.

Tiere werden im Modernisierungsprozess von gesellschaftlichen Differenzierungsvorgängen erfasst, die extrem unterschiedlich gearteten Mensch-Tier-Beziehungen zeitigen. Ambivalente Beziehungsmuster zeigen sich bei den Bauern und Bäuerinnen, vor allem aber bei den KonsumentInnen.

Wir leben mittlerweile in einer Gesellschaft, die sich nach Bulliet (2005) mit dem Konzept der „postdomesticity“ umschreiben lässt. Entfremdung ist in diesem Konzept ein Schlüsselement. Während die Entfremdung der Bauern und Bäuerinnen von ihren Tieren im Voranschreiten ist, scheint sie bei den KonsumentInnen bereits weitgehend vollzogen. Die Verbindung zwischen den Menschen (ausgenommen LandwirtInnen) und den Nutztieren ist so lose geworden, dass in der Konsumentenschaft kaum Kenntnisse über das Leben dieser Tiere bestehen. Landwirtschaftliche Nutztiere spielen im Wahrnehmungs- und Erfahrungsbereich vieler Menschen keine Rolle mehr. Der Zusammenhang zwischen einem lebenden Tier und dem eigenen Fleischkonsum ist für diese Menschen nicht mehr nachvollziehbar. Obwohl sich der Konsum von tierischen Produkten, vor allem Fleisch, auf hohem Niveau bewegt, wird eine Auseinandersetzung mit dem Leben der Nutztiere so wenig wie möglich gesucht. Parallel zu einer Entfremdung von den Nutztieren, bestehen jedoch enge Beziehungen zu Haustieren, die jenen zwischen Menschen ähneln.

Die „Unsichtbarkeit“ der Nutztiere in der Öffentlichkeit trägt zu dieser Entfremdung entscheidend bei. Denn die Entfremdung zwischen der Gesellschaft und ihren Nutztieren manifestiert sich nicht nur in einer geistigen, sondern auch in einer räumlichen Distanzierung und Marginalisierung. Aussiedlerhöfe außerhalb der Dörfer und Städte sind sichtbare Zeichen dieser räumlichen Distanzierung und Marginalisierung.

Werden die Stallungen örtlich vom Wohnhaus der Bauernfamilie getrennt, kommt es auch bei den Bauern und Bäuerinnen selbst zu einer räumlichen Distanzierung von ihren Nutztieren.

In den Gesprächen wurde nicht nur eine Entfremdung der KonsumentInnen von den Nutztieren konstatiert, sondern auch eine Entfremdung von den bäuerlichen Lebens- und Produktionsbedingungen beziehungsweise der bäuerlichen Realität als Ganzes. Der direkte Kontakt zu den bäuerlichen ProduzentInnen fehlt meist und das von den Medien vermittelte Bild deckt sich nicht mit der Realität. Agrarromantische Vorstellungen, vor allem durch Werbebotschaften suggeriert, verzerren das Bild der Bäuerin/des Bauern. Den KonsumentInnen wird ein irreales Bild bäuerlichen Wirtschaftslebens vorgesetzt.

Direktvermarktung wird beispielsweise als Möglichkeit gesehen, den verlorenen Kontakt zu den KonsumentInnen wieder herzustellen und dabei gleichzeitig eine bessere Wertschöpfung zu erfahren.

Zudem sehen sich die Bauern und Bäuerinnen zeitweilig mit Intoleranz und Unverständnis von Seiten der Dorfbevölkerung aufgrund ihrer Tierhaltung konfrontiert. Als marginalisierte Berufsgruppe im Dorf haben sie sich ständig mit den Wohn-, Freizeit- und Ruhebedürfnissen ihrer sozialen Umgebung auseinanderzusetzen.

In den Gesprächen wurde deutlich, dass sich die meisten Bauern und Bäuerinnen daher als ProduzentInnen „unverstanden“ fühlen, da die nicht-bäuerliche Bevölkerung - so wird geglaubt - wenig über den Beruf und die Arbeitsbedingungen der heutigen Bauern/Bäuerinnen weiß. Der Großteil der VerbraucherInnen wird „als schlecht über die Zusammenhänge in der Landwirtschaft informiert und nicht an der Landwirtschaft interessiert“ wahrgenommen. Von vielen LandwirtInnen werden die KonsumentInnen daher nicht als ein politischer Partner verstanden, mit dem es möglich erscheint, angemessene Preise für landwirtschaftliche Produkte zu vereinbaren oder die Agrarpolitik zu verändern. Vielmehr werden den VerbraucherInnen Vorhaltungen gemacht und die LandwirtInnen operieren den KonsumentInnen gegenüber mit Schuldzuweisungen in Hinblick auf ihr Kaufverhalten.

Der finanzielle Stellenwert eines Lebensmittels ist im Vergleich zu anderen Ausgaben des Lebens vergleichsweise gering. Die Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat zu einem Anspruch auf möglichst preiswerte Lebensmittel geführt. In der Wahrnehmung der Bauern und Bäuerinnen erkennen die KonsumentInnen qualitative Lebensmittel als solche nicht. Erzeugerpreise, die die geleistete Arbeit in der Nutztierhaltung bei immer stärker werdenden Arbeitsbelastungen und Abhängigkeiten nicht mehr adäquat entlohnen, suggerieren den LandwirtInnen, dass die Gesellschaft ihre in der Landwirtschaft geleistete Arbeit nicht mehr schätzt. Die geringe Wertschätzung der erzeugten Produkte in Form des Preises bedingt eine tiefe Unzufriedenheit und führt zu Unverständnis auf Seiten der LandwirtInnen.

Sie sehen sich nicht im Stande, der Forderung der Konsumentenschaft nachzukommen, möglichst billige Produkte zu produzieren, dabei die Tiere aber artgerecht zu halten. In beiden Forderungen liegt ein Widerspruch, der in der marktwirtschaftlichen Realität begründet liegt.

In diesem Zusammenhang erscheint es jedoch ebenso wichtig, folgendes festzuhalten: den Markt als bloßen Spiegel von Verbraucherwünschen zu sehen, entlastet die Bäuerinnen und Bauern teilweise erheblich von ihrer eigenen Verantwortlichkeit. Intensive Haltungsbedingungen der Nutztiere erfahren dadurch aus ihrer Sicht eine Rechtfertigung. Die Verantwortung dafür wird somit nicht selbst übernommen, sondern an die KonsumentInnen und die Agrarpolitik abgegeben.

Ein anderer Faktor, der in der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Bauern und Bäuerinnen erheblich mit einspielt, sind die finanziellen Förderungen der Europäischen Union und dem Staat, die als Ausgleich für die geringen Preise in die Landwirtschaft fließen. Diese haben in der öffentlichen Wahrnehmung zu dem negativ besetzten Stereotyp des „Subventionsempfängers“ geführt. In der Fremdeinschätzung als Subventionsempfänger dargestellt zu werden, greift den bäuerlichen Berufsstolz und Arbeitsethos an und schwächt das Selbstverständnis und das Selbstbewusstsein der LandwirtInnen.

Neben einer ökonomischen Marginalisierung sehen sich die Bauern und Bäuerinnen somit oft auch mit einer gesellschaftlichen Marginalisierung konfrontiert.

Die Ergebnisse der Arbeit lassen auch hier einen Bezug zur Peasant Theory erkennen, wenn ich an Kroebers Konzept der „*part-society with part-culture*“ denke. Die besuchten Bauern und Bäuerinnen können meiner Ansicht durchaus als ein gesellschaftliches Segment beziehungsweise als eine Teilgesellschaft mit einer Teilkultur angesehen werden. Die Bevölkerungsstruktur hat sich seit dem Beginn der Industrialisierung in vielen europäischen Ländern, so auch in Österreich, dahingehend verändert, dass sich Bauern und Bäuerinnen von einer Majorität zu einer Minorität sowohl im Dorf als auch in der Gesellschaft entwickelt haben (*part-society*). Waren die Sozialstruktur, die Arbeitsorganisation und -teilung, die Produktions- und Reproduktionsstrukturen in Dörfern früher überwiegend bäuerlich geprägt, so ist das heute nicht mehr der Fall.

Dörfer sind heute meist keine „Bauerndörfer“ mehr, sondern zu Wohnstätten für Menschen aller Berufsgruppen geworden.

Aufgrund der bäuerlichen Wirtschafts- und Lebensweise, die mitunter eigene Wertigkeiten aufweist, wird oft von einer spezifischen bäuerlichen Kultur gesprochen (*part-culture*). Der ländlich-bäuerliche Lebensstil repräsentiert sich heute als eine Adaption der dörflich-ländlichen Kultur mit städtisch-industriellen Lebens- und Wirtschaftsformen. Obwohl urbane Werte und Lebensweisen den ländlichen Raum zunehmend beeinflussen, existieren weiterhin bäuerliche Handlungsmuster und eine immer noch bestehende kulturelle Eigenständigkeit bäuerlicher Lebenswelt. Wenn auch die bäuerliche Kultur Veränderungen unterworfen ist, bleibt sie unverwechselbar bäuerliche Kultur. Auch eine „kapitalistisch“ betriebene oder auf dem Weg dahin befindliche Landwirtschaft ruht noch immer auf der wirksamen Grundlage bäuerlicher Traditionen.

Schlussendlich darf in einer solchen Arbeit auch die Frage nach den Zukunftsperspektiven nicht fehlen. Auf die Frage nach der zukünftigen Entwicklung der Tierhaltung am eigenen Betrieb und generell in Österreich antworteten die befragten Bauern und Bäuerinnen, je nach persönlicher Lebenslage, naturgemäß heterogen. Die subjektive Einschätzung der jeweiligen familiären und ökonomischen Situation bestimmt die gegenwärtigen und zukünftigen Zukunfts- und Handlungsperspektiven entscheidend.

Dennoch lassen sich zwei Gemeinsamkeiten erkennen. Zum einen wird der Wunsch beziehungsweise die Hoffnung geäußert, dass der Betrieb von der nächsten Generation weitergeführt wird. Dieser Anspruch ist im bäuerlichen Denken fest verankert und ist als solcher ein Wert an sich. Da individualisierte Entscheidungsprozesse bei der beruflichen Zukunft auch im bäuerlichen Milieu stark an Relevanz gewonnen haben, ist die Übernahme des Hofes heute zu einem Akt expliziter Entscheidung unter Mitbeteiligung der Kinder geworden. Bauer oder Bäuerin zu sein, ist meist kein ererbter oder traditionell angenommener Beruf mehr, sondern ist zu einer individuellen Wahlmöglichkeit geworden. Einen Bauernhof weiterzuführen ist somit keine Selbstverständlichkeit mehr.

Diese Tatsache spiegelt sich auch im Bewusstsein der Bauernfamilien wieder. Ob die Hofnachfolge angetreten wird, ist letztlich von verschiedenen Faktoren abhängig: der Motivation und Fähigkeit des potentiellen Hofnachfolgers/der potentiellen Hofnachfolgerin, ob der Betrieb Zukunftsperspektiven aufweist und ob ein gutes Betriebsbeziehungsweise Familienklima vorherrscht.

In den Aussagen der Bauern und Bäuerinnen kommt auch zum Ausdruck, dass sich die Bäuerinnen und Bauern in einem stärkeren Ausmaß als früher mit Angehörigen außerlandwirtschaftlicher Berufszweige bezüglich Arbeitsbedingungen, Lebensstandard, Einkommensverhältnissen, Freizeit und Urlaub vergleichen und die Vor- und Nachteile ihres eigenen Berufes direkt reflektieren.

Eine andere Gemeinsamkeit lässt sich darin ausmachen, dass nach Ansicht der befragten LandwirtInnen, die Doktrin des „Wachsen oder Weichens“, auch unter dem Begriff „Strukturwandel“ bekannt, wie bereits in den letzten Jahrzehnten weiterhin bestimmend sein wird. Das heißt, dass die Bauern und Bäuerinnen auch in Zukunft angehalten sind, insofern sie es nicht bereits getan haben, in produktivitätssteigernde Maßnahmen zu investieren, ihre Betriebe zu mechanisieren, zu spezialisieren, zu rationalisieren und zu vergrößern. Durch Beratung, Wissenschaft und Agrarpolitik fühlen sich die tierhaltenden Betriebe zur Modernisierung regelrecht „gedrängt“, um konkurrenzfähig zu bleiben. Sie spüren vor allem den internationalen Druck, aber auch Konkurrenzdenken innerhalb der BerufskollegInnen spielt eine Rolle.

Für eine rentable Tierhaltung in wirtschaftlichem Sinne bedeutet das, dass die Bestandesgrößen stetig am Wachsen sind. Unter den Bauern und Bäuerinnen besteht Konsens darüber, dass als Konsequenz weniger Zeit für das Einzeltier zur Verfügung steht. Bereits bestehende intensiv geführte Betriebe zeigen vor, dass es vor allem hier zu einer Anonymisierung und Entsubjektivierung bei einem Gros der gehaltenen Tiere kommt.

Alle befragten Bauern und Bäuerinnen nehmen diese Entwicklung hin zu mehr Wachstum wahr und stehen ihr mitunter sehr kritisch gegenüber. Dennoch sehen sie sich außer

Stände der „Wachsen oder Weichen-Doktrin“ zu entfliehen. Die Bauern und Bäuerinnen haben das Gefühl, diese Entwicklung akzeptieren zu müssen, um auch in Zukunft eine lebensfähige Landwirtschaft betreiben zu können und den Hof rentabel an die nächste Generation weiter geben zu können. Das führt häufig zu einem Anpassen und Nachahmen im Produktionsbereich, obwohl die Entwicklungen vielleicht nicht für richtig erachtet werden.

Die Aussagen einiger besuchten Bauern und Bäuerinnen weisen eindeutig fatalistische und resignative Züge auf. Diese LandwirtInnen fühlen sich allem Anschein nach als „Gefangene“ der Modernisierung und der Wachstumszwänge.

In dieser Hinsicht kann meines Erachtens ebenfalls ein interessanter Bezug zur Peasant Theory hergestellt werden. Wenn Kearney (1996) im Rahmen der Peasant Theory unter „Agroindustrialisierung“ eine Art von Herrschaft versteht, die auf die Peasants ausgeübt wird, dann machen die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit deutlich, dass dieser Ansatz auch auf die interviewten LandwirtInnen übertragbar ist: ein Großteil dieser sieht in der zunehmenden Agroindustrialisierung der Landwirtschaft ein unausweichliches Zukunftsszenario, das gleichzusetzen ist mit einer Herrschaft, zu deren Werkzeuge die Bauern und Bäuerinnen selbst werden oder bereits geworden sind.

Die schwierigen Produktionsverhältnisse, die agrarpolitischen Rahmenbedingungen und eine ungewisse, immer kurzlebigere Zukunft, gefährden somit den im Grunde als schön empfundenen Beruf.

Den LandwirtInnen stehen unter den Bedingungen der fortschreitenden Industrialisierung und Modernisierung jedenfalls drei Möglichkeiten offen. Sie können erstens zum (kapitalistischen) Unternehmen werden („wachsen“), oder zweitens aufgeben („weichen“) und zur (proletarischen) ArbeitnehmerInnenexistenz übergehen, oder drittens versuchen, eine kleine Warenproduktion beizubehalten und somit implizit in eine Form von „Widerstand“ treten. Nicht alle Bauern und Bäuerinnen folgen dem vorgegebenen Weg der Intensivierung. Bauern und Bäuerinnen, die Wert darauf legen, eine Beziehung zu ihren Nutztieren zu haben und ihnen ein artgerechtes Leben zu ermöglichen, werden auch in Zukunft Wege und Möglichkeiten finden, dies zu verwirklichen. Letztlich entscheidet jeder Bauer/jede Bäuerin für sich selbst, ob der Gewinn oder die Moral oder beides bestimmend für das wirtschaftende Handeln sein sollen, oder ob eine Produktion rein nach betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkten befürwortet oder abgelehnt wird.

Vor allem im Biolandbau, in der Direktvermarktung und in der Spezialisierung auf Nischenproduktion sehen manche LandwirtInnen Möglichkeiten, sich den gegenwärtigen Entwicklungen mit seinen Folgen zu entziehen und eigene Wege zu beschreiten.

Der Weg der Intensivierung innerhalb der landwirtschaftlichen Tierhaltung mit der Begleiterscheinung eines vollständig entfremdeten und instrumentell-funktionalen Verhältnisses zwischen den LandwirtInnen und ihren Tieren scheint auch in Österreich vorgeben. Ob er ähnlich wie in anderen europäischen Ländern weiter beschritten werden wird, ist ungewiss. Die Werte und Wertorientierungen der Bauern und Bäuerinnen befinden sich meiner Einschätzung nach im Hinblick auf die Mensch-Nutztier-Beziehung jedoch in einer Phase des Umbruchs, wobei das Endresultat noch nicht absehbar ist.

Hier ist meiner Meinung nach die Gesellschaft als Ganzes gefragt, denn schlussendlich müssen sich nicht nur die LandwirtInnen, sondern die Gesellschaft als Ganzes muss sich entscheiden, welchen Umgang sie mit ihren Nutztieren haben will und was ihr dieser wert ist.

In der Tat: *„More research is needed“* – dieser Formel folgend, kann die vorliegende Arbeit nicht mehr als ein Anfang verstanden werden. Die systematische Erforschung der Mensch-Nutztier-Beziehung erfordert Anschlussstudien, welche die hier angeschnittenen als auch andere Themenbereiche vertiefen und erweitern.

Die Gestalt der Beziehungen zwischen Menschen und Nutztieren ist in den unterschiedlichen Modernitätsstufen und Tierhaltungsformen differenziert zu betrachten. Es gilt, diese vielgestaltigen Ausprägungen und unterschiedlichen Leitbilder und Orientierungen, die sich in der Mensch-Nutztier-Beziehung in der Landwirtschaft zeigen, genauer zu erforschen.

Lohnenswert erscheinen eine Reihe vergleichender Analysen, die sich mit folgenden Fragenstellungen beschäftigen: Wird die Mensch-Nutztier-Beziehung davon beeinflusst auf welche Tierart sich der Betrieb spezialisiert hat? Sind in diesem Sinne Unterschiede zwischen Geflügel-, Schweine-, Rinder-, Schaf-, und Ziegenbauern und -bäuerinnen erkennbar? In welcher Art und Weise beeinflussen verschiedene Haltungssysteme die Mensch-Nutztier-Beziehung? Gibt es einen Unterschied in der Mensch-Nutztier-Beziehung zwischen biologisch und konventionell wirtschaftenden Bauern und Bäuerinnen? Welche Auswirkungen hat die „Konventionalisierung“ des Biobereichs auf die Mensch-Nutztier-Beziehung? Spielen Bräuche in der Nutztierhaltung in anderen Regionen Österreichs eine bedeutendere Rolle als bei den vom mir besuchten Bauern und Bäuerinnen? Wie gestaltet sich die Mensch-Nutztier-Beziehung bei Bauern und Bäuerinnen, die keinen Ackerbau betreiben, sondern nur Tierhaltung, wie etwa bei Bergbauern und Bergbäuerinnen? Wie ist beziehungsweise wie verändert sich die Mensch-Nutztier-Beziehung im Rahmen einer „Sozialen Landwirtschaft“?

Die Grundhaltung der Bauern und Bäuerinnen zu ihren Nutztieren, muss im Sinne einer nachhaltigen Gesellschaft, die sorgsam mit ihren „genutzten“ Erdmitbewohnern umgeht, jedenfalls kommunizierbar werden. Ebenso wichtig erscheint es, die Mensch-Nutztier-Beziehung von Seiten der KonsumentInnen, sprich die Einstellung der KonsumentInnen zu Nutztieren, zu thematisieren. Die Wissenschaft kann und sollte meiner Meinung nach dazu beitragen, dass es zu einer öffentlichen Auseinandersetzung kommt.

Forschungspolitisch wäre es wichtig, das interdisziplinäre Gespräch zwischen Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften künftig zu intensivieren beziehungsweise interdisziplinäre Arbeiten anzustreben. Solche bieten die besten Voraussetzungen, um die Mensch-Nutztier-Beziehung nicht einseitig zu untersuchen, sondern beiden Interaktionspartnern, Tier und Mensch, in ihrer Analyse eine Relevanz zu geben.

Meiner Überzeugung nach kann und soll auch die Sozial- und Kulturanthropologie das Ihrige zur Erforschung der Mensch-Nutztier-Beziehung beitragen.

Zum einen, da sie interessante Ansätze in der Untersuchung der Beziehung zwischen Mensch und Tier liefern kann, die über das westlich geprägte naturwissenschaftliche Denken hinausgehen. Zum anderen ist es einfach spannend der Frage nachzugehen, wie sich Mensch-Nutztier-Beziehungen anderswo gestalten. Hier kann die Sozial- und Kulturanthropologie einen entscheidenden Beitrag leisten, indem sie lokale Perspektiven zum Mensch-Nutztier-Verhältnis erforscht und diese nach außen hin kommuniziert. Die Forschungsmöglichkeiten scheinen vielfältig. So wie sich bereits einige AutorInnen mit der Frage beschäftigt haben, wie JägerInnen und SammlerInnen ihre Umwelt wahrnehmen, könnte beispielsweise der Frage nachgegangen werden, ähnlich der vorliegenden Arbeit, wie Pastoralisten in verschiedenen Erdteilen ihre Herdentieren wahrnehmen und welche Beziehung zwischen beiden besteht.

Tiere haben in sozial- und kulturanthropologischen Studien, wenn auch nicht immer augenscheinlich, stets eine Rolle gespielt. Es bleibt zu hoffen, dass dem so bleibt. Neben den altbewährten strukturalistischen und funktionalistischen Ansätzen, sollte in Zukunft jedenfalls zunehmend auch ein, wie in der Arbeit angeführt, „interaktionaler“ Ansatz seinen Platz haben.

Abstract (deutsch)

Die vorliegende Dissertation versucht, die gegenwärtige Beziehung zwischen Bäuerinnen/Bauern und ihren Nutztieren theoretisch und empirisch zu beleuchten und genauer zu beschreiben. Dabei geht es nicht darum, am Ende der Untersuchung bestimmte Thesen zu bestätigen oder zu widerlegen, sondern darum, das Leitthema auf verschiedenen, miteinander verknüpften Ebenen abzuhandeln.

Die Arbeit gliedert sich in einen theoretischen und einen empirischen Teil. Im sozial- und kulturenthnologischen Kontext finden die *Peasant Theory*, die „Anthropologie der Natur“ und die „Rolle des Tieres in der Sozial- und Kulturanthropologie“ Erwähnung. Andere entscheidende theoretische Inputs kommen vorwiegend aus der Land- und Agrarsoziologie. In diesem Teil der Arbeit wird nicht nur die Mensch-Tier-Beziehung theoretisch erörtert, sondern auch die gegenwärtige Lage der österreichischen Landwirtschaft und Nutztierhaltung skizziert. Die Folgen des Agrarstrukturwandels und der Modernisierung und ihre Auswirkungen auf die Beziehung zwischen Mensch und Nutztier werden ebenso beleuchtet.

Der empirische Teil widmet sich den Ergebnissen, die aus den geführten 25 qualitativen Interviews entstanden sind.

Die Aspekte, unter denen Bauern und Bäuerinnen die Beziehung zu ihren Tieren thematisieren, sind wie die Ergebnisse zeigen, sehr vielfältig. Die Heterogenität der Sichtweisen und Erzählungen veranschaulicht, dass es *das* bäuerliche Verhältnis zum Tier nicht gibt, weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart. Landwirtschaftliche Nutztierhaltung, sowohl in der biologischen als auch in der konventionellen Landwirtschaft stellt kein „homogenes Modell“ dar. Vielmehr besteht unter landwirtschaftlichen Betrieben eine Vielfalt zumeist bäuerlich-familienbetrieblich organisierter Formen, in denen die individuellen wirtschaftlichen Strategien, persönlichen Wertorientierungen, Motivationen, Handlungsmuster und Leitbilder variieren und die als solche die Mensch-Nutztier-Beziehung entscheidend prägen.

Die Beziehung zwischen Mensch und Nutztier ist auch keine statische, sondern eine ständig neu zu definierende. Sich fortwährend verändernde Produktionsbedingungen in der Nutztierhaltung haben auf die Beziehung zwischen LandwirtInnen und ihren Nutztieren erheblichen Einfluss genommen. Jedoch auch der gesellschaftliche Umgang mit landwirtschaftlichen Tieren und die öffentliche Wahrnehmung dieser haben in den letzten Jahrzehnten eine wesentliche Veränderung erfahren.

Das Fazit dieser Arbeit kann im Hinblick auf die Komplexität des Themas nur lauten: „*More research is needed*“. Die systematische Erforschung der Mensch-Nutztier-Beziehung erfordert Anschlussstudien, welche die in der vorliegenden Dissertation angeschnittenen als auch andere Themenbereiche vertiefen und erweitern.

Abstract (english)

The present doctoral thesis tries to lighten and to describe the relationship between farmers and their livestock theoretically and empirically. The aim is not to confirm or to refute a certain theory, but to deal with the subject on various levels which are linked with each other.

The work is divided into a theoretical and an empirical part. In the context of Social Anthropology, the Peasant Theory, The Anthropology of Nature and reflections in which way the animal plays a role in ethnographic works, are mentioned. Other decisive theoretical inputs come from Rural Sociology. Beside theoretical considerations about the human-animal-relationship, information about the present situation of the Austrian agriculture, including the livestock sector, are given in this part of the doctoral thesis. The consequences of structural changes and modernization processes in agriculture on the relationship between farmers and their livestock are also discussed. The empirical part of the work is devoted to the results of the 25 qualitative interviews, which have been made.

The results of the work show that the aspects under which farmers thematize the relationship to their animals are very manifold. The heterogeneity of opinions and stories makes clear, that *the* farmer-animal-relationship does not exist, neither in the past nor in the present. Livestock husbandry, including organic as well as conventional farming, does not represent a homogeneous model. Rather there exists a variety of agricultural enterprises, most of them based on family labour, in which individual economic strategies, personal values, motivations, ways of acting and models vary. These are the factors which determine the farmer-animal-relationship.

Furthermore the relationship between man and livestock is not a static one, but one that has to be defined constantly new. So changing production conditions in livestock husbandry do have a main influence on the relationship between farmers and their livestock. But not only the farmer-animal-relationship is a changing one, also the public perception of livestock and the public intercourse with these animals have changed substantially in the recent decades.

At least, having in mind the complexity of the topic, you can state that more research is definitely needed. The systematic research of the farmer-animal-relationship requires further studies, which focus on topics or aspects mentioned in the present doctoral thesis as well as others in a more concrete way.

6 Literaturverzeichnis

Alsing, Ingrid, 2002: Lexikon Landwirtschaft. Pflanzliche Erzeugung, Landtechnik, Bauwesen, ökologischer Landbau, Betriebslehre, landwirtschaftliches Recht. 4. überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart: Ulmer.

Bach, Hans, 1995: Der Wandel des Industrialismus aus agrarphilosophischer Sicht. In: Hofreither, Markus F. (Hrsg.): Österreichs Landwirtschaft. Situation und Optionen zur Jahrtausendwende. Wien: Facultas Universitätsverlag.

Badura, Jens, 1999: Moral für Mensch und Tier. Tierethik im Kontext. München: Utz Verlag.

Bamberg, Edeltraud, 2005: „Das Tier“ als soziales Konstrukt. Religionssoziologische Ideengeschichte der Mensch-Tier-Beziehung. Diplomarbeit: Universität Wien.

Baranzke, Heike (Hrsg.), 2000: Leben – Töten – Essen. Anthropologische Dimensionen. Stuttgart: Hirzel Verlag.

Bargatzky, Thomas, 1986: Einführung in die Kulturökologie. Umwelt, Kultur und Gesellschaft. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.

Bargatzky, Thomas, 1998: Kulturökologie. In: Fischer, Franz (Hrsg.): Ethnologie. Einführung und Überblick. 4. überarbeitete Auflage. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.

Barnard, Alan und Jonathan Spencer (Hrsg.), 2006: Encyclopedia of Social and Cultural Anthropology. 3.Auflage. London: Routledge.

Bartel-Kratochvil, Ruth und Thomas Lindenthal, 2008: Konventionalisierung – die andere Seite des Bio-Booms. In: Tagungsband der Bio Austria Bauerntage 2008. Linz: Bio Austria.

Bartussek, Helmut, 1995: Zeit der Tiere. Raum für Tiere. In: Schneider, Manuel, Karlheinz Geissler und Martin Held (Hrsg.): Zeit-Fraß. Zur Ökologie der Zeit in Landwirtschaft und Ernährung. Politische Ökologie. Sonderheft 8. München.

Bauer, Kurt (Hrsg.), 2005: Bauernleben. Vom Leben auf dem Land. Wien: Böhlau Verlag.

Baumann, Zygmunt, 1992: Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust. Hamburg: Europ. Verl.-Anst.

Bauman, Zygmunt, 1996a: Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.

Bauman, Zygmunt, 1996b: Gewalt. Modern und postmodern. In: Miller, Max und Hans-Georg Soeffner (Hrsg.): Modernität und Barbarei. Soziologische Zeitdiagnose am Ende des 20.Jahrhunderts. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Becker Siegfried und Andreas C. Bimmer (Hrsg.), 1991: Mensch und Tier. Kulturwissenschaftliche Aspekte einer Sozialbeziehung. Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung. Band 27. Marburg: Jonas Verlag.

Becker-Hubert, Manfred, 2001: Lexikon der Bräuche und Feste. 3000 Stichwörter mit Infos, Tipps und Hintergründen. 3. Auflage. Freiburg: Herder.

Beetz, Stephan, Kai Brauer und Claudia Neu (Hrsg.), 2005: Handwörterbuch zur ländlichen Gesellschaft in Deutschland. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Benecke, Norbert, 1994: Der Mensch und seine Hautiere. Die Geschichte einer Jahrtausendealten Beziehung. Stuttgart: Theiss Verlag.

Bernard, Russell H., 2002: Research methods in anthropolgy. Qualitative and quantitative approaches. 3.Aufage. Walnut Creek: AltaMira Press.

Bittermann, Wolfgang und Franz-Joseph Plank, 1990: Zeitbombe Tierleid. Wien: Orac Verlag.

Blanke, Fritz, 1959: Unsere Verantwortlichkeit gegenüber der Schöpfung. In: Vogelsanger, Peter und Emil Brunner (Hrsg.): Der Auftrag der Kirche in der modernen Welt. Festgabe zum 70.Geburtstag von Emil Brunner. Zürich: Zwingli Verlag.

BMBWK, 2007: Geschlechtergerechtes Formulieren. URL: <http://www.bmukk.gv.at/medienpool/7108/PDFzuPublID403.pdf>. Zugriff am 30.04.2008.

Breßler, Hans-Peter, 1997: Ethische Probleme der Mensch-Tier-Beziehung. Eine Untersuchung philosophischer Positionen des 20. Jahrhunderts zum Tierschutz. Frankfurt am Main: Peter Lang.

Bruckmüller, Ernst, 1985: Sozialgeschichte Österreichs. Wien: Herold Verlag.

Brunner, Karl und Verena Winiwarter, 1992: Bauern. Aufbruch in die Zukunft der Landwirtschaft. Wien: Böhlau Verlag.

Bodenstedt, Andreas, 2003: Agrar-Kultur-Soziologie. Gießen: Focus Verlag.

Bohler, Karl Friedrich und Bruno Hildenbrand, 1990: Kontinuitätssicherung in landwirtschaftlichen Betrieben. Problemlagen und Bewältigungsmuster. In: Vonderach, Gerd (Hrsg.): Sozialforschung und ländliche Lebensweise. Beiträge aus der neueren europäischen Landsoziologie. Bamberg: Wiss.Verl.-Ges.

Boivin, Xavier, B.J. Lensink und I. Veissier, 2001: The farmer and the animal. A double mirror. S.5-13. In: Hovi, Malla und Michel Bouilhol (Hrsg.): Human-animal realtionship. Stockmanship and housing in organic livestock systems. Proceedings of the Third NAHOWA Workshop. Clermont-Ferrand. 21.-24. October 2000. University of Reading: Reading.

Bondolfi, Alberto, 1994: Mensch und Tier. Ethische Dimensionen ihres Verhältnisses. Im Auftrag der SAMW und der SANW. Freiburg: Universitätsverlag Freiburg.

Borowski, Bianca, 2007: Schwein gehabt. Ein Leben vor dem Tod. Die Bedeutung der Dimension Zeit für eine nachhaltige Viehwirtschaft. München: Oekom Verlag.

Bühler-Niederberger, Doris, 1985: Analytische Induktion als Verfahren der qualitativen Methodologie. Zeitschrift für Soziologie 6/1985: 475-485.

Bulliet, Richard W., 2005: Hunters, herders, and hamburgers. The past and future of human-animal relationships. New York: Columbia University Press.

Burger-Scheidlin, Hemma, 2007: Wetter- und Klimakonzepte von Landwirten. Wahrnehmung und Wissen zwischen Praxis und Theorie. Eine sozialanthropologisch-ethnoklimatologische Untersuchung im Großen Walsertal. Österreich. Dissertation: Universität Wien.

Busch, Roger J. und Peter Kunzmann, 2006: Leben mit und von Tieren. Ethisches Bewertungsmodell zur Tierhaltung in der Landwirtschaft. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage. München: Herbert Utz Verlag.

Caduff, Corina und Joanna Pfaff-Czarnecka (Hrsg.), 1999: *Rituale heute. Theorien, Kontroversen, Entwürfe*. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.

Descola, Phillipe, 1994: *In the society of nature: a native ecology in Amazonia*. Cambridge: Cambridge University Press.

Descola, Phillipe und Gisli Pálsson (Hrsg.), 1996: *Nature and Society. Anthropological perspectives*. London: Routledge.

Descola, Philippe, 1996: *Constructing natures. Symbolic ecology and social practice*. In: Descola, Philippe und Gisli Pálsson: *Nature and Society. Anthropological perspectives*. London: Routledge.

Diekmann, Andreas, 2004: *Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. 12. Auflage. Rowohlt's Enzyklopädie. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Dirscherl, Clemens, 1989: *Bäuerliche Freiheit und genossenschaftliche Koordination. Untersuchungen zur Landwirtschaft in der vertikalen Integration*. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.

Dockès, Anne Charlotte und F. Kling-Eveillard, 2006: *Farmers' and advisers' representations of animals and animal welfare*. *Livestock Science*. Volume 103. Issue 3: 243-249.

Duden Herkunftswörterbuch, 2001. *Etymologie der deutschen Sprache*. 3. Auflage. Band 7. Mannheim: Dudenverlag.

Ellen, Roy F., 1996: *The cognitive geometry of nature. A contextual approach*. In: Descola, Philippe und Gisli Pálsson: *Nature and Society. Anthropological perspectives*. London: Routledge.

Ellis, Frank, 2000: *Peasant economics. Farm households and agrarian development*. 2nd edition. Cambridge: Cambridge University Press.

Estep, D.Q. und S. Hetts, 1992: *Interactions, relationships and bonds. The conceptual basis for scientist-animal relations*. In: Davis, Hank und Dianne Balfour (Hrsg.): *The inevitable bond. Examining scientist-animal interactions*. Cambridge: Cambridge University Press.

Evangelische Denkschrift, 1984: *Landwirtschaft im Spannungsfeld zwischen Wachsen und weichen. Ökologie und Ökonomie, Hunger und Überfluß. Eine Denkschrift der Kammer der Evangelischen Kirche in Deutschland für Soziale Ordnung*. Kirchenamt im Auftrag des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland. Gütersloh.

Evangelische Akademie Baden (Hrsg.), 2000: *Lammfromm oder saudumm? Das Tier in unserer Kultur*. Herrenalber Forum Band 26. Karlsruhe: Epb.

Evans Pritchard, Edward, 1947: *The Nuer. A description of the modes of livelihood and the political institutions of a Nilotic people*. Oxford: Clarendon Press.

Fartacek, Gebhard, 2003: *Pilgerstätten in der syrischen Peripherie. Eine ethnologische Studie zur kognitiven Konstruktion sakraler Plätze und deren Praxisrelevanz*. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften.

Feest, Christian F. und Karl-Heinz Kohl (Hrsg.), 2001: *Hauptwerke der Ethnologie*. Kröners Taschenausgabe Band 380. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag.

Fischer, Kerstin, 2002: „Da depate Baua!?“ Das Bildungsbewusstsein von Bauern und Bäuerinnen im Zusammenhang mit dem Klischee der dummen Bauern. Diplomarbeit: Universität Wien.

Flick, Uwe, Ernst von Kardorff und Heiner Keupp (Hrsg.) 1995: Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. 2.Auflage. Weinheim: Beltz, Psychologie-Verlags-Union.

Flick, Uwe, 1999: Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendungen in Psychologie und Sozialwissenschaften. 4.Auflage. Rowohlt's Enzyklopädie. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Flick, Uwe, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hrsg.), 2000: Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Flick Uwe, 2007: Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Fliege, Thomas, 1998: Bauernfamilien zwischen Tradition und Moderne. Eine Ethnographie bäuerlicher Lebensstile. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Flury, Andreas, 1999: Der moralische Status der Tiere. Henry Salt, Peter Singer und Tom Regan. Freiburg: Karl Alber.

Frazer, Sir James, 1910: Totemism and exogamy. 4 Bände. London: Macmillan.

Froschauer, Ulrike und Manfred Lueger, 2003: Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme. Wien: WUV-Universitätsverlag.

Fuchs, Gotthard und Guido Knörzer (Hrsg.), 1998: Tier, Gott, Mensch. Beschädigte Beziehungen. Frankfurt am Main: Peter Lang.

Galaty, John G. und Douglas L. Johnston (Hrsg.), 1990: The world of pastoralism. Herding systems in comparative perspective. New York: Guilford Press.

Geertz, Clifford, 1983: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Geiger, Theodor, 1931: Das Tier als geselliges Subjekt. Forschungen zur Völkerpsychologie und Soziologie 10: 283-307.

Geßl, Reinhard, 1998: Milchkuhhaltung in Österreich. Von der Biologie des Rindes bis zur Praxis in der Nutztierhaltung. Unterrichtsmaterialien zur Nutztierhaltung. Wien: Bundesministerium für Unterricht und kulturelle Angelegenheiten.

Gehlen, Arnold, 1957: Die Seele im technischen Zeitalter. Sozialpsychologische Probleme in der industriellen Gesellschaft. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH.

Giedion, Sigfried, 1982: Die Herrschaft der Mechanisierung. Ein Beitrag zur anonymen Geschichte. Mit einem Nachwort von Stanislaus von Moos. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.

Gingrich, Andre und Elke Mader, 2002: Der Elefant im Garten. Einleitende Bemerkungen. In: Gingrich, Andre und Elke Mader (Hrsg.): Metamorphosen der Natur. Sozialanthropologische Untersuchungen zum Verhältnis von Weltbild und natürlicher Umwelt. Wien: Böhlau Verlag.

Giordano, Christian und Robert Hettlage (Hrsg.), 1989: Bauerngesellschaften im Industriezeitalter. Zur Rekonstruktion ländlicher Lebensformen. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.

Girtler, Roland, 1984: Methoden der qualitativen Sozialforschung. Anleitung zur Feldarbeit. Wien, Köln, Graz: Böhlau Verlag.

Girtler, Roland, 2001: Methoden der Feldforschung. 4.Auflage. Wien: Böhlau Verlag.

Girtler, Roland, 2002: Echte Bauern. Der Zauber einer alten Kultur. Wien: Böhlau Verlag.

Glaeser, Bernhard (Hrsg.), 1986: Die Krise der Landwirtschaft. Zur Renaissance von Agrarkulturen. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Glaeser, Bernhard und Parto Teherani-Krönner (Hrsg.), 1992: Humanökologie und Kulturökologie. Grundlagen, Ansätze, Praxis. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Godelier, Maurice, 1984: L'idéal et le matériel. Pensée, économies, sociétés. Paris: Fayard.

Goldberg, Christine, 2003: Postmoderne Frauen in traditionellen Welten. Zur Weiblichkeitskonstruktion von Bäuerinnen. Peter Lang: Frankfurt am Main.

Gollwitzer, Heinz (Hrsg.), 1977: Europäische Bauernparteien im 20. Jahrhundert. Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte. Band 29. Stuttgart: Gustav Fischer Verlag.

Gottwald, Franz-Theo, 2004: Geschöpfe wie wir. Zur Verantwortung des Menschen für die Nutztiere. Kirchliche Positionen. München: oekom Verlag.

Grauvogel, A., 1993: Landwirtschaft und Tierschutz. Das geänderte Tierschutzgesetz vom 12.August 1986, ein Meilenstein oder Flop? S. 30-45. In: Akzeptanz moderner Tierproduktion – Urteile und Meinungen. Schriftenreihe der Akademie für Tiergesundheit. Band 3. Gießen.

Greif, Franz, 1998: Das Ende der traditionellen Agrargesellschaft – und was weiter? Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in München. Band 140/1998: 25-52.

Grüner Bericht 2007. Bericht über die Situation der österreichischen Land- und Forstwirtschaft. Wien: BMLFUW.

Grüner Bericht 2008. Bericht über die Situation der österreichischen Land- und Forstwirtschaft. Wien: BMLFUW.

Grüner Bericht Niederösterreich 2006. Bericht über die wirtschaftliche und soziale Lage der Land- und Forstwirtschaft in Niederösterreich. St.Pölten: Amt der Niederösterreichischen Landesregierung.

Guribye, Eugene, 2001: The last paradise: man- animal relationships on Galapagos. Department of Social Anthropology. University of Bergen. URL: <http://www.ub.uib.no/elpub/2000/h/708001>. Zugriff am 16.02.2009.

Hahn, Eduard, 1896: Die Haustiere und ihre Beziehungen zur Wirtschaft des Menschen. Eine geographische Studie. Leipzig: Verlag von Duncker&Humblot.

Haider, Carina, 2004: (Land-)Wirtschaften junge Bäuerinnen anders? Weibliche Lebenswelten in der Landwirtschaft zwischen Tradition und Innovation unter Berücksichtigung österreichischer Jungbäuerinnen. Diplomarbeit: Universität Wien.

Halbmayer, Ernst und und Elke Mader, 2004: Anthropology of Nature. From Connecting Nature and Culture to Crossing the Great Divide. In: Khittel Stefan, Barbara Plankensteiner und Maria Six-Hohenbalken (Hrsg.): Contemporary issues in socio-cultural anthropology. Perspectives and research activities from Austria. Wien: Löcker Verlag.

Hammerl, Brigitte, 1984: Viehhaltung in Niederösterreich. Dissertation: Universität Wien.

Harringer, Susanne, 2002: Das Recht der Tiere. Konzepte der Tierschonung, Tierbefreiung und Tierverteidigung und ihr politischer Anspruch. Dissertation: Universität Wien.

Harrison, Ruth, 1965: Tiermaschinen. Die neuen landwirtschaftlichen Fabrikbetriebe. München: Biederstein Verlag.

Hartenstein, Liesel, Hermann Priebe und Ulrich Köpke (Hrsg.), 1997: Braucht Europa seine Bauern noch? Über die Zukunft der Landwirtschaft. Baden-Baden: Nomos-Verlagsgesellschaft.

Held, Martin und Karlheinz A. Geißler (Hrsg.), 1995: Von Rhythmen und Eigenzeiten. Perspektiven einer Ökologie der Zeit. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft.

Hemsworth, Paul H. und Grahame J. Coleman, 1998: Human-livestock interactions. The stockperson and the productivity and welfare of intensively farmed animals. New York: CAB International.

Hettlage, Robert (Hrsg.), 1989: Die post-traditionale Welt der Bauern. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Hildenbrand, Bruno, Karl Friedrich Bohler, Walther Jahn und Reinhold Schmitt, 1992: Bauernfamilien im Modernisierungsprozeß. Frankfurt/Main: New York: Campus Verlag.

Hoffmann, Bernd, 1998: Lebensmittelliefernde Tiere. Nutzung und Forschung. In: Fuchs Gotthard und Guido Knörzer (Hrsg.): Tier, Gott, Mensch – beschädigte Beziehungen. Frankfurt/Main: Peter Lang Verlag.

Hofmeister, Georg (Hrsg.), 2008: Mit Tieren leben – Tiere erleben. Soziale Dimensionen der Mensch-Tier-Beziehung. Evangelische Akademie Hofgeismar.

Hopf, Christel, 1995: Qualitative Interviews in der Sozialforschung. Ein Überblick. In: Flick, Uwe, Ernst von Kardorff und Heiner Keupp (Hrsg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. 2. Auflage. Weinheim: Beltz Psychologie-Verlags-Union.

Hörning, Bernhard, 2008: Nutztiere als Produktions- und Wirtschaftsfaktoren. In: Hofmeister, Georg (Hrsg.): Mit Tieren leben – Tiere erleben. Soziale Dimensionen der Mensch-Tier-Beziehung. Evangelische Akademie Hofgeismar.

Howell, Signe, 1996: Nature in culture or culture in nature? Chewong ideas of 'humans' and other species. In: Descola, Phillipe und Gisli Pálsson (Hrsg.): Nature and Society. Anthropological perspectives. London: Routledge.

Idel, Anita, 1997: Gentechnik in der Landwirtschaft. In: Hartenstein, Liesel, Hermann Priebe und Ulrich Köpke (Hrsg.): Braucht Europa seine Bauern noch? Über die Zukunft der Landwirtschaft. Baden-Baden: Nomos-Verlagsgesellschaft.

Idel, Anita, 2001: Vom Produkt-Design zur Designer-Kuh. In: Schneider, Manuel (Hrsg.): Den Tieren gerecht werden. Zur Ethik und Kultur der Mensch-Tier-Beziehung. S.33-51. Witzenhausen: Universität Gesamthochschule Kassel.

Ingold, Tim, 1980: Hunters, pastoralists and ranchers. Cambridge: Cambridge University Press.

Ingold, Tim (Hrsg.), 1988: What is an animal? London: Unwin Hyman Ltd.

Ingold, Tim, 1994: From trust to domination. An alternative history of human-animal relations. In: Manning, Aubrey und James Serpell (Hrsg.): Animals and human society. Changing perspectives. London: Routledge.

Ingold, Tim, 2000: The perception of environment. Essays on livelihood, dwelling and skill. London: Routledge.

Ingold, Tim, 2002: Jagen und Sammeln als Wahrnehmungsformen der Umwelt. In: In: Gingrich, Andre und Elke Mader (Hrsg.): Metamorphosen der Natur. Sozialanthropologische Untersuchungen zum Verhältnis von Weltbild und natürlicher Umwelt. Wien: Böhlau Verlag.

Inhetveen, Heide und Margret Blasche, 1983: Frauen in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Inhetveen, Heide, 1995: Zeit-Sprünge. Bäuerliche Lebensformen in der Industriegesellschaft. In: Schneider, Manuel, Karlheinz Geissler und Martin Held (Hrsg.): Zeit-Fraß. Zur Ökologie der Zeit in Landwirtschaft und Ernährung. Politische Ökologie. Sonderheft 8. München.

Inhetveen, Heide, 2000: „Ich bin jeden Tag in den Stall und hab geweint.“ Der Abschied von den Kühen. Trauerprozesse in der Landwirtschaft. In: Kirche im ländlichen Raum. 51. Jahrgang. Ausgabe 4/2000: 174-179.

Inhetveen, Heide, 2001: Zwischen Empathie und Ratio. Mensch und Tier in der modernen Landwirtschaft. In: Schneider, Manuel (Hrsg.): Den Tieren gerecht werden. Zur Ethik und Kultur der Mensch-Tier-Beziehung. Witzenhausen: Universität Gesamthochschule Kassel.

Inhetveen, Heide, 2003: Emerita vel bene merita? Zum Stand der Land- und Agrarsoziologie. In: Orth, Barbara, Thomas Schwietring und Johannes Weiß (Hrsg.): Soziologische Forschung: Stand und Perspektiven. Ein Handbuch. Opladen: Leske+Budrich.

Janowski, Bernd (Hrsg.), 1993: Gefährten und Feinde des Menschen. Das Tier in der Lebenswelt des alten Israel. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener.

Jennings, Theodore, 1998: Rituelles Wissen. In: Krieger, Daniel und Andrea Belliger (Hrsg.): Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Jungbluth, Thomas, Wolfgang Büscher und Monika Krause, 2005: Technik Tierhaltung. Stuttgart: Ulmer.

Jürgens, Karin, 2000: Schwein gehabt?! Dimensionen der Mensch-Nutztier-Beziehung (zusammen mit Heide Inhetveen). In: Der Ländliche Raum. Nr.03 Mai/Juni, 51 Jahrgang: S.43-48.

Jürgens, Karin, 2002: Tierseuchen in der Landwirtschaft. Die psychosozialen Folgen der Schweinepest für betroffene Familien. Untersucht an Fallbeispielen in Nordwestdeutschland. Würzburg: Ergon Verlag.

Jürgens, Karin, 2002a: Fleisch ist nicht gleich Fleisch. Über die Bedeutung der Mensch-Tier-Beziehung in der Schweinezucht. S.139-142. In: Der Kritische Agrarbericht. Agrarbündnis (HG) Kassel: Rheda Wiedenbrück.

Jürgens, Karin, 2005: Mensch-Nutztier-Beziehung . In: Beetz, Stephan, Kai Brauer und Claudia Neu (Hrsg.): Handwörterbuch zur ländlichen Gesellschaft in Deutschland. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Jürgens, Karin, 2008: Das Mensch-Nutztier-Verhältnis in der konventionellen und ökologischen Landwirtschaft – vielgestaltig, komplex und widersprüchlich. In: Hofmeister, Georg (Hrsg.): Mit Tieren leben – Tiere erleben. Soziale Dimensionen der Mensch-Tier-Beziehung. Evangelische Akademie Hofgeismar.

Karremann, Manfred und Karl Schnelting, 1992: Tiere als Ware. Gequält – getötet – vermarktet. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.

Kathan, Bernhard, 2004: Zum Fressen gerne. Zwischen Haustier und Schlachtvieh. Berlin: Kadmos Verlag.

Kearney, Michael, 1996: Reconceptualizing the Peasantry. Anthropology in Global Perspektive. Colorado. Oxford: Westview Press.

Keel, Othmar, 1993: Allgegenwärtige Tiere. Einige Weisen ihrer Wahrnehmung in der hebräischen Bibel. In: Janowski, Bernd (Hrsg.): Gefährten und Feinde des Menschen. Das Tier in der Lebenswelt des alten Israel. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener.

Kirchengast, Christoph, 2005: „Über Almen“. Sozial- und kulturanthropologische Betrachtungen zur Almwirtschaft in Österreich. Diplomarbeit: Universität Wien.

Klohn, Werner und Hans-Wilhelm Windhorst, 2003: Die Landwirtschaft in Deutschland. Vechtaer Materialien zum Geographieunterricht (VMG) Nr.3. IPSA. Hochschule Vechta.

Koch, Helmut, 1979: Remsfeld. Lebensverhältnisse in einem Dorf Nordhessens. In: Poppinga, Onno (Hrsg.): Produktion und Lebensverhältnisse auf dem Land. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Kölsch, Oskar, 1989: Humanökologische Forschung für Landwirtschaft und Agrarpolitik. In: Glaeser, Bernhard (Hrsg.): Humanökologie. Grundlagen präventiver Umweltpolitik. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Krieger, Daniel und Andrea Belliger (Hrsg.), 1999: Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Kromka, Franz, 2000: Mensch und Tier. Bergisch Gladbach: BLT.

Kubik, Gerhard, 2004: Totemismus. Ethnopsychologische Forschungsmaterialien und Interpretation aus Ost- und Zentralafrika, 1962-2002. Münster: LIT Verlag.

Kuckartz, Udo, 1999: Computergestützte Analyse qualitativer Daten. Eine Einführung in Methoden und Arbeitstechniken. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Kuckartz, Udo, 2007: Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten. 2. aktualisierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Lamnek, Siegfried, 2005: Qualitative Sozialforschung. 4. vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim: Beltz Verlag.

Leach, Edmund, 1964: Anthropological aspects of language. Animal categories and verbal abuse. S.23-63. In: Lenneberg, Eric H. (Hrsg.): New directions in the study of language. Massachusetts: The M.I.T. Press.

Leach, Edmund, 1991: Claude Lévi-Strauss zur Einführung. Hamburg: Junius Verlag.

- Lévi-Strauss, Claude, 1963: Totemism. Harmondsworth: Penguin.
- Lévi-Strauss, Claude , 1968: Das wilde Denken. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Linnemann, Manuela (Hrsg.), 2000: Brüder - Bestien - Automaten. Das Tier im abendländischen Denken. Erlangen: Harald Fischer Verlag.
- Lund, Vonne, 2006: Animal agriculture. Symbiosis, culture or ethical conflict? In: Journal of Agriculture and Environmental Ethics 19: 17-25.
- Macho, Thomas, 1997: Der Aufstand der Haustiere. In: Fischer-Kowalski, Maria, Helmut Haberl, Harald Payer, Anton Steurer und Verena Winiwarter (Hrsg.): Gesellschaftlicher Stoffwechsel und Kolonisierung der Natur. Amsterdam: G+B Verlag Facultas.
- Mader, Elke, 2002: Die Macht des Jaguars. Natur im Weltbild der Shuar und Achuar in Amazonien. In: Gingrich, Andre und Elke Mader (Hrsg.): Metamorphosen der Natur. Sozialanthropologische Untersuchungen zum Verhältnis von Weltbild und natürlicher Umwelt. Wien: Böhlau Verlag.
- Mauss, Marcel, 1968: Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mayer, Rolf, 1990: Vom Umgang mit Tieren. Geschichte einer Nachbarschaft. 2. überarbeitete Auflage. Jena: VEB Gustav Fischer Verlag.
- Mayring, Philipp, 2002: Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. 5. Auflage. Weinheim: Beltz Verlag.
- Meillassoux, Claude, 1976: Die wilden Früchte der Frau. Über häusliche Produktion und kapitalistische Wirtschaft. Frankfurt am Main: Syndikat.
- Mellinger, Nan, 2000: Fleisch. Ursprung und Wandel einer Lust. Eine kulturanthropologische Studie. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Merkens, Hans, 2000: Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktion. In: Flick, Uwe (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Meyer-Mansour, Dorothee, Monika Breuer und Bettina Nickel, 1990: Belastung und Bewältigung. Lebenssituation landwirtschaftlicher Familien. Band 2. Frankfurt am Main: Landwirtschaftliche Rentenbank.
- Millendorfer, Johann, 1988: Der ländliche Raum in der Wende der Industriegesellschaft. In: Bayerische Akademie ländlicher Raum (Hrsg.): Dokumentation. Zur Zukunft des ländlichen Raumes. München.
- Miller, Max und Hans-Georg Soeffner (Hrsg.), 1996: Modernität und Barbarei. Soziologische Zeitdiagnose am Ende des 20. Jahrhunderts. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Milton, Kay (Hrsg.), 1993: Environmentalism. The view from anthropology. London: Routledge.
- Mühlfeld, Claus et al., 1981: Auswertungsprobleme offener Interviews. In: Soziale Welt. Jahrgang 32/ Nummer 3: 325-352.
- Müller, Julius Otto, 1964: Die Einstellung zur Landarbeit in bäuerlichen Familienbetrieben. Ein Beitrag zur ländlichen Sozialforschung, dargestellt nach Untersuchungen in vier

Gebieten der Bundesrepublik. Bonn: Forschungsgesellschaft für Agrarpolitik und Agrarsoziologie e.V.

Müller, Christa, 1998: Von der lokalen Ökonomie zum globalisierten Dorf. Bäuerliche Überlebensstrategien zwischen Weltmarktintegration und Rationalisierung. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Mullin, Molly H., 1999: Mirrors and windows: sociocultural studies of human-animal relationships. In: Annual Review of Anthropology. Volume 28: 201-224.

Mullin, Molly, 2002: Animals and Anthropology. In: Society & Animals. Journal of human-animal studies. Volume 10: 387-393.

Münch, Paul, 1998: Tiere und Menschen. Ein Thema der historischen Grundlagenforschung. In: Münch, Paul und Rainer Walz (Hrsg.): Tiere und Menschen. Geschichte und Aktualität eines prekären Verhältnisses. Paderborn: Schöningh.

Mütherich, Birgit, 2000: Die Problematik der Mensch-Tier-Beziehung in der Soziologie: Weber, Marx und die Frankfurter Schule. Dortmunder Beiträge zur Sozial- und Gesellschaftspolitik. Münster: LIT Verlag.

Nelson, Richard, 1997: Heart and blood. Living with deer in America. New York: Knopf.

Niebuhr, Knut, Katrina Zaludik, Jasmin Raubek, Christine Graml und Susanne Waiblinger, 2007: Bedeutung der Mensch-Tierbeziehung für eine optimierte Legehennenhaltung. In: Tagungsband der 14. Freiland-Tagung. Wien: Bio Austria.

Noske, Barbara, 1993: The animal question in anthropology. In: Society & animals. Journal of human-animal studies. Volume 1, number 2. URL: <http://www.psyeta.org/sa/sa1.2/noske.html>. Zugriff am 14.04.2008.

Noske, Barbara, 1997: Beyond boundaries. Humans and animals. Montreal: Black Rose Books.

Österreichische Gesellschaft für Kritische Geographie (Hrsg.), 1999: Landwirtschaft und Agrarpolitik in den 90iger Jahren. Österreich zwischen Tradition und Moderne. Wien: Promedia Verlag.

Petri, Harald und Hubert Liening, 1995: Menschen – Tiere – Pflanzen: werden Tiere und Pflanzen als Mitgeschöpfe beachtet? Schriftenreihe praktische Psychologie: Band 18. Bochum: Brockmeyer.

Pevetz, Werner, 1988: Auf der Suche nach einer neuen bäuerlichen Identität. In: Der Förderungsdienst. Jg. 36. Heft 5.

Pevetz, Werner, 1989: Das Fremd- und Selbstbild der Bauern in Österreich. Wien: Bundesanstalt für Agrarwirtschaft.

Pevetz, Werner (1999): Die ländliche Sozialforschung in Österreich in den achtziger und neunziger Jahren. Schriftenreihe 89. Wien: Bundesanstalt für Agrarwirtschaft

Planck, Ulrich (1964): Der bäuerliche Familienbetrieb zwischen Patriarchat und Partnerschaft. Stuttgart

Planck, Ulrich und Joachim Ziche, 1979: Land- und Agrarsoziologie. Eine Einführung in die Soziologie des ländlichen Siedlungsraumes und des Agrarbereiches. Stuttgart: Verlag Eugen Ulmer.

Pongratz, Hans, 1990: Cultural tradition and social change in agriculture. In: Sociologia Ruralis. Vol. XXX: 5-17.

Pongratz, Hans, 1991: Bäuerliche Tradition im sozialen Wandel. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialforschung. Jg.43. Heft 2: 235-246.

Pongratz, Hans, 1992: Die Bauern und der ökologische Diskurs. München: Profil (=Reihe Wissenschaft).

Postler, Günter, 1995: Lebens- oder Höchstleistung? In: Schneider, Manuel, Karlheinz Geissler und Martin Held (Hrsg.): Zeit-Fraß. Zur Ökologie der Zeit in Landwirtschaft und Ernährung. Politische Ökologie. Sonderheft 8. München.

Priebe, Hermann, 1985: Die subventionierte Unvernunft. Landwirtschaft und Naturhaushalt. Berlin: Siedler Verlag.

Quendler, Theodor, 1996: Bäuerliche Landwirtschaft an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. In: Der Förderdienst. Jg. 44. Heft 8:

Rappaport, Roy A., 1969: Pigs for the ancestors. New Haven: Yale University Press.

Rauch-Kallat, 1994: Was ist uns die bäuerliche Familie wert. In: Der Förderungsdienst (FD-Spezial, Sonderbeilage: Jahr der Familie 1994: Zukunft und Probleme der bäuerlichen Familie) 42,7/1994. Wien: BMLF.

Redfield, Robert, 1956: Peasant Society and Culture. Chicago: University of Chicago Press.

Rheinz, Hanna, 1994: Eine tierische Liebe. Zur Psychologie der Beziehung zwischen Mensch und Tier. München: Kösel.

Rifkin, Jeremy, 1994: Das Imperium der Rinder. Gekürzte Ausgabe. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Rist, Michael, 1979: Die verschiedenen Ebenen der Mensch-Tier-Beziehung in der Nutztierhaltung. KTBL-Schrift 254: 163-171.

Rist, Michael und Mitarbeiter, 1989: Artgemäße Nutztierhaltung. Ein Schritt zum wesensgemäßen Umgang mit der Natur. Ein Beitrag der Sektion Tierhaltung und Landwirtschaftliches Bauwesen, Gruppe Physiologie und Hygiene, des Instituts für Nutztierwissenschaften der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) Zürich. 2. erweiterte Auflage. Stuttgart: Verlag Freies Geistesleben.

Röcklinsberg, Helena, 2001: Das seufzende Schwein. Zur Theorie und Praxis in deutschen Modellen der Tierethik. Erlangen: Harald Fischer Verlag.

Rösener, Werner, 1997: Einführung in die Agrargeschichte. Darmstadt: Primus Verlag.

Rudolph, Ebermut, 1972: Schulterlebens und Entschuldung im Bereich säkularer Tiertötung. Religionsgeschichtliche Untersuchung. Frankfurt am Main: Peter Lang.

Rudolph, Martin, 1996: Sozialisation von Landwirten. Empirische Regionalstudie zu Absolventen von Landwirtschaftsschulen. Sinzheim: Pro Universitate Verlag.

Rushen, Jeffrey et al., 2001: People as social actors in the world of farm animals. In: Keeling, L.J und H.W. Gonyou (Hrsg.): Social behaviour in farm animals. Wallingford: CABI Publishing.

Sahlins, Marshall, 1974: Stone age economics. London: Tavistock.

Sahlins, Marshall, 1976: Culture and practical reason. Chicago: The University of Chicago Press.

Sambras, Hinrich und Andreas Steiger, 1997: Das Buch vom Tierschutz. Stuttgart: Enke.

Sandgruber, Roman, 1993: Auf dem Weg zur neuen Bäuerlichkeit. In: Agrarische Rundschau. Jahrgang 1993/5: 10-13.

Schäfers, Bernhard (Hrsg.), 2001: Grundbegriffe der Soziologie. 7.Auflage. UTB 1416. Opladen: Leske+Budrich.

Schicktanz, Silke, 2006: Ethical considerations of the human-animal-relationship under conditions of asymmetry and ambivalence. In: Journal of Agriculture and Environmental Ethics 19: 7-16.

Schlöder, Bernd, 1993: Soziale Werte und Werthaltungen. Eine sozialpsychologische Untersuchung des Konzepts sozialer Werte und des Wertewandels. Opladen: Leske+Budrich.

Schmidt, Christian R., 1998: Heimtier, Nutztier, Zootier. Probleme der Tierhaltung. In: Fuchs Gotthard und Guido Knörzer (Hrsg.): Tier, Gott, Mensch – beschädigte Beziehungen. Frankfurt/Main: Peter Lang Verlag.

Schmidt, Christiane, 2000: Analyse von Leitfadeninterviews. In: Flick, Uwe, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Schmidt, Lisette, 2005: Mensch-Natur-Beziehung von Biobauern und Biobäuerinnen. Eine qualitative Untersuchung über Naturverständnis, Werte und Einstellungen im Biolandbau. Diplomarbeit: Universität Wien.

Schmidt, Götz, 2008: Landschaften, in denen es den Tieren gut geht, sind schön. In: Hofmeister, Georg (Hrsg.): Mit Tieren leben – Tiere erleben. Soziale Dimensionen der Mensch-Tier-Beziehung. Evangelische Akademie Hofgeismar.

Schmitt, Mathilde, 1997: Landwirtinnen. Chancen und Risiken von Frauen in einem traditionellen Männerberuf. Opladen: Leske+Budrich.

Schneider, Manuel und Andreas Karner (Hrsg.), 1992: Die Natur ins Recht setzen. Ansätze für eine neue Gemeinschaft allen Lebens. Schriftenreihe der Stiftung Ökologie und Landbau. Karlsruhe: Verlag C.F. Müller.

Schneider, Manual et al., Hrsg. (1995): Zeit- Fraß: zur Ökologie der Zeit in Landwirtschaft und Ernährung. Politische Ökologie. Sonderheft 8. München

Sebeok, Thomas A., 1988: Animal in biological and semiotic perspective. In: Ingold, Tim; (Hrsg.): What is an animal? London: Unwin Hyman Ltd.

Seiser, Gertraud, 1995: „Schniddan“. Zum Roggenbau im Mühlviertel. Arbeitsabläufe und Arbeitsorganisation 1920-1994 im Kontext einer lokalen bäuerlichen Gesellschaft. Diplomarbeit: Universität Wien.

Serpell, A. James, 1990: Das Tier und wir. Eine Beziehungsstudie. Rüschlikon-Zürich: Albert Müller Verlag.

Serpell, A. James, 1999: Sheep in wolves clothing? Attitudes to animals among farmers and scientists. In: Dolins, Francine L.: Attitudes to animals. Views in animal welfare. Cambridge: Cambridge University Press.

- Shanin, Teodor (Hrsg.), 1971: Peasants and Peasant Societies. Selected Readings. Harmondsworth: Penguin Books.
- Shanklin, Eugenia, 1985: Sustenance and symbol. Anthropological studies of domesticated animals. In: Annual Review of Anthropology. Volume 14: 375-403.
- Shapiro, Kenneth, 2002: The state of human-animal studies: solid at the margin! In: Society&Animals. Journal of human-animal studies. Volume 10: 331-337.
- Simantke, Christel, 1989: Betrachtungen zur Beziehung zwischen Menschen und Rindern. Diplomarbeit: Gesamthochschule Kassel.
- Simantke, Christel und Detlef W. Fölsch, 2000: Pädagogische Zugänge zum Mensch-Nutztier-Verhältnis. Tierhaltung Band 26. Ökologie Ethologie Gesundheit. Universität Gesamthochschule Kassel.
- Simantke, Christel, 2005: Wann ist ein Huhn glücklich? Eine kritische Betrachtung. In: Lebendige Erde. Ausgabe 2/2005: S.16-19.
- Staguhn, Gerhard, 1996: Tierliebe. Eine einseitige Beziehung. München: Carl Hanser Verlag.
- Statistik Österreich, 1990: Nutztierhaltung in Österreich 1989. Wien.
- Statistik Austria, 2001: Nutztierhaltung in Österreich 1999. Wien.
- Statistik Austria, 2001: Agrarstrukturerhebung 1999. Gesamtergebnisse. Wien.
- Statistik Austria, 2008: Statistisches Jahrbuch Österreichs 2007. Wien.
- Statistik Austria, 2008: Statistik der Landwirtschaft 2007. Wien.
- Statistik Austria, 2008: Agrarstrukturerhebung 2007. Stichprobenerhebung. Wien.
- Strauss, Anselm und Juliet Corbin, 1996: Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Strauss, Anselm L., 1998: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen und soziologischen Forschung. 2.Auflage. UTB für Wissenschaft. Uni-Taschenbücher 1776. München: Fink.
- Stuart, Spencer, Eddy Decuypere, Stefan Aerts und Johan De Travernier, 2006: History and ethics of keeping pets. Comparison with farm animals. In: Journal of Agriculture and Environmental Ethics 19: 17-25.
- Tapper, Richard L., 1988: Animality, humanity, morality, society. In: Ingold, Tim (Hrsg.), 1988: What is an animal? London: Unwin Hyman Ltd.
- Te Velde, Hein, Noelle Aarts und Cees van Woerkum, 2002: Dealing with ambivalence. Farmers and consumers perceptions of animal welfare in livestock breeding. In: Journal of Agriculture and Environmental Ethics 15: 203-219.
- Teutsch, Gotthard M., 1987: Mensch und Tier. Lexikon der Tierschutzethik. Göttingen: Vandenhoeck&Ruprech.
- Tschajanow, Alexander, 1987: Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft. Versuch einer Theorie der Familienwirtschaft im Landbau. Nachdruck der 1923 erschienen Originalausgabe. Einleitung von Gerd Spittler. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

- Vialles, Noëlie, 1994: From animal to edible. Cambridge: Cambridge University Press.
- VOS (Verband österreichischer Schweinebauern), 2008: Jahresbericht 2007. Wien.
- Waiblinger, Susanne, 1996: Die Mensch-Tier-Beziehung bei der Laufstallhaltung von behornten Milchkühen. Tierhaltung Band 24. Ökologie Ethologie Gesundheit. Universität Gesamthochschule Kassel.
- Wellhausen, Bernd, 1985: Landwirtschaft als Thema ethnologischer Forschungen. Eine Analyse empirischer und theoretischer Studien. Göttingen: Edition Herodot.
- Wenz, Peter S., 1988: Environmental Justice. Albany: State University of New York Press.
- Wiedenmann, Rainer E., 1997: Tierbilder im Prozeß gesellschaftlicher Differenzierung. Überlegungen zu Struktur und Wandel soziokultureller Ambivalenzkonstruktion. In: Luthe, Heinz Otto und E. Rainer Wiedenmann (Hrsg.): Ambivalenz. Studien zum kulturtheoretischen und empirischen Gehalt einer Kategorie der Erschließung des Unbestimmten. Opladen: Leske+Budrich.
- Wiedenmann, Rainer E., 1998: Die Fremdheit der Tiere. Zum Wandel der Ambivalenz von Mensch-Tier-Beziehungen. In: Münch, Paul und Rainer Walz (Hrsg.): Tiere und Menschen: Geschichte und Aktualität eines prekären Verhältnisses. Paderborn: Schöningh.
- Wiedenmann, Rainer E., 2000: Ambivalenzen moderner Mensch-Tier-Beziehungen. Das Beispiel Tierschutz. In: Lammfromm oder saudumm?: das Tier in unserer Kultur. Beiträge einer Tagung der Evangelischen Akademie Baden vom 24.-26. September 1999 in Bad Herrenalb. Band 26. Hrsg. von der Evangelischen Akademie Baden. Karlsruhe: Ebp.
- Wiedenmann, Rainer E., 2002: Die Tiere der Gesellschaft. Studien zur Soziologie und Semantik von Mensch-Tier-Beziehungen. Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft.
- Wielebnowski, Christine, 1974: Das Räuchern und seine anverwandten Bräuche. Dissertation: Universität Wien.
- Willis, Roy (Hrsg.), 1990: Signifying animals. Human meaning in the natural world. London: Unwin Hyman.
- Wissler, Clark, 1922: The American Indian. 2.Auflage. Oxford
- Wissler, Clark, 1923: Man and Culture. New York: Crowell.
- Witzel, Andreas, 1985: Das problemzentrierte Interview. In: Jüttemann, Gerd (Hrsg.): Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundlagen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.
- Wolf, Eric, 1966: Peasants. Englewood Cliffs: Prentice-Hall Inc.
- Wolf, Jean-Claude, 1992: Tierethik. Neue Perspektiven für Menschen und Tiere. Freiburg: Paulus.
- Wolf, Helga-Maria, 2003: Österreichische Feste und Bräuche im Jahreskreis. St. Pölten: NP Buchverlag.
- Wonneberger, Eva, 1995: Modernisierungsstreß in der Landwirtschaft oder Was hat die abgepackte Milch mit der Bäuerin zu tun? Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft.

Wörterbuch der Völkerkunde, 1999. Begründet von Walter Hirschberg. Grundlegend, überarbeitete und erweiterte Neuauflage. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.

ZAR (Zentrale Arbeitsgemeinschaft österreichischer Rinderzüchter), 2008: Die österreichische Rinderzucht 2007. Wien: Hammerer.

Zeuner, Frederick E., 1963: A history of domesticated animals. London: Hutchinson & Co.

Ziche, Joachim, 2005: Land- und Agrarsoziologie nach 1945. In: Beetz, Stephan, Kai Brauer und Claudia Neu (Hrsg.): Handwörterbuch zur ländlichen Gesellschaft in Deutschland. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

7 Tabellen, Grafiken und Abbildungen

TABELLE 1: ANZAHL DER LAND- UND FORSTWIRTSCHAFTLICHEN BETRIEBE IN ÖSTERREICH 1951-2007 (QUELLE: GRÜNER BERICHT 2007, S.190).....	43
TABELLE 2: ENTWICKLUNG DER BETRIEBSGRÖßENSTRUKTUR NIEDERÖSTERREICH 1970-2005 (QUELLE: GRÜNER BERICHT NIEDERÖSTERREICH 2007, S.13)	44
TABELLE 3: ANZAHL DER LANDWIRTINNEN MIT NUTZTIERHALTUNG IN DEN JAHREN 1989, 1999 UND 2007 (QUELLE: STATISTIK AUSTRIA UND MÜNDLICHE ANGABEN DER REGIONALEN BEZIRKSBAUERNKAMMERN).....	47
TABELLE 4: ENTWICKLUNG DER DURCHSCHNITTlichen TIERBESTÄNDE JE BETRIEB (QUELLE: STATISTIK AUSTRIA).....	47
TABELLE 5: STRUKTUR DER SCHWEINEHALTENDEN BETRIEBE IN ÖSTERREICH (QUELLE: VOS 2007, S. 10)	50
TABELLE 6: SCHLACHTRINDERPREISE IN EURO PRO KG SCHLACHTGEWICHT EXKLUSIVE MEHRWERTSTEUER (QUELLE: ZAR 2008, S.115)	155
TABELLE 7: ERZEUGERPREISE (IN EURO) AUSGEWÄHLTER LANDWIRTSCHAFTLICHER PRODUKTE 1980 BIS 2008 (QUELLE: STATISTIK AUSTRIA 2008)	155
TABELLE 8: PREISE FÜR FRISCHMILCH UND FLEISCH 2005 (GEFLÜGEL 2004), IN EURO JE KILOGRAMM (QUELLE: HÖRNING 2008, S.29)	156
TABELLE 9: VERGLEICH ERZEUGERPREIS VON RINDFLEISCH UND VERBRAUCHERPREIS VON BEIRIED IN EURO PRO KILOGRAMM (QUELLE: LK ÖSTERREICH)	157
TABELLE 10: KAUFKRAFTENTWICKLUNG: NOTWENDIGE ARBEITSZEIT EINES DURCHSCHNITTlichen ARBEITNEHMERS/EINER DURCHSCHNITTlichen ARBEITNEHMERIN (IN MIN.) FÜR DEN ERWERB BESTIMMTER LEBENSMITTEL (QUELLE: LK ÖSTERREICH).....	158
GRAFIK 1: DURCHSCHNITTliche BETRIEBSGRÖßEN IN EUROPA (QUELLE: GRÜNER BERICHT 2007, S.64)	44
GRAFIK 2: LAND- UND FORSTWIRTSCHAFTliche ARBEITSKRÄFTE IN ÖSTERREICH 1951-2007 (QUELLE: STATISTIK AUSTRIA, AGRARSTRUKTURERHEBUNG 2008, S.27)	45
GRAFIK 3: HAUPT- UND NEBENERWERBSBETRIEBE VERTEILT NACH BUNDESLÄNDERN 2005 (QUELLE: GRÜNER BERICHT 2007, S.52).....	45
GRAFIK 4: PRODUKTIONSWERT DER LANDWIRTSCHAFT 2007 (QUELLE: GRÜNER BERICHT, S.11)	46
GRAFIK 5: AGRARSTRUKTUR DER DER EU-27 (QUELLE: GRÜNER BERICHT 2007, S.65)	48
GRAFIK 6: RINDERBESTÄNDE IN ÖSTERREICH 2007 (QUELLE: GRÜNER BERICHT 2008, S.64)	49
GRAFIK 7: MILCHKUHBESTÄNDE IN ÖSTERREICH 2007 (QUELLE: GRÜNER BERICHT 2008, S.64).....	49
GRAFIK 8: SCHWEINEBESTÄNDE IN ÖSTERREICH 2007 (QUELLE: GRÜNER BERICHT 2008, S.65).....	50
GRAFIK 9: SCHAFBESTÄNDE IN ÖSTERREICH 2007 (QUELLE: GRÜNER BERICHT 2008, S.64)	51
GRAFIK 10: ZIEGENBESTÄNDE IN ÖSTERREICH 2007 (QUELLE: GRÜNER BERICHT 2008, S.64).....	51
GRAFIK 11: ENTWICKLUNG DER MASTDAUER VON SCHWEINEN (QUELLE: BARTUSSEK (1995), S. 67).....	63
GRAFIK 12: MONATliche VERBRAUCHSANGABEN PRIVATER HAUSHALTE. KONSUMERHEBUNG 2004/05 (QUELLE: STATISTIK AUSTRIA)	158
ABBILDUNG 1: POSITIVE WERTE UND ERFAHRUNGEN, DIE DAS SUBJEKTIVE ABHÄNGIGKEITSGEFÜHL RELATIVIEREN.....	102
ABBILDUNG 2: MODELL DES LANDWIRTSCHAFTlichen FAMILIENBETRIEBES (QUELLE: PLANCK UND ZICHE (1979), S.297)	104
ABBILDUNG 3: GEGENSÄTZliche POLE DIE AUF DIE BAUERN UND BÄUERINNEN EINWIRKEN (QUELLE: EIGENE ERHEBUNG)	153
ABBILDUNG 4: FOTO EINES AUSSIEDLERHOFES (QUELLE: EIGENES BILDMATERIAL)	165
ABBILDUNG 5: INNERE (TIERBEZOGENE EINFLÜSSE) UND ÄUßERE EINFLÜSSE (HALTUNGSBEZOGENE EINFLÜSSE) DIE AUF DIE MENSCH-NUTZTIER-BEZIEHUNG WIRKEN (EIGENE DARSTELLUNG)	204

8 Anhang

8.1 Übersicht der GesprächspartnerInnen

Bauer A, Altersgruppe 40-50, Schweinemastbetrieb (2000 Mastschweine) und Ackerbau, Aussiedlerhof, Haupterwerb

Jungbauer A, Altersgruppe 20-30

Bäuerin B, Altersgruppe 40-50, Schafhaltung (200 Muttertiere und Lämmer), Haupterwerb – Aufnahme nicht funktioniert

Bauer B, Altersgruppe 40-50 – Aufnahme nicht funktioniert

Bäuerin C, Altersgruppe 40-50, Rindermast (350 Stiere, 150 Kalbinnen und 10 Mutterkühe), Aussiedlerhof, Haupterwerb - Stallbesichtigung

Bäuerin D, Altersgruppe 50-60, Schweinemast (20 Zuchtschweine mit Nachwuchs), Rindermast (zirka 30 Stiere), Ackerbau, Hausschlachtung, Direktvermarktung, Haupterwerb – Stallbesichtigung

Bauer D, Altersgruppe 50-60

Bäuerin E, Altersgruppe 50-60, Schweinezucht (25 Zuchtsauen mit Nachwuchs), Ackerbau und Fertigrasenproduktion, Haupterwerb

Biobäuerin F, Altersgruppe 30-40, Mutterkuhhaltung (insgesamt 41 Stück) und Ackerbau, Haupterwerb

Biobauer F, Altersgruppe 30-40

Biobäuerin G, Altersgruppe 40-50, Schweinezucht und Ackerbau, Aussiedlerhof, Haupterwerb

Biobauer G, Altersgruppe 40-50

Biobauer H, Altersgruppe 30-40, Milchwirtschaft (20 Milchkühe) und Ackerbau, Haupterwerb

Biobauer I, Altersgruppe 30-40, Eierproduktion (7000 Legehühner) und Ackerbau, Aussiedlerhof, Haupterwerb

Bauer J, Altersgruppe 40-50, Rindermast (zirka 100 Stiere), Ackerbau und Biogasanlage, Haupterwerb

Bäuerin K, Altersgruppe 40-50, Schweinezucht (zirka 50 Zuchtsauen mit Nachwuchs) und Ackerbau, Haupterwerb

Bauer L, Altersgruppe 50-60, Stiermast (8 Stiere) und Ackerbau im Haupterwerb - Stallbesichtigung

Bauer M, Altersgruppe 40-50, Stiermast (40-50 Stiere), Ackerbau und Mitglied einer Biogasanlage, Haupterwerb - Stallbesichtigung

Biobäuerin N, Altersgruppe 30-40, Stiermast (3 Stiere), Schweinemast (35 Tiere), Ackerbau und Direktvermarktung, Nebenerwerb

Biobauer N, Altersgruppe 30–40

Bäuerin O, Altersgruppe 50-60, Schweinezucht (140 Zuchtsauen) und Ackerbau, Aussiedlerhof, Haupterwerb

Bauer O, Altersgruppe 50-60

Bäuerin P, Altersgruppe 40-50, Milchwirtschaft/Zucht (22 Milchkühe), Ackerbau und Direktvermarktung, Haupterwerb – Stallbesichtigung

Bauer P, Altersgruppe 40-50

Biobauer Q, Altersgruppe 30-40, Eierproduktion (zirka 5000 Legehühner) und Ackerbau, Haupterwerb

Bauer R, Altersgruppe 30-40, Milchwirtschaft (27 Milchkühe) und Ackerbau, Haupterwerb

Biobäuerin S, Altersgruppe 20-30, Rindermast (20 Tiere), Ackerbau, Hofladen, Haupterwerb

Biobauer S, Altersgruppe 30-40

Biobauer T, Altersgruppe 40–50, Schweinezucht und Schweinemast (12 Zuchtsauen mit Nachwuchs), Ackerbau, Hausschlachtung, Direktvermarktung, Haupterwerb – Stallbesichtigung

Bäuerin U, Altersgruppe 40-50, Milchwirtschaft/Zucht (28 Milchkühe mit Jungtieren insgesamt um die 60 Tiere) und Ackerbau, Haupterwerb

Bauer U, Altersgruppe 40-50

Biobauer V, Altersgruppe 60-70, Hochlandrinder (13 Tiere) und Obstanbau, Pension

Biobäuerin V, Altersgruppe 50-60

Bauer W, Altersgruppe 40-50, Rindermast (60 Stiere), Ackerbau und Direktvermarktung, Haupterwerb

Biobäuerin X, Altersgruppe 30-40, Schafhaltung (Milch und Fleisch – 150 Tiere), Ackerbau und Direktvermarktung, Haupterwerb – Stallbesichtigung

Biobauer X, Altersgruppe 30-40

Biobauer Y, Altersgruppe 50-60, Ziegenhaltung (Milch und Fleisch – 200 Tiere), Haupterwerb

8.2 Interviewfragen

1. Um einmal ganz allgemein zu beginnen, warum halten sie Tiere bzw. wie sind sie zur Tierhaltung gekommen?
2. Sind sie zufrieden mit Ihrer Tierart oder haben Sie sich auch schon einmal überlegt eine andere zu haben?
3. Wer übernimmt bei Ihnen welche Aufgaben bei den Tieren und warum?
4. Welche Arbeiten mögen sie, welche eher nicht und warum?
5. Welche positiven und negativen Eigenschaften verbinden Sie generell im Umgang mit Ihren Tieren?
6. Gibt es spezielle Momente, von denen sie meinen würden, dass hier die Beziehung zum Tier besonders intensiv ist?
7. Gibt es Bräuche oder ähnliches, die mit den Tieren oder den Ställen in Verbindung stehen? (z.B. Weihen des Stalles im Frühjahr)
8. Wer hat sie in ihrer Einstellung und ihrem Verhalten gegenüber Tieren ihrer Meinung nach geprägt?
9. Können sie sich in diesem Zusammenhang an prägende Ereignisse in ihrer Kindheit und Jugend erinnern?
10. Was hat sich Ihrer Meinung nach im Vergleich zu früher verändert im Umgang mit den Tieren und der Tierhaltung allgemein?
11. Was wollen Sie selbst ihren Kindern im Umgang mit den Tieren vermitteln und weitergeben?
12. Wie sehen Sie Ihre Tiere – glauben sie dass sie Gefühle, so etwas wie einen eigenen Charakter haben?
13. Kennen Sie jedes Ihrer Tiere? (Woran? Ist ihnen das wichtig? warum?)
14. Geben Sie Ihren Tieren Namen? (Warum? Suchen sie diese zufällig aus?)
15. Kommt es vor, dass es so etwas wie Lieblingstiere gibt, also Tiere die einem besonders ans Herz wachsen?
16. Wie stehen Sie dazu dass ja in der Regel davon ausgegangen wird, dass Tiere dem Menschen untergestellt sind?
17. Was macht Ihrer Meinung nach ein schönes Schweineleben / Rinderleben / Hendlleben / Schafleben / Ziegenleben aus?
18. Denken sie dass Frauen im Umgang mit den Tieren gefühlvoller sind, oder eher dazu neigen eine intensive Beziehung aufzubauen als Männer?
19. Wie würden Sie sich selbst im Umgang mit Ihren Tieren beschreiben?
20. In Ausnahmesituationen, z.b. wenn Sie gerade Stress haben oder schlecht aufgelegt sind, denken Sie dass die Tiere das mitbekommen?
21. Wie sollte man sich im Umgang mit Tieren ihrer Meinung nach nicht verhalten?
22. Würden Sie meinen, dass es so etwas wie eine „innere Grenze“ gibt- wo sie von sich selbst sagen, bis hierher und nicht weiter- das würde Sie einem Tier nicht antun?

23. Wie gehen Sie mit dem Widerspruch um, in dem Tier eine Art Gefährten zu sehen und aber auch gleichzeitig ein ökonomisches Gut?
24. Wie gehen Sie mit der Schlachtung bzw. dem Abtransport Ihrer Tiere um? (Sind da manchmal so etwas wie Gewissenskonflikte spürbar?)
25. Sehen Sie Ihre Haustiere anders als Ihre Nutztiere?
26. Glauben Sie daran, dass Sie mit ihrem Verhalten gegenüber Ihren Tieren deren Gesundheit und Leistung beeinflussen?
27. Was machen Sie wenn ein Tier krank wird oder kränkelt – rufen Sie gleich den Tierarzt oder probieren sie selbst zu helfen, wenn es im Bereich des möglichen liegt?
28. Was halten Sie in diesem Zusammenhang von traditionellen Heilmethoden? – fallen Ihnen welche ein bzw. wenden sie welche an?
29. Zusammenfassend, nachdem wir uns jetzt eine ganze Weile darüber unterhalten haben: Was macht Ihrer Meinung nach eine gute Mensch-Tier-Beziehung aus und spielt eine Mensch-Tier-Beziehung überhaupt eine Rolle in der Landwirtschaft?
30. Denken Sie, dass die Mensch-Tier-Beziehung in der biologischen Landwirtschaft anders ist als in der konventionellen Landwirtschaft?
31. Als abschließende Frage, wie schätzen sie die momentane Lage und die Zukunft der Tierhaltung in Österreich ein?

Allgemeine Daten:

Interviewnummer: _____

Ortschaft/Bezirk: _____

Interviewpartner: männlich / weiblich

Alter: _____

Familienstand: _____

Kinder: _____

Betriebsform: _____

Nebenerwerb / Haupterwerb

Welche Tiere werden am Hof gehalten: _____

Anzahl der Tiere: _____

Verbände: _____

Anzahl der tierhaltenden Bauern/Bäuerinnen im Dorf: _____

Lebenslauf von Mag.^a Silke Zeitelhofer

| Persönliche Daten |

Geboren am 13. Februar 1981 in Kittsee,
Schwester Mareen,
ledig,
österreichische Nationalität.

| Schulbildung |

1991 – 1999	Bundesrealgymnasium Bruck/Leitha (neusprachlicher Zweig)
-------------	--

| Hochschulbildung |

1999	Beginn des Studiums der Sozial- und Kulturanthropologie mit einer Fächerkombination aus „Internationaler Entwicklung“ an der Universität Wien (Interessenschwerpunkte im Studium: Agrarkultur, Entwicklungszusammenarbeit, Religionen, Nachhaltigkeit und Internationale Politik)
November 2002	Dreiwöchige Studienexkursion nach Mexiko mit dem Institut für Geschichte in Wien
Februar bis Mai 2004	Feldforschungsaufenthalt in der Arabischen Republik Syrien: Projektarbeit bei ICARDA (International Center for Agricultural Research in the Dry Areas)
2004	Abschluss des Diplomstudiums mit Auszeichnung Thema der Diplomarbeit: Sozioökonomisches Produktionsumfeld der syrischen Jabali Ziege
2005	Beginn des Doktoratsstudiums der Sozial- und Kulturanthropologie an der Universität Wien